Ein bischöfliches Wort

an die

Protestanten Deutschlands,

zunächst an diejenigen meiner Diöcese,

über die zwischen uns

bestehenden Controverspunkte

von

Dr. Konrad Martin,

Bischof von Paderborn.



I. Die Lehre von der Kirche.

Paderborn,

Druck und Verlag von Ferd. Schöningh.

1864.

Vorrede.

Diese Schrift ward zunächst freilich durch die Angriffe auf unsere hl. Kirche veranlaßt. Denn in unserer durch so schneidende Gegensätze bewegten Zeit geht man mit ihr gerade am wenigsten schonend um. Die alten Angriffe auf sie erneuet und verschärft man. Man kann sie nicht mehr todt schweigen, also will man sie durchaus todt reden. Wer zählt die Massen kirchenfeindlicher Traktätchen, die man Tag für Tag selbst in rein katholische Orte und bis in die untersten katholischen Hütten und Werkstätten hineinwirft und noch öfter hineinschmuggelt; wer zählt das Heer der Litteratur- und Tagesblätter, die gegen uns im Solde stehen? Auch mit umfangreichen polemischen Schriften zieht man gegen uns wieder zu Felde. Ich nenne hier vor andern das jüngst in Leipzig erschienene „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die Römisch-Katholische Kirche von Dr. Karl Hase". Der Ver-

fasser hofft, wie er sagt, durch dieses Handbuch „das Siegesgefühl zu dämpfen und den Uebermuth etwas zu beugen“, der die gegenwärtige katholische Litteratur erfülle; und freilich Aergeres läßt sich wohl gegen die katholische Kirche nicht sagen, als in diesem Buche dagegen gesagt wird. Was muß der von uns denken, der nach solchen scheußlichen Zerrbildern unserer Lehre diese beurtheilt? Und doch versichert der hochgelehrte Verfasser, daß er seine Kenntniß katholischen Wesens aus den lautersten Quellen geschöpft; sogar aus unmittelbarer Anschauung desselben während seines längeren Aufenthaltes in Rom, der Hauptstadt der Christenheit. Da ich das Buch im sächsischen Theile meiner Diöcese, bei Gelegenheit meiner vorigjährigen Firmungsreise, dortselbst ziemlich verbreitet und manche dort gangbare recht arge Vorurtheile gegen uns daraus geschöpft fand, werde ich in meiner Schrift manchmal darauf wieder zurückkommen, und die Behauptung, die ich hier über den Werth dieses Buches im Allgemeinen ausgesprochen, belegen. Durch solche Zeit-Angriffe auf unsere Kirche also ist diese meine Schrift zunächst veranlaßt worden. Sie zerfällt daher auch naturgemäß in zwei Theile, von denen der erste mit den Angriffen auf die katholische Kirche überhaupt, der zweite mit denen auf die einzelnen Lehren der katholischen Kirche im Besonderen sich befaßt.

Durch Abwehr und Berichtigung solcher gegen uns verbreiteten Vorurtheile will aber diese Schrift nicht bloß der Wahrheit dienen, sondern auch zugleich dem Frieden, weil gerade durch diese Vorurtheile der Friede und die Versöhnung zwischen den Confessionen nicht am wenigsten gefährdet oder verhindert wird. Ich bin überzeugt, es gibt sehr viele Protestanten, die nicht aus verkehrtem Willen gegen uns und unsere Lehre so eingenommen sind, denen vielmehr ihre Vorurtheile gegen uns nicht zur Schuld gereichen; ich weiß, daß viele von ihnen die religiöse Wahrheit aufrichtig suchen, und daß sie edel genug sind, der Wahrheit, wenn sie dieselbe erkannt, auch die Ehre zu geben.

An sie richte ich diese Schrift, und weil ich mich mit allem Wohlwollen an sie wende, rede ich zu ihnen auch mit aller Offenheit. Ein diplomatisches, zweideutiges, hinterlistiges Versteckten-Spiel ist Gott und allen guten Menschen verhaßt. Ich sehe nicht, wie wir uns gegenseitig verständigen können, wenn wir nicht gegen einander offen und wahr sind. Eine gegenseitige friedliche Verständigung muß und soll aber doch endlich einmal wieder herbeigeführt werden. Der Riß, der zwischen uns gekommen, ist nicht natürlich und er kann und darf so nicht bleiben. Das Bedürfniß nach einer Wiedervereinigung der getrennten Christen in dem „Einen Schafstalle und dem Einen

Hirten" empfinden alle Edlen unsers deutschen Vaterlandes hüben und drüben, und diejenigen, die es nicht empfinden, sollten wenigstens so ehrlich sein, den christlichen Namen ganz aufzugeben.

So, geliebte protestantische Freunde, habe ich es mit meinem offenen Wort an Euch gemeint. Das aufrichtigste persönliche Wohlwollen hat es mir in den Mund gelegt. Nehmt es nun auch mit gleichem Wohlwollen entgegen!

Paderborn am 2. Pfingstfeste 1864.

Inhalt.

I. Band:

Seite

Unser Standpunkt 1
Ohne Kirche kein Christenthum 23
Die alleinseligmachende Kirche 52
Katholische Intoleranz 78
Katholisches Bibelverbot 106
Katholische Geistesknechtschaft, Gewissenszwang und Verdummungs-System 132
Das Papstthum 164
Katholisches Ceremonien-Wesen 199

II. Band:

Katholische Werkheiligkeit und Stockgläubigkeit 1
Die Siebenzahl der hl. Sakramente 25
Die katholische Abendmahls-Lehre 49
Bußsakrament, Fegefeuer und Ablaß 79
Cölibat und Ehe 114
Katholische Heiligen- und Marien-Verehrung 159
Die katholischen Klöster 190

I.

Unser Standpunkt.

An diejenigen Protestanten meiner Diöcese, bei welchen das Haupthinderniß ihrer Rückkehr zur Kirche in ihrer blinden gehässigen Leidenschaft oder auch in ihrer gänzlichen Gleichgültigkeit, ja Eingenommenheit gegen die Religion überhaupt liegt, an diese sind die folgenden Blätter nicht gerichtet. Sie würden von denselben entweder gar keine Notiz nehmen, oder, wenn diese ihnen doch zufällig in die Hände fielen, würden sie dieselben nur mit einem leichten mitleidigen Lächeln aufnehmen. Für solche unglückliche verblendete Seelen muß man beten, gleichwie für diejenigen, die zwar äußerlich der Kirche angehören, aber diese ihre äußere Mitgliedschaft durch ihr häßliches Leben verläugnen. Bloße Worte helfen bei den einen so wenig, wie bei den andern. Aber außer jenen Protestanten, deren ganzes Verhältniß zur Religion darin besteht, daß sie die Religion verwerfen, gibt es Gott Lob auch noch eine gute Zahl solcher, die mit edler aufrichtiger Liebe die religiöse Wahrheit suchen und die nur durch ihre Vorurtheile, durch ihre unrichtigen Auffassungen und Mißverständnisse, gleichwie durch eine Mauer, von der Kirche Christi, welche die Grundsäule aller Wahrheit ist, getrennt und ferngehalten werden. An sie richte ich diese Worte in der Absicht und

mit dem herzlichen Verlangen, sie in ihren religiösen Ansichten und Vorstellungen aufzuklären, damit statt des Zerrbildes, das sie sich bisher von der katholischen Kirche gemacht, deren wahres und unentstelltes Bild ihnen erscheine, damit sie die Kirche sehen, wie sie wirklich ist, sie anerkennen und sie lieben.

Der Schwierigkeit dieser Aufgabe bin ich mir sehr wohl bewußt. Denn nichts ist schwerer, als gegen Vorurtheile zu kämpfen, besonders wenn sie, wie es hier der Fall, religiöser Natur sind; wenn sie gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, wenn sie uns von der Hand eines lieben geschätzten Lehrers unserer Kindheit oder Jugend eingeträufelt wurden, und bei uns gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen sind. Wer solche mit ihm verwachsene Vorurtheile aufgeben soll, hat nicht bloß die unangenehme Empfindung, die bei jeder Enttäuschung stattfindet (denn jede Enttäuschung ist mit einer gewissen Verdemüthigung verpaart und kostet uns immer eine Art Selbstüberwindung), sondern es ist ihm zu Muthe, als ob er sich einer blutigen geistigen Operation unterwerfen, als ob er ein Stück seines eigenen Selbst einbüßen solle. Man bringt solche Opfer, wie sie das Aufgeben eingewurzelter religiöser Vorurtheile kostet, nicht immer genug in Anschlag, und schreibt daher oft bösem Willen zu, was doch seinen Grund nur in einem schwachen Willen hat. Die Schwierigkeit meiner Aufgabe also fühle ich nur zu gut; doch setze ich außer auf die göttliche Gnade meine Hoffnung auf den guten und edlen Willen Derjenigen, an die ich diese Briefe richte. Denn wenn sie, wie ich voraussetze, die Wahrheit wirklich aufrichtig suchen und wenn sie erwägen, daß in dieser Wahrheit die wahre Ruhe ihres Lebens und das

Glück ihrer ganzen Ewigkeit liegt, so wird ihnen das geforderte Opfer, wenn auch an sich schwer, doch nicht zu schwer sein. Man bringt ja auch Opfer für geliebte zeitliche Güter, und warum sollte man es nicht für ein so großes Gut, wie die Wahrheit ist, jene Wahrheit, für die unsere Seele erschaffen ist, von deren Brote sie lebt und von dem sie allein wahrhaft und für immer gesättigt werden kann, nach den Worten unsers Erlösers: „Bemühet euch nicht um die vergängliche Speise, sondern um die, welche bleibet zum ewigen Leben"; „Ich bin das Brot des Lebens, wer zu mir kommt, den wird nicht mehr hungern". *) In Anbetracht dessen glaubte ich von der Ausführung eines lange gefaßten Vorhabens, ungeachtet aller Schwierigkeiten, die dieselbe mit sich bringt, nicht mehr abstehen zu dürfen.

Eine dringende Aufforderung dazu erkannte ich zunächst in meinem eigenen hirtenamtlichen Berufe. Bekanntlich erstreckt sich mein Sprengel über einen großen Theil des protestantischen Deutschlands und namentlich über das eigentliche Wiegenland der sogenannten Reformation. Ich nenne nur die Namen Wittenberg, Eisleben, Halle, Magdeburg, Halberstadt, Naumburg: wie reich an Erinnerungen sind nicht diese Namen und wie eng verschlungen in jene Geschichte, welche für unser deutsches Vaterland so epochemachend als verhängnißvoll, zu seiner Entzweiung und spätern Erniedrigung den Grund gelegt? Auch sonst ist mein Sprengel, wie kaum irgend ein anderer, fast durchgehends ein Gemisch von katholischer und protestantischer Bevölkerung; nicht nur in Sachsen Rudolstadt, in Gotha, in Waldeck und Lippe-Detmold, sondern auch in der west-

*) Joh. 6, 27. 35.

fälischen Mark, im Ravensbergen'schen und Minden'schen, überall sind Katholiken und Protestanten mit einander vermischt, und durcheinander gemengt.

Die Katholiken meiner Diöcese habe ich seither oft genug an ihre religiösen Pflichten erinnert und ich muß mich nun auch an die Protestanten wenden; ich muß sie namentlich belehren über den Standpunkt, den sie der Kirche gegenüber einnehmen sollten, und nicht einnehmen, d. h. ich muß sie über ihre religiösen Vorurtheile aufklären, und zwar in der zwiefachen Absicht, einestheils um der Katholiken willen, mit denen sie zusammen leben, damit sie nämlich nicht auch sie mit dem Sauerteige ihrer Vorurtheile anstecken und sie in ihrem hl. Glauben irre machen, anderseits aber auch ihrer selbst wegen, um sie nämlich selbst der Wahrheit zu gewinnen. Ueber die erstere Absicht brauche ich mich nicht weiter zu erklären, da sie einer Mißdeutung nicht unterliegen kann. Aber von jedem einsichtigen und billig Denkenden kann ich erwarten, daß er auch die genannte zweite Absicht gerecht beurtheilen werde. Der Wahrheit dienen, und ihre möglichste Verbreitung zu befördern suchen, ist ein Recht, das jedem zusteht; und wer hier von Proselyten-Macherei oder Intoleranz reden wollte, bewiese nur, daß er mit diesen Worten keinen vernünftigen Sinn verbände. Wenn Jemand seine Mitmenschen zu einer andern Religion entweder gewaltsam herüberzwingt, oder durch unerlaubte Mittel der Verführung herüberlockt oder herüberschmeichelt, von einem solchen sagt man mit Recht, er treibe Proselyten-Macherei. Ein russischer Czar z. B. zwingt auf einmal so und so viel Millionen Polen in die russische Staatskirche; ein französischer Ludwig XIV. zwingt mittelst seiner Dragonaden so und so viel Haufen seiner

protestantischen Unterthanen in die katholische Kirche; ein protestantischer Landesfürst zwingt vermöge seiner Territorial-Gewalt und in Anwendung des schmachvollen Grundsatzes: cujus regio illius religio (der Herr oder Fürst eines Landes verfügt auch über die Religion seiner Bewohner) so und so viele Tausende seiner katholischen Unterthanen in seine lutherische oder calvinische Staatskirche; irgend ein protestantischer Edelmann zahlt für den Kopf, den er der Mutterkirche entreißt und protestantisch macht, so und so viel Goldstücke, — alle diese treiben ganz offenbar Proselyten-Macherei; sie behandeln die Menschen, als ob sie nicht bloß Tyrannen über ihre Leiber, sondern auch über ihre Seelen wären, und sie gehen mit dem Gewissen um, wie mit einer Waare, die man kauft oder verkauft. Ich sage, diese treiben die Proselyten-Macherei offenbar; denn außer dieser offenbaren und schamlosen Proselyten-Macherei gibt es auch noch eine versteckte, die oft sogar noch gefährlicher ist. Man nimmt z. B. wie jener Julianus Apostata den rechtgläubigen Christen ihre höheren Bildungsanstalten, und läßt sie des geistigen Hungertodes sterben; man vertheilt Aemter, Würden, Stellen und Titel nur oder doch vorzugsweise nur an bestimmte Religions- oder Konfessionsverwandte mit Verdrängung oder Ausschließung aller andern; man schickt diejenigen, die aus freier Wahl zu einer für wahr erkannten Kirche übertreten, nach Sibirien, oder beraubt sie ihrer Stellen; man saugt die einen Religions-Genossen auf Kosten der andern aus, gewährt den einen Privilegien, die man den andern entzieht; — alles das ist zwar keine offenbare, vor der Welt ausgesprochene, aber doch eine sehr gefährliche und sehr häßliche Proselyten-Macherei. Die Katholiken Deutschlands sind in der unglücklichen oder auch

glücklichen Lage, daß sie weder in der einen noch in der andern Weise Proselyten-Macherei treiben können, auch wenn sie es wollten. Sie sind selbst in denjenigen Ländern, die man die katholischen nennt oder deren Landesfürsten katholisch sind, ziemlich macht- und mittellos, und fast gebunden an Händen und Füßen. Ueber solche Mittel also, womit man Proselyten-Macherei treibt, haben sie nicht zu verfügen. Die einzigen Waffen, die sie haben, sind die Verheißungen des Herrn, und ihr einziger Reichthum besteht in der in ihrer Kirche niedergelegten Wahrheit. Wenn sie aber von diesen Mitteln Gebrauch machen, wenn sie in der Ausübung eines allgemeinen Menschen-Rechtes mit ehrlichen Waffen den Irrthum bekämpfen und auf dem Wege der Ueberzeugung der Wahrheit neue Jünger zu gewinnen suchen: so wird das kein vernünftiger Mensch Proselyten-Macherei nennen.

Ebensowenig paßte auf solches Bemühen das Wort Intoleranz. Denn was ist Toleranz? Doch wohl nichts anders, als die duldende, ertragende Liebe. Den irrenden Mitmenschen so gut, wie den Sünder und Lasterhaften soll man ertragen, und nicht bloß ertragen; seinen Irrthum oder seine Sünde vielmehr soll man ertragen (denn was man erträgt, liebt man nicht), aber seine Person soll man auch lieben, nicht bloß mit der Zunge oder mit jener schwachen und mattherzigen Liebe, die für den Geliebten nichts wirkt und unternimmt, sondern mit einer Liebe, die dieses Namens werth ist und sich darin erweist, daß man dem Geliebten wirklich wohlwill und sein Wohl aufrichtig zu befördern sucht. Eines Irrenden oder eines Sünders Wohl befördere ich aber doch noch nicht, wenn ich mich bloß äußerlich freundlich, artig, zuvorkommend gegen ihn

benehme, — so wenig es genügt, einen kranken, hungrigen, nackten Mitbruder, dem man thätige Hülfe leisten kann, bloß mit schönen Worten abzuspeisen. Aeußere Freundlichkeit und Artigkeit ist gut, aber sie ist noch nicht das Beste, denn es gibt bekanntlich auch eine Tigerfreundlichkeit. Ihr, die ihr so viel von Toleranz redet, versteht unter Toleranz eben nur dieses äußere freundliche und artige Begegnen, dieses Jeden seines Weges gehen lassen, dieses sich gar nicht Bekümmern um ihn und um seine religiösen Gesinnungen und Ueberzeugungen, dieses äußerlich glatte, aber innerlich kalte theilnahmlose Wesen, wobei man sich einander die conventionellen Artigkeiten in's Gesicht sagt, ungefähr, wie man am Ende eines Briefes „Ihr gehorsamer Diener" beifügt, kurz, ihr seid ungefähr eben so tolerant, wie es Kain war, als er das kalte Wort sprach: „Was geht mich mein Bruder Abel an." Eine solche Toleranz ist freilich sehr wohlfeil; sie kann auch der größte Schurke haben, und wenn sie so in Verruf gekommen ist, daß man ihren Namen neulich sogar aus dem christlichen Wörter=Buche ausgestrichen zu sehen wünschte, so kann man wahrlich darüber sich nicht wundern. Wir aber geben dem Worte seine ganze, volle, schöne, christliche Bedeutung, und ohne viel davon zu reden, üben wir sie; wir üben sie, indem wir den irrenden Mitbruder nicht nur äußerlich ertragen, sondern indem wir ihn auch innerlich lieben. Wir interessiren uns für ihn, beten für seine Erleuchtung und wären glücklich, wenn wir ihm zur Erlangung des Besitzes der Wahrheit, dieses schönsten und kostbarsten Gutes, was es für einen Menschen geben kann, nach unsern schwachen Kräften behülflich sein könnten. Ich wiederhole also: wenn ich an die Protestanten und

zunächst an diejenigen meiner Diöcese ein belehrendes aufklärendes Wort richte, zeige ich mich weder proselytenmacherisch, noch intolerant, sondern ich mache nur von einem Rechte Gebrauch, das Jedem zusteht.

Ich habe aber zu solchen religiösen Belehrungen und Aufklärungen nicht nur das Recht, sondern vermöge meines oberhirtlichen Amtes zugleich auch die Pflicht. Denn von Gottes und Rechts wegen bin ich Bischof der Diöcese Paderborn, d. h. nicht bloß der Katholiken dieser Diöcese, sondern aller Christen, die innerhalb der Grenzen derselben wohnen, welchem Bekenntnisse sie auch angehören mögen. Es gibt nur Eine Kirche Christi, und durch die gültige Taufe tritt man in sie ein, und zwar so, daß, wenn man auch durch frevelhaften Abfall später sich ihr wieder entwinden will, man sich ihr vollständig nie wieder entwinden kann. Der Getaufte verliert seinen unauslöschlichen Taufcharakter nicht, auch wenn er zum Islam oder zum Judenthume abfällt und auch die Kirche verliert ihre Rechte über ihn nicht. Sie erkennt alle einmal gültig Getauften für ihre Kinder an, vielleicht für ihre irregeleiteten, verblendeten, ungehorsamen und abtrünnigen Kinder, aber doch immer noch für ihre Kinder, die ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen sind. Daher hält sie dieselben auch noch an ihre Gesetze gebunden, an ihre Ehegesetze, an ihre Gesetze über die Heiligung ihrer Feste so gut, wie an ihre Fasten- und Abstinenz-Gesetze, und wenn ein Katholik an einem Abstinenz-Tage einem protestantischen Freunde Fleischspeisen aufsetzen will, so bedarf er hiezu so gut der kirchlichen Dispense, als wenn er an solchem Tage selbst Fleisch genießen will. Dieß sind allbekannte Dinge, und wie man auch darüber denken mag, man kann daran nichts ändern.

Da ich also von Gottes und Rechts wegen auch der rechtmäßige Oberhirt der Protestanten dieser Diöcese bin, mögen sie mich selbst dafür anerkennen oder nicht, so habe ich gegen sie auch oberhirtliche Pflichten, und ich muß sie, so gut es gehen will, erfüllen, wenn ich mich nicht vor der Rechenschaft fürchten soll, die ich einst auch wegen ihrer Seelen abzulegen habe. Ich muß für sie Worte des Gebetes zum Himmel hinaufsenden, aber ich muß auch an sie selbst meine Hirtenworte entsenden, und erst, wenn ich beides gethan wie ich gesollt, kann ich getrost mit dem Psalmisten sagen: Dixi et salvavi animam meam (ich habe geredet, und damit meiner Pflicht genügt).

Zur Wahrnehmung eines solchen Berufes bedarf es freilich auch hinreichender Sach- und Personen-Kenntniß, aber auch diese darf ich mir, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, wohl zutrauen. Ich kenne die protestantische Art zu denken und insbesondere die protestantischen Vorurtheile aus langjähriger, genauer, persönlicher Erfahrung und Anschauung. Schon von früher Jugend an lebte ich mit Protestanten im vielfachsten unmittelbaren Verkehre. Ich genoß meinen Gymnasial-Schul-Unterricht an einer Anstalt, an der damals zugleich mehrere protestantische Lehrer wirkten, von denen einer, dem ich einen guten Theil meiner Schulbildung verdanke, jetzt noch lebt und dem ich bis auf den heutigen Tag ein dankbares Herz bewahrt.

In Halle, wo ich eine Zeitlang orientalische Studien betrieb, kam ich mit den Haupt-Vertretern des Protestantismus in ziemlich nahe Verbindung, sowohl mit jenen, die in der protestantischen Theologie der sogenannten pietistischen, als mit denjenigen, die der rationalistischen Richtung huldigten. Es ist mir, als hörte ich noch immer

dem Sprachgelehrten Gesenius zu, wie er in seiner frivolen Art mit dem alten Testament umsprang, wie er mit den hl. Patriarchen seine ungeziemenden Spässe trieb, aus dem Psalmen-Buche den Geist Gottes herauserklärte und es ungefähr ebenso behandelte, wie ein gelehrter Schulmann seinen Horaz, wie er endlich jene erhabenen Weissagungen der Propheten, die Weissagungen über den Emmanuel, die Jungfrau, die einen Sohn gebären soll, und ähnliche hehre geheimnißvolle Gegenstände in's Fade, Triviale und Lächerliche herunterzog.

Ich meine, ich sähe noch immer einen Wegscheider vor mir, wie er uns mit seinem marmorkalten Gesichte und in seiner unaussprechlich nüchternen und frostigen Manier das Johannis-Evangelium auslegte und ich fühle noch, wie mich jedesmal ein eiskalter Schauer überfiel, wenn er uns bei jedem Wunder, das ihm begegnete, statt es mit dem Heidelberger Paulus durch philologische Spiegelfechtereien wegzuerklären, regelmäßig wiederholte, daß der Referent hier wirklich habe ein Wunder erzählen wollen, daß aber der Referent zu den wundergläubigen, wundersüchtigen Juden gehöre.

Ich meine, ich hörte noch immer Consistorial-Rath Tholuk, wie er sich mit wahrem Zorn- und Feuer-Eifer über die katholische Werkheiligkeit und über die laxe Jesuiten-Moral hermacht, und bald hier bald da, die Gelegenheit dazu gewöhnlich vom Zaune brechend, mit der katholischen Kirche anbindet und Seitenhiebe auf sie austheilt. Mehrmals disputirte ich sogar mit ihm, denn er hatte mich in sein theologisches Kränzchen aufgenommen und würdigte mich, ihn auf seinen Spaziergängen zu begleiten, bis ich ihn später, als ich sah, was er mit mir vorhatte, mied.

Auch Leo, der berühmte Historiker, der den Standpunkt seiner „jüdischen Geschichte" damals schon überwunden und eben durch gründliche Geschichts-Studien, wie er uns selbst versicherte, zum Glauben an einen persönlichen Gott bekehrt worden war, hatte an mir einen sehr eifrigen Zuhörer. Es erregte in mir ein frohes Bewundern, wie er mit solchem Freimuthe mitten in der ihn umgebenden durch und durch protestantischen Atmosphäre (ich war sein einziger katholischer Zuhörer) die unchristlichen und unkatholischen Geschichtsmacher zurechtsetzte und den so lange für vogelfrei erklärten mittelalterlichen kirchlichen Personen und Instituten ihr so arg gekränktes und vorenthaltenes Recht wieder zurückstellte. Ganz außer mich vor Staunen aber gerieth ich, als er einst nach einer weitläufigen Ehrenrettung Papstes Gregor VII. diesen den größten Mann des Mittelalters nannte, und seinen Widersacher Kaiser Heinrich IV. einen Lumpen.

Alle diese Heroen protestantischer Wissenschaft lernte ich damals kennen, mit den meisten von ihnen, wie auch mit mehreren andern akademischen Lehrern an dieser Universität, die zu den untern Gottheiten zählten, einem Dähne, Rödiger, Fritsche, Thilo, Guerike, Tuch trat ich in vielfachen persönlichen Verkehr. Die damals tonangebenden protestantischen Gottesgelehrten, mit denen ich keine persönliche Bekanntschaft anknüpfen konnte, suchte ich, so weit es mir möglich war, wenigstens in ihren Schriften kennen zu lernen; denn den unglücklichen Wahn, daß die Wissenschaft vorzugsweise bei den Protestanten zu Hause sei, theilte ich damals, bei aller meiner katholischen Gläubigkeit, mit mehreren meines Gleichen. Der breite und zahme Rosenmüller, der knappe Gieseler, der weitschweifige gut-

müthige Neander, der dialektisch scharfe und sämmtliche christlichen Dogmen dialektisch vernichtende Schleiermacher, der vornehme christlich antichristliche Marheineke, der flache, schönrednerische de Wette und wie viele andere noch gingen an meinem strebsamen, Wissenschaft suchenden jugendlichen Geiste vorüber, ohne daß sie jedoch auch nur einen Augenblick mir einen leisen Zweifel an einem einzigen katholischen Dogma erregt hätten.

Und damit mir keine der damals Aufsehen machenden protestantisch-wissenschaftlichen Richtungen und Denkweisen fremd bliebe, lauschte ich in München den Orakelsprüchen eines schon damals von der neuen Johanneischen Kirche, als der Kirche der Zukunft, träumenden Schelling, sowie den wunderlichen Lehren des ich weiß nicht ob mehr naiv oder mehr aufschneiderisch die Welt aus dem Aether und den Menschen aus dem Urschleim construirenden Naturphilosophen Oken.

So ein eifriger Erforscher protestantischer Ansichten und Denkweisen also war ich schon als studirender Jüngling, und später, namentlich in meiner Wirksamkeit als akademischer Lehrer an der sogenannten paritätischen Universität in Bonn, fehlte es mir weder an Gelegenheit noch an gutem Willen, meine Kenntnisse protestantischen Wesens zu erweitern und etwa noch vorhandene Lücken auszufüllen.

Meine nunmehrige amtliche Stellung aber hat mich mit protestantischen Praktikern aller Art, und mit den verschiedensten Klassen der protestantischen Bevölkerung meiner Diöcese in Verbindung gebracht und ich finde noch täglich Gelegenheit und Aufforderung, die protestantischen Anschauungsweisen aus unmittelbarer Erfahrung kennen zu lernen. Selbst zu protestantischen Predigern und Super-

intendenten mußte ich vielfach von Amtswegen in Beziehung treten, und von einigen besitze ich briefliche Mittheilungen und Geständnisse, die, wenn ich sie vorlegen wollte, vielfach Verwundern erregen würden.

Ich habe an alles dieses hier flüchtig erinnern zu müssen geglaubt, um mich von vornherein gegen den Vorwurf der Unkunde protestantischer Verhältnisse zu schützen und um meinen Beruf, an die Protestanten meiner Diöcese religiöse Briefe zu schreiben, auch in dieser Beziehung zu legitimiren.

Ob aber auch die gegenwärtige Zeit zu einem solchen Unternehmen günstig gewählt sei? auch diese Frage glaube ich mit Entschiedenheit bejahen zu können. Schon der sich überall, hüben und drüben, regende Drang nach nationaler Einheit oder doch nach größerer nationaler Einigung erscheint mir als ein Mahnruf zur Vereinigung der geschiedenen christlichen Confessions-Verwandten in's Heiligthum der Einen Kirche, da ohne diese letztere Vereinigung die erstere doch nur ein leerer Traum bleiben wird.

Auf der andern Seite müßte doch auch dem blödesten Auge einleuchten, daß es lange so nicht mehr fortgehen kann, und daß es bei dem wirren Durcheinanderfluthen religiöser Ansichten und Meinungen nur noch in der Arche Noe's Rettung gebe. Das Häuflein der Christus-Gläubigen unter den Protestanten schmilzt immer mehr zusammen. Ich kenne Orte, wo von 18,000 Einwohnern etwa nur noch 32—34, also etwa ein Fünftel-Procent, Kirchgänger und Abendmahls-Empfänger sind. Uhlich, Balzer und wie die Prediger der freien Gemeinden heißen, gewinnen von Tag zu Tag mehr Anhänger und an vielen Orten ist es dahin gekommen, daß die Taufe der Kinder durch-

gehends nur noch in Folge von Anwendung polizeilicher Zwangs-Maßregeln vollzogen wird, so daß, wenn der Polizei-Staat seine schützende Hand von dem, was man protestantische Kirche nennt, zurückzöge, vom Christenthume bald keine Spur mehr übrig sein würde. Was hilft es, solche Schäden zu vertuschen? Das Vertuschen ist hier, wie überall, zugleich ein Verpfuschen. Der Abgrund also, wir dürfen es uns nicht verhehlen, ist uns nahe genug gerückt. Die moderne Civilisation ist nur ein verkleistertes Heidenthum und in mancher Beziehung sogar noch schlimmer als das alte Heidenthum, und gegen den um sich greifenden religiösen Indifferentismus, Materialismus, Sensualismus und wie diese Zeitübel sonst heißen mögen, werden polizeiliche Maßregeln am Ende doch nichts mehr ausrichten. Es ist also hohe Zeit, daß wir den Rest retten, und daß alle guten und ehrlichen Protestanten, die das Christenthum noch festhalten wollen, in dem drohenden allgemeinen Schiffbruche das letzte Brett ergreifen, und sich in Noe's Arche retten!

Nachdem ich nun als Einleitung das Nöthige vorausgeschickt, wende ich mich, Ihr edlen und billig denkenden Protestanten meiner Diöcese, an Euch selbst, und die erste und nächste Bitte, die ich an Euch richte, ist, daß Ihr ohne Vorurtheil lesen möget, was ich, um Eure Vorurtheile zu zerstreuen, in den folgenden Blättern an Euch schreiben werde.

Ja, vor Allem leset: denn worüber wir uns bei Euch bitter zu beklagen haben, ist, daß Ihr unsere Schriften, ich meine die Schriften der Katholiken, bisher nicht gelesen, daß Ihr von Allem, was, sei es in gründlichen umfassenden Werken, sei es in kleinern Abhandlungen,

Tagesblättern und Gelegenheitsschriften von unserer Seite an Euch und für Euch geschrieben worden ist, so gut wie keine Notiz genommen habt. Wir geben uns so viele Mühe, Eure religiösen Ansichten und wissenschaftlichen Leistungen kennen zu lernen, wir gehen hierin oft sogar zu weit, denn es gibt unter uns Gelehrte, die mit Eurer Literatur mehr vertraut sind, als mit ihrer eigenen und deren Bibliothek mehr protestantische als katholische Bücher zählt — und Ihr, Ihr ignorirt uns und schweigt alles todt, was von uns zu Eurer Aufklärung und zu Eurem Nutzen geredet oder geschrieben wird. Ihr seid es, die Ihr am meisten auf den Grundsatz pocht: „Prüfet Alles und das Beste behaltet", und Ihr seid es, die Ihr diesem Grundsatz am meisten in's Angesicht schlagt. Ihr prüfet nicht nur nicht, sondern Ihr leset nicht einmal; Ihr habt Euer Urtheil schon fertig, noch ehe Ihr gelesen habt; man braucht Euch nur zu sagen, es sei irgend ein Buch ein katholisches, und dieß schon genügt, um es, als des Lesens unwerth, nicht einmal in die Hand zu nehmen. Und selbst Eure Lehrer, und die Lehrer Eurer Lehrer, diejenigen, welche berufsmäßig das Feld der theologischen Wissenschaft bebauen sollen, selbst diese machen es nicht besser; sie setzen sich, man verzeihe mir diesen Ausdruck, auf's hohe Pferd, urtheilen über uns ab, und ignoriren uns. Ich könnte auch hier mit Zahlen dienen. Denn billiger Weise können doch hier die Universitäten, diese Sammelpunkte alles menschlichen und göttlichen Wissens, mit ihren großen Bibliotheken als Maßstab gelten. Und wenn man die Kataloge unserer berühmtesten Universitäts-Bibliotheken durchgeht, etwa die von Halle, Berlin, Leipzig, Göttingen: wie viele ältere oder neuere katholisch-theologische Werke findet

man darin verzeichnet? Fast muß man annehmen, dieses Ignoriren der katholischen Literatur geschehe nicht etwa nur aus Bequemlichkeit oder aus vornehmem Selbstgefühl, sondern geflissentlich und absichtlich, damit man sich nicht gezwungen sehe, alte Irrthümer, Vorurtheile und Schmähungen zurückzunehmen. Tholuk schmäht im Jahre des Heils 1860 noch gerade, wie anno 1833, über katholische Werkheiligkeit und über laxe Jesuiten-Moral, und schweigt ruhig zu dem Vorwurfe der Verläumdung, den deßhalb öffentliche Blätter gegen ihn erheben. Ewald spricht sich in dem bekannten Anhange zu seinen „Promotionsreden" noch vor ganz Kurzem über katholische Zustände, Einrichtungen, Personen und Lehren in einer Weise aus, daß man nur staunen und ihn nicht ohne Kopfschütteln lesen kann. Und doch gelten beide in der protestantischen theologischen Welt als zwei Sterne erster Größe. Was soll man hiezu sagen! Eigentlich könnte man nur eins von beiden sagen: entweder sie reden und schreiben nicht, wie alle übrigen ehrlichen Leute, oder es sind die ausgemachtesten Ignoranten, die über Dinge reden, wovon sie nichts verstehen.

Ich will aber in Schonung ihrer Ehre keins von beiden von ihnen sagen, sondern nur annehmen, sie haben von Allem, was seit Bellarmin und Bossuet in der katholischen Kirche über katholische Dinge und über confessionelle Controversen an's Licht getreten ist, nichts, gar nichts gelesen, sondern haben Alles vornehm ignorirt. Und wenn das nun am grünen Holze geschieht.

Eure Prediger und Theologen erhoben ein wahres Zetergeschrei, als vor einigen Jahren das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Marien's deklarirt wurde; alles rief und schrie: die Brücke sei nun vollständig abgebrochen

und eine Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche nun zur puren Unmöglichkeit geworden, und Niemand bedachte, daß schon Luther dieselbe Lehre, die hier verkündet wurde, in so starken Ausdrücken vertheidigt, wie es nur irgend menschenmöglich ist.

Es existirt noch immer der Wahn, Katholicismus sei gleichbedeutend mit Geistes-Unterdrückung, Geistes-Knechtschaft, Gewissens-Zwang, Verdummung u. dgl. und unsere liberalen Kammerredner und Zeitungsscribenten wissen recht gut, daß, wenn auch alle ihre übrigen Argumente nicht mehr verfangen wollen, diese und ähnliche Kraftausdrücke und Schlagwörter doch jedesmal noch ihre Wirkung thun. Eine entgegengesetzte religiöse und politische Partei dagegen erhebt gegen uns den gerade entgegengesetzten Vorwurf, unsere Lehre führe zum Vernunftstolze, zum Freiheitsschwindel und zu weiß Gott was allem Andern, so daß die armen Katholiken wirklich den Gefangenen in den Venetianischen Kerkern gleichen, welche stets fürchten mußten, von den entgegengesetzten Wänden erdrückt zu werden.

Mir selbst sind in dieser Beziehung die wunderlichsten Dinge begegnet. Wie oft geschah es, daß, wenn ich auf Firmungsreisen in den katholischen Kirchen über die Lehren unsers Glaubens predigte, selbst die gebildetsten Protestanten, die aus Neugier den Predigten beigewohnt hatten, später mir in starken Ausdrücken ihre Verwunderung ausdrückten. So hätten sie sich die katholischen Lehren nicht gedacht, ihre Prediger hätten ihnen hierüber das gerade Gegentheil gesagt, gegen solche Lehren ließe sich gewiß nichts erinnern, solche Lehren seien ja wirklich schön, ansprechend, erhebend u. s. w.

Ich komme auf diese Dinge später wieder zurück, ich constatire hier nur die Thatsache selbst, die große Ignoranz

selbst vieler gebildeten und gescheidten Protestanten in Absicht auf katholische Lehren und Einrichtungen, welche Ignoranz natürlich nur darin ihren Grund hat, daß sie uns und unsere Widerlegungen ihrer Irrthümer und Vorurtheile ignoriren. Und deßhalb wiederhole ich meine Bitte: leset, geliebte protestantische Freunde, was ich hier an Euch schreibe, und leset es ohne Vorurtheil. Seid überzeugt, der Schreiber dieser Blätter sucht nichts Anderes, als Euch selbst zu nützen und das Gut der Wahrheit Euch zu vermitteln. Gehässige widerwärtige Gefühle gegen Euch kenne ich nicht; ich liebe Euch so aufrichtig, als nur ein Mensch Euch lieben kann, ich liebe Eure unsterblichen Seelen, für die ich mit verantwortlich bin und für die ich, wenn ich sie für das ewige Leben retten könnte, mein zeitliches Leben gern hingeben würde, gehorsam gegen den Befehl unsers gemeinsamen göttlichen Hirten, der gesagt hat: „Ein guter Hirt läßt sein Leben für seine Schaafe". Ich schrieb diese Briefe mit aller Offenherzigkeit, ohne jeglichen falschen Hintergedanken, ohne alle diplomatische Zimperlichkeit und Zurückhaltung: und wünsche nichts mehr, als daß Ihr sie in ähnlicher Gesinnung lesen möchtet, mit aufrichtiger Begierde nach Wahrheit und mit dem redlichen Vorsatze, der Stimme der Wahrheit, wenn sie Euer Herz trifft, nicht zu widerstehen.

Mit dem Lesen verbindet dann zugleich das Prüfen. Und prüfet so, als ob es sich um eine Sache handelte, wovon Euer ewiges Schicksal abhängt, und im Vergleich womit alles Andere nichts als Kinderspiel ist. Denn was hälfe mir die ganze Welt, wenn ich an meiner Seele Schaden litte. Diejenigen, die Euch in eine falsche bequeme Ruhe einwiegen, und, wo es sich um Prüfung katholischer Dinge handelt, gleich mit den gewöhnlichen Schlagwörtern

und Schreckbildern von katholischem Aberglauben, katholischem Ceremonien-Dienst, katholischer Unduldsamkeit u. dgl. bei der Hand sind, meinen es in der That nicht gut mit Euch. Sie begleiten Euch einst nicht vor den Richterstuhl Gottes, wo Ihr Euch vielmehr selbst zu verantworten habt.

Und meine letzte Bitte an Euch endlich ist, daß Ihr, nachdem Ihr ruhig gelesen und geprüft habt, nach gewissenhafter Ueberzeugung Eure Wahl treffen möget. Die Kirche Jesu Christi ist kein Gegenstand, den man etwa nur anerkennen und dem man in seinem Urtheile gerecht werden müßte; sondern sie ist zugleich die ordentliche gemeinsame Heilsanstalt aller Christen; sie ist eine Mutter, die man nicht anerkennen kann, ohne daß man zugleich verpflichtet ist, sie als Mutter zu lieben und zu umarmen. Es fehlt nicht an Protestanten, die wissenschaftlich von der Wahrheit der katholischen Kirche überzeugt sind, und die gleichwohl unter allerlei Selbsttäuschungen oder Vorwänden der Rückkehr zu ihr ausweichen. Die einen bilden sich in ihrer Vornehmheit ein, die Kirche müsse zu ihnen kommen, statt daß sie zur Kirche kommen; die andern machen sich ein falsches Gewissen und verscherzen darüber das Heil ihrer Seele; sie meinen, sie könnten für die Interessen der Kirche mehr wirken, wenn sie äußerlich sich noch von ihr fernhielten, sie meinen, die Rückkehr zur Kirche habe dann nur erst Sinn, wenn sie in großen Massen stattfinde oder was sie sonst alles meinen mögen. Viele werden auch durch sehr unedle selbstsüchtige Motive zurückgehalten, — sie fürchten, sie werden amt- und brodlos, — oft auch durch ein falsches Ehrgefühl. Mir selbst sind schon Protestanten der letztern Art mehr als einmal begegnet. „Hätte ich zu Luthers Zeiten gelebt", sagte mir einmal ein

sonst wohldenkender protestantischer Edelmann, „so würde es mir nicht eingefallen sein, aus der katholischen Kirche auszuscheiden. Aber nunmehr denke ich auch nicht daran, obgleich ich diese Kirche für die wahre halte, zu ihr zurückzukehren, da mir das Changiren des äußeren Religionsbekenntnisses unehrenhaft erscheint." Welch' ein seltsames Ehrgefühl ist das, und warum sollte gerade in den Dingen der Religion unehrenhaft sein, was in allen übrigen Dingen für das gerade Gegentheil gilt, daß man nämlich den erkannten Irrthum aufgibt und der erkannten Wahrheit die Ehre gibt. Und wie hätte sich wohl das Christenthum und die Kirche überhaupt auferbauen können, wenn die Zeitgenossen Christi ebenso gedacht hätten!

Auch der Wahn ist mir schon begegnet, man müsse bei der Rückkehr zur katholischen Kirche seine protestantischen Eltern oder nächsten Verwandten verfluchen. Noch neulich war dieß das Erste, was mir eine sonst gebildete und von der Wahrheit des Katholicismus vollkommen überzeugte Dame klagte, als sie nach langem Kämpfen mit sich selbst, mit Beiseitesetzung aller menschlichen Rücksichten, sich entschlossen hatte, zur katholischen Kirche zurückzukehren. „Ich folge endlich", sagte sie mir bei Anmeldung ihres Uebertritts, „der Stimme meines Gewissens, der ich, ohne mein Seelenheil zu gefährden, nicht länger widerstehen darf. Aber welche schreckliche Opfer kostet mich dieser Schritt! Alles Andere wollte ich wohl noch verschmerzen, aber Eins verwundet mein Gemüth doch zu empfindlich. Ich war bisher die Freude meiner Mutter, und werde von nun an ihr Herzeleid sein. Meinen Eltern den vorhabenden Schritt vorenthalten, das wollte und konnte ich nicht. Mein Vater, als ein verständig und billig denkender Mann, fand

sich, wie sehr auch anfangs durch meine Erklärung überrascht, doch bald wieder zurecht und schickte sich in's Unvermeidliche. Es sei, sagte er, stets sein Grundsatz gewesen, daß die Religion eine Sache sei, die jeder mit sich selbst abzumachen habe und wo jeder seiner eigenen Ueberzeugung frei folgen müsse, — und diesen Grundsatz dürfe er daher auch mir gegenüber nicht verläugnen. Es thue zwar seinem väterlichen Herz wehe, daß meine religiösen Ansichten und Ueberzeugungen mit den seinigen nicht zusammenstimmten; aber er dürfe mich deßhalb doch nicht hindern, meinen Ueberzeugungen zu folgen; da er ja dadurch mich um meine Ruhe und mein wahres Glück bringen würde. So entließ mich zwar mein Vater mit aller Resignation. Meine Mutter dagegen, o meine arme, arme Mutter. „Du gehst", sagte sie mir beim Abschiede, im Tone der heftigsten und schmerzhaftesten Entrüstung, „du gehst jetzt, um dich für immer und ewig von deinen Eltern zu trennen; bedenke doch dieses Wort, von deinen Eltern, denen du Erziehung und Alles verdankst und die du nun bei deinem Uebertritte zur katholischen Kirche verläugnen, verlästern und verfluchen mußt." Ich weiß nicht, fuhr die Dame fort, ob es wahr ist, daß man, zur katholischen Kirche zurückkehrend, wirklich seine Eltern verfluchen müsse; in den katholischen Katechismen und andern religiösen Unterrichts-Büchern, die ich benutzte, habe ich dergleichen nicht gefunden. Es würde mir dieß natürlich unendlich schwer und hart vorkommen und ich würde, wenn ich es durchaus thun müßte, nur Trost in dem Gedanken finden, daß man, so sehr man auch seine Eltern lieben muß, doch Gott und die Wahrheit, die er uns gelehrt, noch mehr lieben muß. „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich", sagt

unser Heiland, „ist meiner nicht werth.“ Glücklicher Weise konnte ich sie hierüber schnell beruhigen und sie versichern, daß an dem Gerede von einer Verfluchung der protestantischen Eltern, die beim Uebertritte zur katholischen Kirche stattfinden müsse, kein wahres Wort sei, daß sie dagegen als Katholikin ihre Eltern nur noch inniger, herzlicher und auf wirksamere Weise lieben müsse.

An solchen und ähnlichen, den freien Entschluß hemmenden Vorurtheilen, Vorwänden und Vorspiegelungen fehlt es also, geliebte protestantische Freunde, leider bei Euch nicht. Aber lasset Euch nicht durch solche Wahnbilder und durch keine Vorspiegelungen, sei es von Ehre oder von sonst einem zeitlichen Interesse zurückhalten, Eurer gewissenhaften Ueberzeugung zu folgen und der Wahrheit allein die Ehre zu geben. Es kommt für uns Alle ein Tag, wo alle falschen Vorspiegelungen in Dunst aufgehen werden, und wo wir uns der Wahrheit allein werden gegenübergestellt sehen. So lange unser Erdentag noch dauert, mögen Enttäuschungen immerhin unangenehm sein, aber sie sind uns doch in der Regel auch heilsam; — aber dort vor dem Richterstuhl Gottes werden sie nur noch zu unserm ewigen Unheile stattfinden. Weil wir versäumt hatten, der Stimme der Wahrheit, als es noch Zeit war, zu gehorchen, wird diese selbe Wahrheit uns richten und die Reue wird dann zu spät kommen.

Doch hier breche ich ab, und wenn nur eben so viele Hunderte die folgenden Blätter lesen und prüfen werden, als es Tausende sind, an die ich sie hinrichte, so wären sie nicht vergeblich geschrieben, und ich würde für einen solchen Erfolg Gott von Herzen dankbar sein! —

II.

Ohne Kirche kein Christenthum.

Im vorletzten Jahre, an einem schönen Septembertage, legte ich mit einem protestantischen Ober-Gerichts-Rathe, der jedoch nicht zu meiner Diöcese gehörte, eine ziemlich bedeutende Reise-Strecke auf der Eisenbahn zurück. Wir saßen fast diese ganze Strecke hindurch in einem Coupée allein. Es war mir dieß sehr recht, denn eine angenehmere Reise-Gesellschaft hätte ich mir nicht wünschen können. Seinem zuvorkommenden, freundlichen, gefälligen Wesen fühlte man es gleich an, daß es nicht von außen angenommen oder angewöhnt, sondern von innen, aus einem freundlichen edlen Herzen entsprang; reiche Welt- und Geistesbildung, verbunden mit einem lebhaften Interesse für die höheren Angelegenheiten des Menschen und dabei leichte angenehme Gesprächsformen und eine sehr erfreuliche Mittheilsamkeit.

Er kehrte eben von einer Ferien-Reise aus England zurück. Es schien, als ob er sich besonders die socialen, sittlichen und religiösen Verhältnisse des Landes angesehen und er wußte mir darüber manches Interessante mitzutheilen. Da er mich gleich als einen katholischen

Bischof erkannte, sprach er mir gelegentlich auch von den Fortschritten des Katholicismus in diesem Lande, von seiner Bekanntschaft mit dem Kardinal Wiseman, von der neuerbauten katholischen Kirche in London, und was dergleichen interessante Einzelnheiten mehr waren. Unsere Unterhaltung, wie sie mal in den Fluß gekommen, schweifte von einer Tages-Frage zur andern. Pius IX., der Kirchenstaat, die gerade in demselben Jahre zu Pfingsten in Rom stattgefundene Versammlung des katholischen Episkopats, Napoleon III., auch die deutschen religiösen wie politischen Verhältnisse, eins nach dem andern kam zur Sprache, bis zuletzt die Unterhaltung auf einem Punkte haften blieb, der ihn sehr zu interessiren schien, — auf der nicht lange vorher stattgefundenen Versammlung katholischer und protestantischer Gelehrten in Erfurt und ihrem bekannten Einigungs-Versuche. Es kamen bei dieser Gelegenheit auch die früheren Vereinigungs-Versuche zwischen Katholiken und Protestanten zur Sprache, und diese gaben ihm den natürlichen Anlaß, mich um meine Ansicht darüber zu fragen, ob ich denn solche Versuche in jetziger Zeit nicht für zeitgemäßer hielte und welchen Erfolg man sich etwa davon versprechen dürfe. Sie haben mir, verehrter Herr, entgegnete ich, so viel Offenherzigkeit und Vertrauen erwiesen, daß es undankbar von mir wäre, wenn ich gegen Sie irgend zurückhalten wollte, und Ihre edle Gesinnung bürgt mir dafür, daß die Wahrheit, auch wenn sie mit Ihren persönlichen Ansichten, Wünschen oder Neigungen nicht zusammentrifft, Sie doch nicht verletzen werde.

Zuerst also, lieber Herr Ober-Gerichts-Rath, gebe ich Ihnen zu, daß die Verhältnisse für eine Wieder-Vereinigung der bibelgläubigen Protestanten mit der katholischen Kirche

in manchem Betracht jetzt günstiger sind, als damals, wo Bossuet mit Leibnitz und Molanus unterhandelte. Denn vergleicht man die confessionellen Lehransichten dieser unserer heutigen Protestanten mit denen der damaligen Zeit: welch' eine Veränderung zum Besseren nimmt man wahr! Ja, der Abstand erscheint so groß, daß man Mühe hat, die Fäden eines Zusammenhanges herauszufinden. Die meisten Lehren der katholischen Kirche, die man damals bestritt, läßt man heute wieder gelten, und gegen wie manche Lehren, welche streng symbolische sind, und worauf die Stifter des Protestantismus einstens sogar das Hauptgewicht legten, wehrt man sich heute mit Hand und Fuß!

Oder was würden Sie wohl, fuhr ich fort, mit Ihren gleichgesinnten Confessions-Verwandten dazu sagen, wenn es sich einer Ihrer Prediger einfallen ließe, die Folgen des Sündenfalles unserer ersten Stamm-Eltern in streng lutherischer Weise auf der Kanzel Ihnen etwa mit folgenden Worten zu schildern: „Der in Adam gefallene Mensch hat durch diesen Sündenfall alles eingebüßt, was den Menschen zum Menschen macht. Das Licht seiner Vernunft ist in ihm gänzlich verfinstert, so daß er keine einzige religiöse Wahrheit mehr erkennen kann, nicht mal das Dasein eines persönlichen Gottes oder die Unsterblichkeit seiner Seele; daß er vielmehr in Absicht auf die höheren Dinge nur wie ein Klotz ist. Und wenn dann dieser Prediger sich herausnähme, die Folgerungen aus dieser Lehre, die in den symbolischen Büchern verschwiegen sind, mit kühnen beredten Worten offen auszusprechen; wenn er z. B. sagte: da der gefallene Mensch keinen Funken von Vernunftlicht mehr in sich hat, so thut ihr ihm unrecht, daß ihr ihm einen Vorwurf macht, wenn er sich blindlings in den trost-

losesten Unglauben oder in den scheußlichsten Aberglauben und Götzendienst stürzt. Ihr dürft ihn, da er nach der Wahrheit keinen Drang und keine Sehnsucht mehr haben kann, auch nicht ermahnen, er möchte die Wahrheit suchen, er möchte sich von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugen und zum Glauben an Jesus Christus, den göttlichen Verkünder derselben, sich erheben. Es ist daher auch vergeblich, daß ihr gegen die frechen Läugner, Lästerer oder Spötter der christlichen Religion zu Felde zieht; ihr könnt sie unglücklich, aber nicht persönlich schuldig nennen. Sie können nun einmal zwischen Lüge und Wahrheit nicht unterscheiden, und was sie nicht können, das können sie nicht.

Und wenn dieser Prediger dann über das zweite Grundvermögen des Menschen, das Vermögen des freien Willens, sich in ähnlicher Weise ausließe? Wenn er sagte: auch dieses zweite Vermögen des Menschen ist durch den Sündenfall gänzlich zerstört. Der gefallene Mensch hat nicht mehr die Freiheit, das Gute oder das Böse zu wählen, er hat überhaupt nicht mehr, wie Luther selbst sagt, einen f r e i e n, sondern nur noch einen g e k n e c h t e t e n Willen, er kann nicht mehr seine Hand ausstrecken, Feuer oder Wasser, Gutes oder Böses zu wählen, sondern er m u ß; eine geheime unwiderstehliche Nothwendigkeit zwingt ihn, und er mag sich stellen, wie er will, er kann sich diesem Gesetze nicht entziehen. Und wenn der Prediger in folgerechter Entwickelung dieser reformatorischen Lehre weiter sagte: der arme gefallene Mensch kann nicht anders, er muß sich allen Trieben und verkehrten Leidenschaften seiner verderbten Natur blindlings überlassen. Wandelt ihn die fleischliche Lust an, so muß er nothwendig Ehebruch treiben, bestürmt ihn die Racheluſt, so muß er sei=

nen Nächsten morden, ergreift ihn die Begierde nach fremdem Besitze, so kann er auch dieser nicht widerstehen. Warum macht ihr ihn also für Dinge verantwortlich, die er nicht verschuldet, weil er ja nicht anders handeln kann, als er eben handelt; und ihr könnt ihm vernünftiger Weise nicht mal zumuthen, daß er das Böse, was er begangen hat, bereuen, oder sich vor Gott deßhalb anklagen solle. Ein noch schwereres Unrecht aber würdet ihr ihm zufügen, wenn ihr ihn für seine bösen Thaten, die er ja nicht unterlassen konnte, bestrafen wolltet.

Auch alle eure Gebote und Ermahnungen, eure Drohungen und Verheißungen richten nichts aus, und man muß sich nur wundern, wie Gott, der doch dieses Elend des gefallenen Menschen kannte, diesem noch die zehn Gebote geben konnte, da er sie ja doch nicht erfüllen kann.

Und wenn dieser Prediger endlich die Schilderung der schauerlichen Folgen des Sündenfalls etwa mit folgenden Worten schlösse: Ihr sehet, christliche Zuhörer, der gefallene Mensch ist so elend, wie nur ein Geschöpf es sein kann; er ist im Grunde kein Mensch mehr. Statt daß ehemals das Licht der Vernunft und der Gnade in ihm leuchtete, ist er jetzt mit thierischer Blindheit geschlagen; statt daß er ehemals einen guten und gerechten Willen hatte, ist er jetzt seinem Willen nach ein eingefleischter Teufel. Und diese teuflische Bosheit steckt so tief in ihm, daß sie auch nicht durch die allmächtige Gnade Christi besiegt werden kann. Denn durch die Gnade der Wiedergeburt wird er nicht etwa ein ganz anderes und neues Geschöpf, er wird nicht aus einem Sünder ein Gerechter, sondern er bleibt ein Sünder, wie er war; er erscheint nur vor Gott nicht mehr als Sünder, weil in den Augen

Gottes die Gerechtigkeit Christi seine Ungerechtigkeit zudeckt. Die heiligen Tugenden, die das Christenthum von uns fordert, Milde, Güte, Gerechtigkeit, Wahrheit, Friedfertigkeit, Keuschheit, wahre Nächsten- und Feindesliebe, alle diese Tugenden sind zwar recht schön, aber im Grunde sind es doch nur leere Namen, nur Schatten- und Traumbilder von dem, was auf Erden sein sollte, was aber seit Adams Sündenfall nie auf Erden war und niemals mehr sein wird.

Lieber Herr Ober-Gerichts-Rath, fuhr ich fort, was würden Sie wohl zu einer solchen Predigt sagen, und was würden alle übrigen Zuhörer dazu sagen? Würden Sie es nicht für Ihre Pflicht halten, alle Ihnen möglichen Schritte zu thun, daß einem solchen Prediger das Handwerk gelegt würde? Und wenn er auch noch so sehr versicherte: die Lehren, die ich da vorgetragen habe, sind ja nicht meine Lehren, es sind die Lehren unserer symbolischen Bücher, es sind die Lehren unserer Reformatoren, oder doch die natürlichen nothwendigen Folgerungen daraus; — es würde ihm dieß alles nichts helfen. Man würde ihm einfach sagen, die symbolischen Bücher und die Reformatoren sonst auch noch so sehr in Ehren gehalten, aber du passest nun einmal heute zum Prediger nicht mehr; solche Worte sind nicht mehr zeitgemäß und wenn sie auch hundertmal von den Reformatoren selbst vorgetragen sind, so empört sich dagegen doch nicht allein unser christliches, sondern auch unser menschlichsittliches Gefühl, und selbst die staatliche Ordnung kann damit nicht bestehen.

Ich erinnere mich noch recht wohl des Abscheues und des allgemeinen Entsetzens, das vor einigen Decennien ein streng denkender reformirter Prediger verursachte, als er

die Lehrsätze Kalvin's von der göttlichen Vorherbestimmung seinen christlichen Zuhörern von der Kanzel aus mit aller Offenherzigkeit auseinandersetzte. Alle Menschen, sagte er, sind in zwei große Hälften geschieden und dieser Unterschied ist der einzige, der alle andern, die jetzt die Menschen trennen, überdauern wird. Die eine Hälfte der Menschen ist von Gott zur ewigen Seligkeit, die andere zur ewigen Verdammniß vorherbestimmt. Gottes Rathschlüsse aber sind unwandelbar, und durch all' unser Mühen, Ringen und Kämpfen können wir nichts dagegen ausrichten, oder auch nur ein Jota daran ändern. Du, o Freund, fuhr er dann fort, du bist von Gott zur ewigen Seligkeit vorherbestimmt und du wirst gewiß selig, dein Thun und Handeln mag sein, wie es will. Und ob du auch alle Tage deines Lebens und bis zu deinem letzten Tage dich allen Ausschweifungen, Sünden und Lastern ergäbest, den Rathschluß Gottes würdest du dadurch doch nicht umstoßen. Hingegen du anderer, du bist unglücklicher Weise von Gott zur ewigen Verdammniß vorherbestimmt; und du kannst dich anstellen, wie du willst, du kannst deinem Schicksale nicht entgehen. Bete, kasteie dich und thue Buße in Sack und Asche, strebe jeglicher Tugend nach, sei mildthätig und barmherzig gegen die Armen, verrichte noch so pünktlich die Arbeiten deines Berufes, renne und laufe, wie du willst; du änderst dadurch Gottes ewigen Rathschluß nicht um; es kommt nicht auf unser Rennen und Laufen, sondern allein auf Gott an, der dem einen aus Barmherzigkeit gibt, was er dem andern aus Gerechtigkeit versagt, damit kein Mensch sich rühmen könne, sondern aller Ruhm und alle Ehre ihm allein zufließe.

Diese Predigt mochte noch so sehr im Geiste Kalvins

gedacht und dessen Grundsätze darin noch so gut entwickelt und auf's Leben angewandt sein: erbaut fühlten sich dadurch gewiß nur sehr wenige. Die meisten, die davon, sei es durch Hören-Sagen, sei es durch die öffentlichen Blätter (denn auch in diesen kam die Sache zur Sprache) Kunde erhielten, zeigten sich, so gut protestantisch sie auch sonst sein mochten, darüber äußerst entrüstet. Wie kann man sich unterfangen, sagte man, im Jahre des Heils 1835 noch eine solche Predigt zu halten, und solche Grundsätze zu verkündigen. Und sind diese Lehren auch hundertmal die Lehren Kalvin's, so hindert uns dieß, bei aller unserer sonstigen Verehrung für diesen Mann, doch nicht, sie für unmenschliche, abscheuliche, der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes schnurstracks widersprechende Lehren zu betrachten. Denn wo bleibt denn solchen Lehren gegenüber noch Tugend und Verdienst? Warum sollte man noch nach Tugend streben, wenn sie nutzlos ist und wozu nach einem Himmel verlangen, der auch so unsittlichen Menschen zum Aufenthalte diente? Ein solcher Himmel wäre doch nur ein anderer Name für die schrecklichste Hölle.

Ich habe Sie, Herr Ober-Gerichts-Rath, hier nur an ein paar Lehr-Punkte erinnert, wo, wie Sie sehen, die heutigen Protestanten und zwar nicht bloß die offenbarungs-ungläubigen (denn diese lasse ich hier ganz aus dem Spiele), sondern auch die offenbarungs-gläubigen und die ehemaligen Protestanten weit auseinander gehen. Ich würde dieß auch noch in Absicht auf verschiedene andere ebenso klar nachweisen können. Aber es bedarf dessen nicht, und Sie stimmen mir von vornherein darin bei, daß ein Umschwung in den religiösen Anschauungen unserer heutigen Protestanten wirklich stattgefunden, und daß sie,

durch die Macht der Wahrheit gedrängt, in gar vielen Punkten, vielleicht ohne es selbst zu wissen, wieder ganz katholisch denken. Auch sind sie aus freien Stücken zu manchen katholischen Uebungen und gottesdienstlichen Gebräuchen wieder zurückgekehrt. Man sieht hier und da bei Ihren gottesdienstlichen Versammlungen das ehemals so verhaßte Kniebeugen wieder, durch Eure Liturgie habt Ihr den Schein unserer eucharistischen Opferfeier wiederhergestellt; in verschiedenen protestantischen Kreisen preist man unser Beicht-Institut wieder an, und möchte es gern wieder zur allgemeinen Geltung gebracht sehen; in Baiern hat man hier und da wieder angefangen, die Kranken mit Oel zu salben; Eure Diakonissen-Anstalten sind nur eine Nachahmung unserer katholischen barmherzigen Schwestern-Institute, und also ein indirektes Zeugniß Eurer Achtung und Sympathie für unser religiöses Ordens-Leben; ebenso sind Eure Jünglings-Vereine Nachahmungen unserer katholischen Gesellen-Vereine; manche Eurer Prediger (z. B. die in der westfälischen Mark) sind wieder mit Verhängung kirchlicher Strafen bei der Hand; kurz, sehr viele unserer katholischen Einrichtungen und religiösen Gebräuche oder Uebungen, die ehemals durchaus keine Gnade fanden, werden jetzt von Euch billig, ja wohlwollend beurtheilt und erregen theilweise sogar Euren Neid und Euren Nachahmungs-Eifer.

Wenn ich aber in dieser Beziehung eine Annäherung unserer heutigen Protestanten zur katholischen Kirche hin gern und freudig anerkenne: so baue ich doch hierauf noch nicht allzu kühne Hoffnungen. In einem Punkte, der sogar der entscheidende ist, will es heute noch ebenso wenig voran, wie vor zwei- oder dreihundert Jahren, in dem Lehrpunkt

von der Kirche. Ihr erkennt manches an, was die Kirche, ich meine eben die katholische, lehrt und leistet, und dadurch unterscheidet Ihr Euch von Euren protestantischen Vorvätern, aber sie, die Kirche selbst, erkennt Ihr nicht an, so wenig, wie diese es gethan, wenn Ihr auch nicht immer in so heftigen leidenschaftlichen Ausdrücken gegen sie redet. Und darauf muß es doch schließlich hinausgehen, daß Ihr die Kirche, die katholische Kirche als die Kirche Christi, und zwar als die allein zu Recht bestehende Kirche Christi wieder anerkennt. Denn so schön es auch ist, daß Ihr verschiedene unserer Lehren und Einrichtungen wieder bei Euch zu Ehren bringt, sie Euch aneignet und Euch damit schmückt, so kommen einem diese Euch umgeworfenen Zierrathen doch nur wie zerrissene Fetzen oder vielmehr wie neues Flickwerk auf ein altes Kleid vor, so lange Ihr Euch in stolzer Entfernung von der Kirche selbst haltet. Ich könnte z. B. die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit und andere Geheimnißlehren des Christenthums auf meine eigene Hand hin, nicht weil Gott sie mir geoffenbart, annehmen und für wahr halten. Wäre ich deßhalb schon ein Christ? Offenbar nicht. Das Christlichsein besteht wesentlich in der Hingabe seines eigenen Selbst, seines erkennenden, wie seines wollenden, an die höhere Auktorität Gottes. Der Apostel nennt diese sich selbst verläugnende Gesinnung mit einem Worte den Gehorsam des Glaubens. Dieser Gehorsam des Glaubens, wodurch ich mich der höheren Auktorität Gottes unterwerfe, ist das gerade Gegentheil von jenem Geistes- oder Willens-Stolze, der sich durchaus auf seine eigenen Füße, auf sein eigenes liebes Ich stützen will. Um sich aber Gott aufrichtig zu unterwerfen, muß man sich auch der Ordnung

unterwerfen, die er festgesetzt hat; mithin auch seiner Kirche. Ohne die Unterwerfung unter die Auktorität der Kirche ist eine Unterwürfigkeit gegen Gott, eine sich selbst verläugnende Hingabe an Gott und mithin eine wahre christliche Gesinnung so wenig möglich, wie eine Gottes-Liebe möglich ist ohne wahre Nächsten-Liebe.

Daß also unsere heutigen bibelgläubigen Protestanten sich aus dem Schatze der christlichen Lehre wieder einige Goldkörner mehr, als ihre Vorväter, zugeeignet, und daß sie diese auch in etwa für's Leben wieder besser zu verwerthen wissen und sich wieder zu verschiedenen christlichen Uebungen verstehen, die jene unbesonnen und in der Hitze der Leidenschaft weggeworfen hatten: das ist noch kein Beweis ihrer vollen Rückkehr zur Christlichkeit. Die wieder angenommenen einzelnen christlichen Wahrheiten und Uebungen, ohne daß der ganze Mensch christlich ist, d. h. unterwürfig ist unter die Regel der christlichen Wahrheit und des christlichen Lebens, kommen einem wie von einem Fruchtbaume abgerissene Aeste vor. Das noch nicht zeitige Obst, das sich daran findet, dient vielleicht, um sich damit augenblicklich den Hunger zu stillen, aber nährend ist es nicht; es macht eher krank, als gesund. Es kommt bei der Christlichkeit weniger auf das Was, als auf das Wie an, weniger auf das Quantum der christlichen Wahrheiten, die man bewußt annimmt, als auf die christliche demüthige und unterwürfige Gesinnung, womit man sie annimmt. Ist nur der innere Mensch recht gesund, und steht er mit den Wurzeln seines Wesens fest auf christlichem Grund und Boden, d. h. mitten in der durch Christus aufgerichteten Ordnung, so findet sich das Andere fast wie von selbst, und ein Quentchen Nahrung gibt ihm

mehr Kraft, als dem Kranken ein ganzes Pfund. Krank aber ist man in geistlicher Beziehung wirklich, wenn man die rechte Demuth und Liebe nicht hat; die rechte Demuth, um sich von seinem eigenen Selbst loszuschälen, die rechte Liebe, um sich nicht etwa nur mit dieser oder jener Wahrheit, sondern mit der ganzen christlichen Wahrheit und mit der Ordnung und Regel zu vereinigen, die Gott festgesetzt hat. In diesem Sinne kann man die protestantischen Systeme wirklich mit klappernden Mühlen vergleichen, die zwar immerfort mahlen, aber nicht das gesunde lebenskräftige Korn. Und wenn man sich auf der einen Seite nur darüber freuen kann, daß unsere guten neuern Protestanten in so vielen Punkten der ehemals weggeworfenen oder blind verlästerten christlichen Wahrheit wieder die Ehre geben und sich wieder in den Besitz so vieler Bruchstücke derselben gesetzt haben, so hat dieß, weit gefehlt, daß es schon Alles wäre, auch eine sehr mißliche Seite.

Das, was sie haben, schützt sie so eben vor dem geistlichen Hungertode; und es entsteht bei ihnen nur zu leicht die Meinung, sie haben damit genug und sie brauchen nichts Weiteres, namentlich nicht die katholische Kirche. Sich selbst genug sein und sich selbst helfen können: ist zwar im Munde der Weltmenschen oft ein großes Lob, hier aber ist es etwas sehr Schlimmes. Und die Ansicht, daß die Bekehrung vom Rationalismus und dem vollen Unglauben zur katholischen Kirche leichter sei, als von diesem stolzen Halb-Glauben des bibelgläubigen Protestantismus, wird wenigstens durch die Erfahrung oft genug bestätigt. Die Daumer's z. B. bekehren sich, die Leo's aber nicht; diese sind sich selbst Kirche und brauchen die bestehende, von Christus angeordnete nicht, während jene

dem verlornen Sohne gleichen, der, nachdem er sein väterliches Erbtheil durchgebracht, nun vom schrecklichsten Hunger gequält und dadurch zum Vaterhause zurückgetrieben wird.

Mein Reisegefährte, der mich bis dahin aufmerksam angehört, unterbrach mich hier und als ob er den Gedanken, den ich so eben ausgesprochen, bestätigen wollte, sagte er: Allerdings auch mir ist alles halbe Wesen durchaus zuwider und was man sein will, muß man ganz sein; im Handwerk, in der Kunst und Wissenschaft, so gut, wie in den Dingen der Sittlichkeit und Religion. In den ersteren Dingen hängt es freilich nicht immer von uns selbst ab, etwas Ganzes und Vortreffliches zu leisten; ich kann beim besten Willen kein vollendeter Künstler werden, wenn mir das künstlerische Talent fehlt, oder in der Wissenschaft mich zu einer gewissen Höhe emporarbeiten, wenn die Natur mich nur stiefmütterlich begabt hat: daß ich aber ein ganzer sittlicher und religiöser Mensch werde, das hängt von mir ab; denn was dazu gehört, ist oder wird Jedem verliehen. Aber, fuhr er fort, ist es denn wirklich auch so ausgemacht, daß man, wie Sie voraussetzen, kein ganzer Christ sein könne, ohne daß man zugleich Katholik sei, und der katholischen Kirche als Mitglied angehöre? Freilich kann und mag ich mich auch nicht auf den stolzen Standpunkt derjenigen erheben, denen die Kirchlichkeit nur eine Hülle oder Schale, nur eine bloße leere Formalität und Nebensache ist, deren man sich unbeschadet der Sache entschlagen, daß man ein kerngesunder Christ sein und doch sich über alle kirchliche Gemeinschaft hinwegsetzen könne. Der Mensch ist nun mal, wie schon ein berühmter heidnischer Philosoph gesagt, ein geselliges, zur

Gesellschaft geborenes Wesen; nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft kann er in den menschlichen Dingen werden, was er seiner Bestimmung nach sein soll. Und warum sollte er gerade in den religiösen Interessen, den wichtigsten und höchsten, die es für ihn gibt, sich von der Gesellschaft absondern und sich mit engherzigem Egoismus in sich selbst verschließen, auf sich selbst sich zurückziehen dürfen? Ein solches Absperrungs-System gegen die Gesellschaft finden wir thatsächlich auch nirgends und in keiner Religion, weder in den heidnischen Volks-Religionen, noch in der jüdischen. Ueberall offenbart sich vielmehr der Drang, sich mit seinen religiösen Ueberzeugungen und Uebungen an Andere seines Gleichen anzuschließen und sich gleichsam selbst in einem größeren Ganzen zu verlieren. Dem Charakter der christlichen Religion zumal ist eine isolirte religiöse Stellung von Grund aus zuwider. Immer spricht der Heiland von einem Bekenntniß seines Namens; „Wer mich bekennt vor den Menschen", sagt er; dem gemeinschaftlichen Gebete und Gottesdienste gibt er die Verheißung seines Segens; denn wo „zwei oder drei", sagt er, „in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen". Die Vereinigung der Bekenner seines Namens ist der hauptsächlichste Gegenstand seines letzten hohenpriesterlichen Gebetes: „Ich bitte nicht für sie (meine Jünger) allein, sondern auch für diejenigen, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, damit Alle Eins seien, wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin; damit auch sie in uns Eins seien, damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast". *) Und ist es nicht gerade ein Lieb-

---

*) Joh. 17, 20. 21.

lings- und Grundgedanke, den der h. Paulus fast in allen seinen Briefen ausspricht, daß durch Christus die Scheidewand, die hinsichtlich der Religion Völker von Völkern trennte, aufgehoben sei, daß er unser Friede sei, der aus Allen Eins gemacht? Bildeten sich nicht diesem Geiste des Christenthums gemäß überall, wo es verkündigt und angenommen wurde, kleinere oder größere Gemeinschaften? Man versammelte sich an bestimmten Tagen, las die hl. Schriften, feierte das Mahl der Liebe, und erbaute sich einander und sang gemeinsam auf Gott Lob- und Danklieder. Und wüßte ich daher auch nichts von dem Ausspruche des Heilandes: „Wer die Kirche nicht hört, gelte euch für einen Heiden oder öffentlichen Sünder", so trüge ich doch kein Bedenken, die Kirchlichkeit als etwas für den Christen sehr Wesentliches anzusehen, und keineswegs nur mit unseren stolzen, sich selbst genügenden Egoisten für eine bloße Hülle, für eine bloße leere Formalität.

Auch die Ansicht derjenigen theile ich nicht, welche, um sich in ihrer Ruhe und Bequemlichkeit nicht stören zu lassen und sich der Pflicht der Prüfung religiöser Dinge zu entziehen, mit der Behauptung durchhelfen wollen, es sei im Grunde einerlei, welcher von den bestehenden christlichen Religions-Gesellschaften man angehöre, jede habe ihre Vorzüge und ihre Mängel und bei sonst gutem Willen könne man in jeder sein Heil wirken. Denn daß nicht alle christlichen Religions-Gesellschaften gleich gut und nützlich zur Erlangung des Heiles sind, liegt doch zu klar auf der Hand. Wie kann es denn einerlei sein, ob ich einer Gesellschaft angehöre, welche die Gottheit Christi und die Heiligkeit aller seiner Lehren und Einrichtungen anerkennt, oder einer andern, die, wie z. B. unsere freien

Gemeinden, sie läugnet und die daher eher jeden andern Namen als den einer christlichen verdient. Also auch hier stehen wir beide auf dem gleichen Standpunkte. Dagegen würde ich mich doch zuvor noch etwas bedenken müssen, ehe ich Ihnen, Herr Bischof, die von Ihnen behauptete ausschließliche Wahrheit der katholischen Kirche zugestehen und mithin die beiden Worte: ein ganzer Christ sein und ein katholischer Christ sein, für gleichbedeutend halten sollte. Ich denke mir die Kirche Christi überhaupt mehr als etwas Ideelles, als das Musterbild der religiösen christlichen Gesellschaft, wie sie nach der Lehre unseres Heilandes sein soll, wie sie aber auf Erden nicht ist oder jemals sein wird. Die bestehenden christlichen Religions-Gesellschaften sind nur mehr oder weniger glückliche Versuche, jenes im Geiste des Erlösers entworfene Urbild von der christlichen Kirche zu verwirklichen, vollkommen und rein wird es aber durch keine verwirklicht und keine hat daher auch das Recht, sich im ausschließlichen Sinne die Kirche Christi oder die allein wahre Kirche zu nennen. Hiermit, lieber Herr Bischof, habe ich Ihnen über den zur Sprache gebrachten Punkt in wenigen Worten mein ganzes Glaubensbekenntniß ausgesprochen.

Wie danke ich Ihnen, Herr Ober-Gerichts-Rath, erwiederte ich, für diese offene Aussprache Ihres Gedankens.

Ich bin ihm in dieser Form noch nicht begegnet. Zwar ist mir nicht unbekannt, was man protestantischer Seits sonst versucht hat, an der wirklichen Kirche Christi, der katholischen, vorbeizukommen. Immer mußte man von den Katholiken den Vorwurf hören: Euer Protestantismus besteht nicht zu Recht, er verdankt sein Dasein nur einer Revolution und zwar der allerschlimmsten, die es geben

kann, der Revolution gegen die von Christus eingesetzte kirchliche Autorität, und somit gegen Christus selbst. Es ist, als ob er, indem er sich von der Kirche Christi losriß, zu dieser selbst gesagt hätte: „Ich beuge mich nicht mehr unter dein Joch, und will nicht mehr, daß du über mich herrschest". Und wie Euer Protestantismus aus der Revolution entstanden ist, so ist er auch ein perennirender Zustand der Revolution: denn gegen das ewige Recht des Evangeliums und gegen die ausdrückliche Anordnung Christi helfen keine vollzogenen Thatsachen, hilft keine Gewohnheit oder Verjährung; Christus hat nicht gesagt: ich bin die Gewohnheit, sondern ich bin die Wahrheit. Daß man protestantischer Seits solchem immer wiederkehrenden Vorwurfe zu begegnen und vielleicht auch den Vorwurf des eigenen unruhigen Gewissens zu beschwichtigen suchte, finde ich natürlich. Und die Noth macht erfinderisch. Was hat man daher nicht Alles erfunden und versucht? Zu allererst mußten „die schrecklichen Mißbräuche und Aergernisse" in der Kirche als Deckmantel dienen. Die Mißbräuche und die Aergernisse in der bestehenden Kirche, sagte man, haben uns genöthigt, aus Eurer Kirche auszuscheiden und neben der alten bestehenden unverbesserlichen auf eigene Hand eine neue verbesserte aufzubauen. Wir läugnen die Mißbräuche und die Aergernisse nicht, entgegneten die Katholiken; aber dieser Vorwand rechtfertigt Euch nicht; denn Christus hat solche Mißbräuche und Aergernisse nicht nur vorausgesehen, sondern auch vorausgesagt; er vergleicht seine Kirche einem Acker, wo neben dem Weizen auch das Unkraut wächst, und einem Fischernetze, worin gute und schlechte Fische sich zugleich finden; er hat aber nicht gesagt, daß die Kirche wegen der Mißbräuche und Aerger-

nisse, die sich darin finden, aufhören würde, seine Kirche zu sein, und daß man jene Mißbräuche und Aergernisse zum Vorwande nehmen dürfe, sich von ihr zu trennen, und so gleichsam das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Fangt also, die Ihr immer von den Mißbräuchen und Aergernissen in der Kirche und daher von der Nothwendigkeit einer Reformation derselben redet, fangt die gründliche Reformation zuerst bei Euch selbst an, und versuchet dann mit allen erlaubten Mitteln, auch an der Reformation Eurer Mitbrüder zu arbeiten; haltet Ihr Euch aber vielleicht selbst der Reformation nicht für bedürftig, so stellt Ihr damit indirect der Kirche kein allzuschlechtes Zeugniß aus; denn wäre sie wirklich so an allen ihren Gliedern krank und verdorben, wie Ihr sie uns zu schildern pflegt, wo hättet Ihr denn Eure Gesundheit und Tüchtigkeit her? Kurz, es zeigte sich handgreiflich, — was den Abfall von der bestehenden Kirche rechtfertigen sollte, rechtfertigte ihn nicht; der Versuch war verunglückt. Es kam daher ein anderer an die Reihe; man schützte jetzt protestantischer Seits die den Reformatoren zu Theil gewordene außerordentliche Mission vor; diese, sagte man, hat sie berechtigt, mit der bestehenden Kirche zu brechen, und eine neue aufzubauen. Aber wo sind denn, antworteten die Katholiken, die Kennzeichen einer solchen außerordentlichen Mission, wo sind denn die Zeichen und Wunder, durch die sich Euere Reformatoren als Gottgesandte beglaubigt hätten? Daß sie sich selbst auf ein unmittelbares Zeugniß, oder eine direkte Eingebung des hl. Geistes beriefen, das verschlägt nichts, denn darauf kann jeder Schwärmer sich berufen; die sogen. Wiedertäufer, die in Münster und an andern Orten die schrecklichsten Gräuel

verübten, beriefen sich auch darauf, und die Mormonen, die die Vielweiberei wieder zu Ehren bringen wollen, thun es noch heute. Und erscheint es denn nicht von vornherein als Widerspruch, daß Gott Jemanden eine außerordentliche Mission habe ertheilen sollen, um das Werk, das er selbst gegründet und zwar, wie er ausdrücklich sagt, für die Ewigkeit gegründet, zu zerstören?

Eben so unglücklich, wie jener erste und dieser zweite Rechtfertigungs=Versuch war der dritte, der nun an die Reihe kam. Man behauptete nämlich, Christus habe nur eine unsichtbare Kirche gestiftet; zu dieser unsichtbaren Kirche haben die Gerechten oder vielmehr die wahrhaft Gläubigen aller Zeiten gehört, und einer Rechtfertigung des Abfalls von der bestehenden äußeren Kirche bedürfe es daher gar nicht. Man dürfe die aus der äußern Kirche Ausscheidenden nicht fragen, wo habt Ihr Eure Vorfahren? Diese ihre Vorfahren seien eben die wahrhaft Gläubigen aller Zeiten, die Gott allein kenne; kurz, ein Ausscheiden aus der bestehenden, äußeren, sichtbaren Kirche bedinge nicht ein Ausscheiden aus der unsichtbaren, welche eben die wahre Kirche Christi sei. Die Katholiken beriefen sich hiegegen einfach auf den Auftrag, den Christus vor seinem Scheiden seinen Aposteln ertheilt. „Mir ist alle Gewalt gegeben", sagte er ihnen, „im Himmel und auf Erden: gehet also hin, lehret die Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes; und lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt." Darf man, sagten die Katholiken, einem solchen Auftrage gegenüber noch fragen, ob Christus die Kirche als eine sichtbare Anstalt gegründet? Ist die neue Gesellschaft,

die sich auf den Befehl Christi bilden sollte, nicht sichtbar zusammengesetzt aus denen, die lehren und aus denen, die die Lehren empfangen; aus denen, die taufen, und aus denen, die getauft werden? Sind dieser Gesellschaft nicht sichtbare Hirten vorgesetzt, ist nicht als Zeichen der Einweihung in dieselbe ein sichtbares Zeichen, die Taufe, angeordnet, ist das Lehren und das Hören selbst nichts Sichtbares, Sinnfälliges? In der That, sagten die Katholiken, man begreift nicht, wie man nur bei einiger Kenntniß dieser Dinge ehrlich von der Kirche Christi als einer bloß unsichtbaren reden könne. Und wenn die Kirche bloß etwas Unsichtbares, bloß ein sogenannter stiller Geister-Bund ist, was sollten denn wohl die Worte Christi: „Wer die Kirche nicht hört, der gelte euch als ein Heide und als öffentlicher Sünder"? Denn wie kann man dasjenige hören, was sich nicht hörbar macht? Und wie konnte überhaupt Christus uns an die Kirche verweisen, wenn die Kirche etwas bloß Innerliches und daher Unfindbares, Ungreifbares, Unerkennbares sein sollte?

Als man sich daher auch hier wieder in die Enge getrieben sah, griff man wieder nach einer andern Aushülfe. Man sagte: Wir geben zu, daß die Kirche Christi eine sichtbare Anstalt ist, aber wir geben nicht zu, daß dasjenige, was ihr die vorstehende und lehrende Kirche nennt, von Christus eingesetzt ist. Vielmehr hat Christus seine Kirche als eine gleiche, gleichgegliederte Gesellschaft gestiftet, worin Alle ohne allen Unterschied und jegliche Rang-Ordnung gleiche Pflichten und gleiche Rechte hätten. Zwar kann eine geordnete Gesellschaft nicht ohne eine ordnende regierende Gewalt bestehen, aber Christus überließ es der Gesellschaft, sich ihre Oberen selbst zu ernennen

und die der Gesammtheit innewohnende geistliche Gewalt auf Einzelne nach Belieben zu übertragen. Kurz, die geistliche Vorsteher-Gewalt ist keine Gewalt von Gottes-, sondern von Volks-Gnaden; das christliche Volk kann die Gewalt, die es Einzelnen nicht unwiderruflich gegeben hat, wieder von ihnen zurückziehen und sie beliebig auf Andere übertragen, und man kann daher ein Glied der Kirche Christi sein, ohne daß man gerade den Inhabern oder Trägern der bestehenden Gewalt, denjenigen Hirten oder obersten Hirten, die ihr, Katholiken, die Nachfolger der Apostel und des obersten Apostels, des hl. Petrus, nennt, untergeben und im Gehorsam mit ihnen verbunden bleibt. Die Kirche ist da, wo wir, die Gläubigen, sind; nicht, wo Euere Bischöfe und Päpste sind.

Auch hierauf blieben die Katholiken die Antwort nicht schuldig; sie wiesen hin auf die klaren Aussprüche der hl. Schrift, auf die Geschichte der Entstehung und Ausbreitung der Kirche, auf die Zeugnisse aller Jahrhunderte, ja auf die Natur der Sache selbst. Es lassen sich nun mal, sagten sie, aus der hl. Schrift nicht wegbringen die Worte, in denen Christus zu seinen Aposteln sprach: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden; gehet hin, lehret die Völker, taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, und lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt." Und hier ist es doch, sagten sie weiter, offenbar Christus, der göttliche Stifter der Kirche, der die Gewalt, die ihm übertragen war, wieder auf die Apostel übertrug, und nicht auf die Apostel allein (denn er sagte nicht: ich werde bei euch bleiben alle Tage *eures Lebens*; vielmehr: ich werde bei

euch bleiben alle Tage bis an's Ende der Welt), sondern auch auf ihre Nachfolger, auf diejenigen, in denen das Amt und die Gewalt, die ihnen verliehen war, fortbestehen werde bis an's Ende der Welt. Die Gewalt zu lehren, die Sakramente zu spenden, in geistlichen Dingen Befehle zu ertheilen oder zu regieren, wie sie in den genannten Worten ausgedrückt ist, besteht somit, wie aus dieser Stelle klar und unwidersprechlich hervorgeht, in der Kirche als eine nicht von unten, sondern von oben übertragene, auch nicht von oben an die Gesammtheit der Gläubigen, sondern an bestimmte Personen, an die Apostel und ihre Amtsnachfolger, übertragene. Und so wenig daher das Volk sich selbst einen Messias, diesen geistlichen Fürsten und Friedenskönig, so wenig kann es sich die Diener dieses Königs, die Diener Christi setzen. Die Diener Christi, die Hirten und geistlichen Gewalthaber werden ihm von Christus selbst gesetzt, sie werden in ihre geistliche Gewalt eingesetzt durch die Ordnung, die er, der Herr dieser Gewalt, selbst festgesetzt hat. Er selbst setzte seine ersten Diener, die ersten Hirten ein und diese übertrugen die ihnen verliehene geistliche Hirten-Gewalt durch eine dazu eigens angeordnete Ceremonie der Handauflegung wieder auf Andere, und so fort durch alle Jahrhunderte. Die geistliche Gewalt ging immer aus einer Hand in die andere; aus derjenigen, die sie besaßen, auf Andere, die sie sich als Nachfolger auserſahen. So zeigen es sonnenklar die Beispiele in der hl. Schrift, wo z. B. unter andern der hl. Paulus dem Titus vorschreibt, Hirten in Kreta einzusetzen; so zeigt es die älteste apostolische Ueberlieferung, die nicht ein einziges Beispiel aufweist, daß Jemand auf einem andern Wege, als auf dem der aposto-

lischen Succession und durch die Handauflegung der bereits eingesetzten Hirten und geistlichen Gewalthaber in den Besitz der geistlichen Gewalt gelangt sei. Diejenigen, die durch eine andere Thüre zu dieser Gewalt gelangen wollten, galten stets als Eindringlinge und Diebe. Hiefür spricht aber auch die gesunde Vernunft, und die Natur der Sache. Niemand kann Gewalten übertragen, die er nicht besitzt; weder der einzelne Mensch noch alle Menschen zusammen besitzen aber die geistliche Gewalt, welche auch die Gewalt der Sünden-Vergebung, die Binde- und Löse-Gewalt einschließt. Sie kommt vom Himmel, nicht von der Erde, denn sie reicht weit über die Erde hinaus: „Alles, was ihr auf Erden löset, soll auch gelöset sein im Himmel, und was ihr auf Erden bindet, soll auch gebunden sein im Himmel"; so sprach Christus und so sprach er nicht zu allen Menschen oder Gläubigen, sondern zu den Aposteln, die er anhauchte und denen er in besonderer Weise den hl. Geist ertheilte.

Und aus dem Gesagten erhellt also: Nicht wo irgend welche Menschen, sondern wo die Bischöfe als die Nachfolger der Apostel sind und der oberste Bischof als Nachfolger des hl. Petrus ist, da allein ist die Kirche Christi. Die apostolische Succession zerreißen, sich von den rechtmäßigen, auf dem rechten Wege in ihre Gewalt eingesetzten und selbst wieder mit dem obersten Hirten verbundenen Hirten losreißen, und sich an deren Stelle auf eigene Hand hin neue Hirten setzen, Hirten, die sich, ohne ihre Vorgänger nennen zu können, in das Hirten-Amt eindrängen, — heißt daher nichts weniger, als sich von der Kirche Christi und von Christus selbst losreißen. Denn nur zu den Aposteln und ihren rechtmäßigen Nachfolgern

hat Christus gesagt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt".

Sie sehen, Herr Ober-Gerichts-Rath, fuhr ich fort, die verschiedenen Versuche, die man protestantischer Seits gemacht hat, um sich an der Einen alten und von jeher bestandenen Kirche Christi, der katholischen, vorbeizuarbeiten, um den Abfall von ihr oder das Getrenntsein von ihr zu beschönigen — diese Versuche sind mir nicht unbekannt; aber Ihre Vorstellungs-Art ist mir neu und frappant. Besehe ich sie mir aber bei Lichte, so erkenne ich darin, Sie dürfen mir diese offene Erklärung nicht verargen, auch nur wieder einen neuen unglücklichen Versuch, der, gleich den vorhin genannten, dasjenige nicht rechtfertigt, was er rechtfertigen soll. Sie nennen die Kirche Christi etwas Ideelles, ein Ideal, das durch die wirklichen historischen Kirchen nur mehr oder weniger annähernd, aber nie ganz und vollkommen erreicht werde. Diese Ihre ideale Kirche (oder, wie Sie sagen, das Musterbild der Kirche, wie es im Geiste Christi entworfen war) ist doch im Grunde nur ein anderer Name statt unsichtbarer Kirche. Sie reden zwar auch von sichtbaren und wirklichen historischen Kirchen; aber diese sichtbaren und wirklichen historischen Kirchen sind, da sie alle hinter der idealen Kirche, welche Sie die Kirche Christi nennen, zurückbleiben, und diese nie erreichen, nie mit ihr zusammenfallen, doch offenbar nicht Kirchen Christi, sondern nur Menschen-Werk und daher auch in Wahrheit nur Pfusch-Werk. Die Kirche Christi, als rein ideale, tritt selbst nie in die Erscheinung, sie schwebt immer nur, wie der geträumte platonische Staat, in der Luft, oder, um mich

milder auszudrücken, sie schwebt den wirklichen Kirchen nur als schönes, nie zu erreichendes Bild vor.

Alles, was gegen eine bloß unsichtbare Kirche Christi oben gesagt worden ist, gilt mithin im Grunde auch gegen Ihre Ansicht. Die Kirche, wie sie Christus selbst gestiftet hat, also die wirkliche, historische, doch nur Eine (denn Christus redet immer nur von Einer Kirche, die er *seine* Kirche nennt, nur von Einem Schafstalle, in den alle seine Schafe einzuführen seien) — bestand gleich von Anfang nicht aus ideellen Wesen, sondern aus wirklichen, aus sichtbaren Menschen, aus Lehrern und Hörern, aus Vorstehern und Untergebenen, aus Taufenden und Getauften. Bei dieser bestimmten Einen sichtbaren Kirche wollte Christus bleiben. Ihr wollte er alle Wahrheit mittheilen, sie sollte eine Grundsäule der Wahrheit sein und von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden. Also auch nicht altersschwach oder hinfällig konnte und kann diese Eine Kirche werden, nie irren auch nur in Einer einzigen Lehre, die auf den christlichen Glauben oder auf das christliche Leben sich bezieht (die Verheißung Christi bliebe sonst unerfüllt und die Kirche fiele, wenn sie von der Wahrheit abfiele, von Christus selbst ab, sie würde aus einer Kirche des lebendigen Gottes eine Afterkirche des Satan); kurz, sie kann zu ihrer Bestimmung nie untüchtig werden. Wüßten wir ja auch, wenn keine von den wirklichen bestehenden Kirchen die Eine wahre Kirche Christi sein, und alle nur mehr oder weniger glückliche Versuche sein sollten, die wahre Kirche Christi zur Erscheinung zu bringen, wüßten wir ja dann auch nie, ob wir uns im Besitze der nothwendigen christlichen Heils-Wahrheiten befänden, oder ob wir etwa nur nothdürftige Bruchstücke davon, vielleicht sogar

irrige und schädliche religiöse Meinungen hätten; wir wüßten desgleichen nie, ob wir uns im unverkümmerten Besitze der rechten und nothwendigen Heilsmittel befänden, oder ob uns etwa wesentliche abgingen, ob wir also unserer Sache ganz sicher sein und des Weges, den uns die wirkliche Kirche lehrt, als eines Weges zum Himmel ruhig fortwandeln könnten; kurz, was man im eigentlichen Sinne Glauben und Vertrauen nennt, wäre uns nicht möglich. Und endlich, wenn die einzelnen wirklichen Kirchen nur mehr oder weniger der wahren Kirche Christi sich annähern, wer soll denn bestimmen, welche von ihnen sich der wahren Kirche mehr annähere, und der man sich daher anzuschließen habe; denn daß man prüfen müsse, wo mehr oder weniger Wahrheit sei, haben Sie mir ja, Herr Ober-Gerichts-Rath, oben selbst zugegeben. Wo ist hier aber der Prüfstein? Sie werden sagen: die hl. Schrift; aber die hl. Schrift legt sich doch nicht selbst aus. Man liest aus derselben heraus, was man zuvor in dieselbe hineingelesen hat. Und von dem, was ich herausgelesen habe, lesen vielleicht Andere, die besser als ich sehen, das gerade Gegentheil heraus. Oder soll hier bloß das subjektive Gefühl und der Geschmack jedes Einzelnen entscheiden?

Kurz und gut: Je mehr ich mich, Herr Ober-Gerichts-Rath, in Ihre Vorstellungs-Art hineindenke, desto unhaltbarer erscheint sie mir; sie erscheint mir unhaltbar von allen Seiten und ohnehin liegt ihr Widerspruch mit den klaren Aussprüchen der hl. Schrift offen am Tage. Und, lassen Sie mich dieß noch hinzufügen, wie alle bisherigen Versuche, an der Einen wahren Kirche Christi, der katholischen, mit Ehren vorbeizukommen, mißglückt sind, so werden auch künftige, die man noch etwa machen sollte,

ebenso wenig Glück machen. Gegen die Wahrheit läßt sich nun mal nicht ankommen; man kann sie verdunkeln, unterdrücken, ignoriren, aber nicht tödten. Man muß allerlei krumme Wege gehen, um an ihr vorbeizukommen, und wenn man glaubt, man hätte das Ziel erreicht, und wäre glücklich an ihr vorbei, so sieht man sich nur in ein Labyrinth verstrickt, woraus es keinen Ausgang gibt, und man muß entweder das Ziel ganz aufgeben, oder den Rückweg antreten. Möchten Sie, verehrter Herr, das Letztere wählen, aber dann, wenn Sie, auf den Anfang des Weges zurückgegangen, wieder vorwärts zu gehen versuchen, sich nicht abermals in Irrgänge verstricken, da der Weg, der zur Wahrheit führt, so klar vor Augen liegt, wenn man ihn nur sehen will, und sich nur keine Mühe gibt, ihn nicht zu sehen. Die katholische Kirche leuchtet als die Eine wahre Kirche Christi hell genug. Sie allein war von Anfang an und sie war durch alle Jahrhunderte. Nennen Sie mir den Menschen, der sie gestiftet, nennen Sie mir die Zeit, wo sie seit Christus nicht bestanden hätte. Sie bestand auch immer wesentlich als dieselbe, immer mit jenen wesentlichen Einrichtungen, die Christus selbst ihr verliehen, immer unter der geistlichen Regierung jener Hirten und obersten Hirten, die in ununterbrochener Reihenfolge bis auf die Apostel hinaufreichen, denen Christus gesagt hatte: „Siehe, ich werde bei euch bleiben alle Tage bis an's Ende der Welt". Wenn sie also nicht die wahre Kirche Christi ist, oder wenn sie jemals aufgehört hat, die wahre zu sein, so ist auch diese Verheißung Christi, und mithin das ganze Christenthum nicht wahr.

Und man hat daher, Sie mögen sagen, was Sie wollen, nur die Wahl: entweder das Christenthum als göttliche Re=

ligion aufzugeben, oder die katholische Kirche, die allein von Christi Zeit an und durch alle Zeiten hindurch bestanden hat, für die Eine wahre Kirche Christi zu erkennen. Und da Christus ausdrücklich befohlen hat, die Kirche, also seine Kirche, zu hören, so kann man allerdings kein ganzer Christ sein, wenn man nicht zugleich katholischer Christ ist. Sich ein Christenthum nach seinem eigenen Geschmacke machen und beliebige Stücke davon annehmen und andere verwerfen, das geht nun einmal nicht an, ist auch nicht ehrlich, nicht consequent gehandelt. Ich wiederhole Ihre eigenen Worte: Was man ist, muß man ganz sein. Das eine Gebot Christi: Ihr sollt meine Kirche hören, ist nicht unwichtiger, als irgend ein anderes; und es verpflichtet uns, wie alle andern, unter der Strafe des Verlustes der Seligkeit. Wenn man an dieß Wort: Verlust der Seligkeit oder ewige Verdammniß denkt, so setzt man sich leicht über Hindernisse und Schwierigkeiten hinweg, die einem sonst unübersteiglich schienen. Sie erscheinen mir ein so edler Mann, und unedle Rücksichten, die Sie abhielten, der erkannten Wahrheit die Ehre zu geben, werden Sie keine haben. Aber wir vermögen nichts ohne die Gnade, und lassen Sie uns also beten, daß Gottes Wille an Ihnen in Erfüllung gehe! Ich hatte kaum diese Worte geendigt, als ich das bekannte Zeichen hörte, das mich mahnte, ich sei am Ziele meiner Eisenbahn-Reise angelangt.

Ich hatte nur eben noch so viel Zeit, meinem Freunde den eiligen Abschiedsgruß zu sagen, indem ich mich, indeß er weiter fuhr, unter warmem Hände-Druck gleichsam von ihm losriß. Ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen und werde ihn wahrscheinlich nie wieder sehen. Aber ein treues Andenken werde ich ihm stets bewahren; und ich bete und

hoffe zu Gott, daß er sein edles Suchen nach Wahrheit belohnen und ihn noch vor seinem Scheiden von hinnen die Wahrheit werde finden lassen.

Euch aber, theure protestantische Freunde, glaubte ich das interessante Gespräch über einen der wichtigsten Punkte, die zwischen Euch und uns, Katholiken, verhandelt werden, nicht vorenthalten zu dürfen. Den Edlen unter Euch könnte ich über diesen Punkt auch heute noch nichts Anderes sagen, als ich diesem meinem verehrten Reise-Gefährten damals gesagt. Möchte nur das hier Gesagte bei recht Vielen unter Euch ein ernstes Nachdenken wecken, und möchte Gottes Gnade Euch dabei erleuchten! Und hiermit Gott befohlen.

III.

Die alleinseligmachende Kirche.

Mit Eurem Kirchenwesen als solchem, geliebte protestantische Freunde, befasse ich mich nicht. Ich fühle mich nicht berufen, in fremde Angelegenheiten mich zu mischen, und feindseliges Polemisiren ist überhaupt nicht meine Sache. Seht Ihr Euch aber die neuesten Entwickelungen Eures sogenannten Staats=Kirchenthums und Eures Kirchen=Begriffs recht in der Nähe an: was für Gefühle und Vorstellungen müssen in Euch erweckt werden? Der katholischen Kirche hatten die Revolutions=Stürme des Jahres 1848 nicht geschadet. Sie hatte ihnen kräftigen Widerstand geleistet und war neugestärkt daraus hervorgegangen. Während unsere meisten Staats=Männer in dieser Sturm= und Drang=Periode den Kopf verloren, und nicht wußten, wohinein, noch wohinaus, ließ sie sich nicht im mindesten aus ihrer Fassung bringen. Während das Frankfurter Parlament sich in Wirrwarr auflös'te, tagten ihre Hirten ruhig in Würzburg und faßten weise zeitgemäße Beschlüsse. Und was hat sie nicht zur Beschwichtigung der Stürme und zur Befestigung der erschütterten staatlichen Ordnung selbst beigetragen? Ich erinnere hier

unter andern nur an die Hirtenschreiben ihrer Bischöfe und an die Jesuiten-Missionen. Vergleicht man mit dieser ihrer damaligen Haltung und Wirksamkeit diejenige Eurer protestantischen Staats-Kirche, so muß doch auch dem Blödesten der Unterschied einleuchten. Wo sind denn die Verdienste, die sich diese im Kampfe gegen die Mächte des Umsturzes damals erworben hätte? In der That, ein einziges muthiges Hirten-Wort eines Kardinal Diepenbrock wirkte gegen die Berliner Steuer-Verweigerer wie ein wahres Zauberwort und wurde von unsern Regierungs-Beamten in tausend und tausend Abdrücken verbreitet: aber von allen Euren protestantischen Predigern oder Ober-Predigern ist damals gegen den Revolutions-Sturm kein Wort geredet worden, was ihn beschwichtigt hätte oder was auch nur über die vier Kirchenwände hinausgeklungen. Protestantische Staats-Männer selbst haben es offen und laut ausgesprochen, und ich brauche mich hier nicht weiter darüber zu erklären. Die Ueberzeugung, daß die „verbesserte" Kirche, die protestantische, mit der vielgeschmähten alten katholischen Kirche hinsichtlich ihrer Wirksamkeit auf die Massen keinen Vergleich aushalte, mochte manchem unangenehm sein; aber sie ließ sich einmal nicht abweisen und sie brach sich selbst in den maßgebenden protestantischen Kreisen immer mehr Bahn. „Worin liegt denn die Ursache dieser Erscheinung"? fragte man sich einander bestürzt. „Verbessert muß die verbesserte Kirche abermals werden, das ist klar; aber was ist an ihr zu verbessern, wo liegen ihre geheimen Schäden und wie lassen sich dieselben heilen, wenn sie überhaupt heilbar sind"? Thatsächlich hatte man sich früher um Kirche und Kirchenwesen wenig bekümmert; man betrieb die Religion, wenn man

sie betrieb, auf eigene Hand, und begnügte sich, wenn's hoch kam, mit ein bischen subjektiver Frömmigkeit oder sah nach Göthe'schem Ausdrucke die Religion nur für ein Kapital an, wovon sich jeder in den Zeiten der Noth die Zinsen selbst nehmen könne; — und nun auf einmal ertönte auf allen Kirchentagen das Feldgeschrei: Kirche und wieder Kirche. Alle protestantischen Stimmführer zerbrachen sich daran den Kopf und wie es einer derselben in der Kreuzzeitung geradezu heraussagt: „Um die rechte Fassung und Auffassung des Artikels von der Kirche dreht sich in unserer Zeit doch schließlich alle die Geister bewegende Kraft auf christlichem Gebiete". Wie es aber mit dieser „Fassung und Auffassung des Artikels von der Kirche" zugegangen ist, das lehren uns klärlich die seitdem abgehaltenen Kirchentage, so wie eine Unmasse der hierüber erschienenen Broschüren und Abhandlungen in Kirchen- und andern Zeitungen. Entweder man vereinigte sich zu einer neuen „evangelischen Allianz", worin man sich, wie damals im Jahre 1857 zu Berlin, unter Händedruck und Bruderkuß in Allem vereinigte, außer in Demjenigen, worin man sich nicht vereinigte, oder man antwortete sich mit gegenseitiger Verketzerung und Ausschließung, mit Bann-Flüchen, schärfer und schlimmer, als man sie noch vom Vatikan gehört. Entweder man constituirte die Kirche als eine „Pöbelkirche", wie Leo sich ausdrückt, mit Hineinmischung allerhand fremder, ja unchristlicher und antichristlicher Bestandtheile, nach dem bekannten Spruche: „Wir glauben all' an Einen Gott; der Christ, der Jud' und Hottentott"; oder man wies der Kirche eine zwischen Christenthum und Antichristenthum, zwischen Glauben und Unglauben vermittelnde Stellung an und suchte über eine unendliche

Kluft neue Brücken zu bauen, d. h. die Gegensätze durch schönes Wort-Geklingel zu vertuschen. Entweder man sprach von den „göttlichen Organismen" der Kirche, von einem sündenvergebenden Mittler-Amte des Priesters, ja man sehnte sich nach dem katholischen Primat zurück und gestand, daß die Kirche ohne eine monarchische Form nur wie durch ein Wunder erhalten werden könne; kurz, man suchte, was man von katholischer Kirche und Kirchenverfassung „durch die Vorderthüre als papistisch hinausgeworfen hatte, durch die Hinterthüre wieder hereinzulassen"; oder man verzweifelte auch wohl an dem Aufbau der Kirche in der gegenwärtigen Zeit gänzlich und vertröstete sich auf „die Kirche der Zukunft" unter Erwartung einer neuen und reichlicheren Ausgießung des hl. Geistes. Kurz, es war die wahre babylonische Sprachverwirrung in einer neuen Gestalt. Nicht Wenige starben gebrochenen Herzens am „Kirchenschmerze" und Niemand wußte zu sagen, was denn eigentlich Kirche sei.

Glaubet nicht, geliebte protestantische Freunde, ich hätte hier die Farben zu stark aufgetragen. Was ich gesagt, habe ich Alles den protestantischen Stimmführern nur nachgesagt und ich könnte, wenn man's wünschte, Alles mit ihren eigenen Worten belegen. Ich wiederhole aber: es handelt sich bei mir durchaus nicht um ein feindseliges Polemisiren gegen Euer eigenes Kirchenwesen; mein Amt ist lediglich ein Friedens-Amt; ich weise nur unbegründete Vorwürfe und Vorurtheile gegen uns zurück, und mit den flüchtig hingeworfenen Erinnerungen wollte ich Euch bloß zum Bewußtsein bringen, wie es nicht irgendwelche Vorzüge Eures eigenen Kirchenwesens, sondern nur Mißverständnisse und Vorurtheile gegen die katholische Kirche

sein können, die Euch in Eurem Kirchenwesen zurückhalten, und Euch hindern, Euch mit uns wieder zu vereinigen. Gestattet mir, daß ich Euch hier gleich an ein recht schlimmes Vorurtheil oder Mißverständniß dieser Art erinnere: es ist das Mißverständniß der „alleinseligmachenden Kirche", eines Namens, den wir für die katholische Kirche allerdings in Anspruch nehmen, der Euch aber zu den ungerechtesten Verdächtigungen und Vorwürfen Anlaß gibt.

„Ihr Katholiken erachtet als solche Eure Kirche für die alleinseligmachende, für diejenige Anstalt, außer der es kein Heil gibt. Daraus folgt aber doch sonnenklar, daß Ihr Eurem Glauben gemäß allen Nicht-Katholiken das Heil und die Seligkeit absprechen, daß Ihr uns Protestanten also sammt und sonders verdammen müßt. Das zeigen denn auch Eure intoleranten Bannsprüche, Eure fanatischen Ketzergerichte und Ketzerverfolgungen, kurz, Eure grausame Unduldsamkeit, die sich sogar noch bis auf die Todten im Grabe erstreckt. Und wie reimt sich wohl hiermit der Geist der Liebe und der Milde, wie er im Evangelium weht, und wie reimen sich damit die eigenen Worte des Erlösers: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet; verdammet nicht, damit ihr nicht verdammet werdet"? So ungefähr, geliebte protestantische Freunde, lauten die Vorwürfe, deren sich auch die Besten unter Euch nicht enthalten. Man hört sie in guter, wie in schlechter Gesellschaft, man hört sie immer wieder, so oft auf solche Dinge die Rede kommt. Ich habe sie selbst oft genug und auch aus dem Munde solcher vernommen, denen man ein freieres Urtheil über katholische Denk- und Anschauungsweise wohl zugetraut hätte. Sehr merkwürdig waren mir in dieser Beziehung die Ausdrücke und Aeußerungen eines

protestantischen Superintendenten, mit dem ich auf meiner Firmungs- und Visitations-Reise vor einiger Zeit irgendwo zusammentraf. Bei Tische knüpfte derselbe ein freundliches Gespräch mit mir an. Er lenkte es auf die Nöthen der Zeit, auf den Verfall der Religion, auf das Durcheinander und das Schwankende der religiösen Meinungen, auf die Zerrissenheit der Gesellschaft, und ließ dann wie im Vorübergehen das Wort Wiedervereinigung fallen. Er verstand darunter die Wiedervereinigung der verschiedenen christlichen Confessionen, oder vielmehr, wie er sich deutlicher erklärte, die Wiedervereinigung aller derjenigen Mitglieder dieser Confessionen, die sich für Religion überhaupt noch interessiren und denen der Glaube, und insbesondere der Glaube an Christus, als den wahren Sohn Gottes, überhaupt noch nicht abhanden gekommen, oder ganz gleichgültig geworden ist.

Denn hierdurch allein, sagte er, sei es noch möglich, der irreligiösen, unchristlichen oder antichristlichen Zeitströmung einen festen Damm entgegenzustellen. Und erst hier fing das Gespräch an eigentlich interessant zu werden. Ich hatte zwar schon oft die leidige Erfahrung gemacht, daß derartige religiös-confessionelle Tischgespräche in der Regel eine sehr schlechte und unnütze Unterhaltung sind; doch konnte ich dießmal, zumal mein Tischgenosse mir durch sein biederes offenes Wesen ein besonderes Vertrauen einflößte, der angeknüpften Unterredung schicklicher Weise nicht wohl ausweichen. Nachdem wir also über diesen Punkt der Wiedervereinigung Manches hin und her geredet, und er mich seiner Verehrung gegen die katholische Kirche wiederholt versichert hatte, versuchte er mir die Gründe darzulegen, warum er glaubte, daß gerade die

gegenwärtige Zeit für das Friedenswerk besonders günstig sei.

Die Differenz-Punkte in der Lehre, sagte er, sind jetzt so gut wie abgethan. Den Fundamental-Artikel der lutherischen Confession von der Rechtfertigung durch den Glauben allein haben wir mit Ausnahme des Bruchtheiles der Altlutheraner gutwillig aufgegeben; wir erkennen auch im gefallenen Menschen noch den freien Willen an und geben die Nothwendigkeit der guten Werke zu. Es würde uns nicht schwer werden, die Lehrbestimmungen der Trienter Synode über die Gnade zu unterschreiben, selbst Eure Lehre über die Schlüsselgewalt der Kirche, über Opfer und Priesterthum, ja selbst über Ablaß und Heiligen-Verehrung könnten wir uns in dem Sinne, wie ihn die genannte Synode nimmt, zur Noth noch gefallen lassen. Ueber die wenigen Punkte aber, wo jetzt allenfalls noch eine Differenz obwaltet, ließe sich bei einigem guten Willen auf beiden Seiten nicht allzuschwer eine Verständigung erzielen. Das Haupthinderniß, fuhr er dann mit bedenklicher Miene fort, scheint mir in dem einzigen Dogma Ihrer Kirche zu liegen, daß sie die alleinseligmachende sei. Und warum? Durch dieses Dogma sind alle möglichen Gehässigkeiten gegen Andersgläubige, Verketzerung, Verfolgung und Verdammung derselben nicht allein entschuldigt, sondern sogar gefordert. Und leider kann man nicht mehr fragen, ob dieses Dogma solche gehässige Wirkungen auch wirklich hervorgebracht. Denn die schönsten Blätter der Geschichte Ihrer Kirche sind mit diesen Wirkungen beschrieben und dadurch entstellt. Im Namen dieses Dogma hat die Inquisition für die Ketzer die Scheiterhaufen und die Blutgerüste errichtet; man hat im Namen desselben Huß zum

Feuertode verurtheilt und die Pariser Bluthochzeit in's Werk gesetzt, und, um von vergangenen Zeiten zu schweigen, was sagen Sie dazu, fuhr er fort, daß der Papst noch alljährlich am Grünen Donnerstage die schrecklichsten Bannflüche über uns Ketzer ausspricht, was sagen Sie zu den erst noch vor einigen Jahren vorgekommenen Mißhandlungen der Familie Madiai in Florenz, so wie zu dem Schicksale, das noch ganz jüngst die armen Bibel-Verbreiter in Spanien getroffen, was zu dem österreichischen Concordate, oder auch zu dem Judenknaben Mortara? Ist das nicht alles nur die praktische Anwendung und Geltendmachung dieses Dogma von der alleinseligmachenden Kirche; und müssen sich nicht gerade die wohlwollendsten und edelsten Gemüther um dieses Dogma willen von Ihrer Kirche zurückgestoßen fühlen? Wahrlich, so schloß er in einem fast pathetischen Tone, so lange dieses unglückliche Dogma noch in Kraft besteht, scheinen mir alle Aussöhnungs- und Wiedervereinigungs-Versuche vergeblich.

Hier, in diesem Herzens-Ergusse des guten Superintendenten, hatte ich auf einmal die Quintessenz alles dessen vor mir, was man je über unsere „alleinseligmachende Kirche" gedacht und geredet hatte. Natürlich war ich durch diesen etwas kriegerischen Ausgang des Gespräches, zumal es einen so friedlichen und gemüthlichen Eingang gehabt, nicht wenig überrascht und betroffen. Doch gewann ich bald die rechte Geistes-Sammluug wieder; und ich fand noch am selben Tage Gelegenheit, das mittlerweile fallengelassene Gespräch wieder aufzunehmen und auf so offenherzige Anklagen ebenso offenherzig zu erwidern. Ob ich ihn freilich durch meine Erwiderung überzeugt, blieb mir zweifelhaft, doch schieden wir von einander freundlich und

unter dem Austausche der gewöhnlichen Höflichkeits-Formeln. Was ich aber später von seiner Proselyten-Macherei, namentlich bei Kindern aus gemischten Ehen, glaubhaft vernahm, stimmte mit den Versicherungen seiner Verehrung gegen die katholische Kirche schlecht zusammen, und ich glaube, ein katholischer Geistlicher, der in solchem Sinne die Toleranz versteht oder vielmehr mißversteht, dürfte sich schwer finden lassen.

Um aber auf die genannten protestantischen Mißverständnisse unsers Dogma von der alleinseligmachenden Kirche zurückzukommen, so begreift man leicht die schädlichen Folgen davon, zumal in unserer Zeit liberalen Weltsinnes, wo man vor lauter sogenannter Menschen-Liebe und Menschen-Freundlichkeit die Pflichten gegen Gott und die Kirche nicht mehr der Beachtung werth hält und wo daher Grundsätze oder Lehren, die dieser Zeitgesinnung scheinbar oder wirklich entgegen sind, natürlich gleich alle Geister des Widerspruchs wachrufen. Unsere Gegner wissen dieß recht gut und sie bringen daher gewisse Stich- und Schlagworte immer wieder auf's Tapet.

Sollte es Euch aber, geliebte protestantische Freunde, wohl nicht billig erscheinen, daß Ihr, nachdem Ihr bisher immer nur auf dasjenige gehört, was unsere Gegner von uns sagen, nun auch einmal auf dasjenige hörtet, was wir selbst von uns sagen und wie wir den Namen alleinseligmachend, den wir unserer Kirche beilegen, selbst verstehen? Das Recht, selbst gehört zu werden, hat doch sonst jeder Angeklagte.

Was mich betrifft, so kann ich über jenes Mißverständniß und die weiteren Anklagen, die man darauf gründet, hier öffentlich nur dasjenige wiederholen, was ich

darüber meinem oben genannten verehrten Tischgenossen unter vier Augen gesagt, — daß man sich nämlich dadurch eines vielfachen Unrechts gegen uns schuldig macht.

Ihr, Protestanten, begeht vor Allem dadurch ein Unrecht gegen uns, daß Ihr unsern Worten eine Bedeutung unterlegt, die wir ablehnen und die wir uns sogar auf's entschiedenste verbitten.

Um Euch die Beweise dafür nicht schuldig zu bleiben, so widerlegt sich jenes Mißverständniß des Namens alleinseligmachende Kirche schon hinreichend genug durch unsere Unterscheidung zwischen verschuldetem und unverschuldetem religiösen Irrthume: eine Unterscheidung, die man in jedem Katechismus finden kann.

1. Der unverschuldete religiöse Irrthum gilt uns nicht einmal für eine leichte Sünde, geschweige für eine Sünde, die die ewige Verdammniß nach sich zöge. Denn wir halten nun mal an der Lehre fest, daß man nur freiwillig sündigen könne und daß man mithin nicht sündigt, wenn man etwas unterläßt, was man nicht thun, oder wenn man etwas thut, was man nicht unterlassen kann. Verwarf doch der hl. Römische Stuhl sogar den Satz des Bajus, daß der rein negative Unglaube bei denen, denen Christus noch nicht verkündigt, Sünde sei. Unter diesem rein negativen Unglauben wird nämlich eben derjenige Unglaube verstanden, der seinen Grund lediglich in unfreiwilliger oder unüberwindlicher Unkenntniß, in einem Nicht-Wissen-Können der Wahrheit hat. Darf aber selbst der gänzliche Unglaube an Christus, eben weil er ein nicht gewollter, ein unfreiwilliger ist, nach der feierlichen Entscheidung des hl. Apostolischen Stuhles nicht für Sünde gehalten werden, wie vielweniger kann uns jeder

andere religiöse Irrthum für Sünde, oder gar für eine die ewige Verdammniß nach sich ziehende Sünde gelten!

Ich bin überzeugt, in solchem gänzlich unverschuldeten religiösen Irrthume befinden sich unter unsern heutigen Protestanten eine nicht geringe Anzahl. Die katholische Wahrheit erschien ihnen immer nur in einem fratzenhaften Zerrbilde, die katholische Kirche immer nur in einer scheußlichen Mißgestalt. Ist es doch in manchen nordischen Gegenden Deutschlands dahin gekommen, daß man das Entsetzlichste und Ungeheuerlichste, was sich ereignen kann, sprüchwörtlich durch die Redensart ausdrückt: „Das ist ja zum Katholischwerden". Von Kindheit an durch solche Wahn- und Schreckbilder von der katholischen Kirche, die ihnen von Eltern, Erziehern, Predigern eingeprägt wurden, verwirrt und geängstigt, wie sollten Protestanten dieser Art ohne ganz besonders glückliche Umstände, ohne eine besondere Gnaden-Erleuchtung die katholische Wahrheit und ihre Lehrerin, die katholische Kirche, schätzen, lieben und verehren lernen, wie sollten sie danach auch nur das geringste Verlangen haben und daher für ihre religiösen Irrthümer irgendwie verantwortlich gemacht werden können?

Wir wenigstens machen sie dafür nicht verantwortlich, und es fällt uns nicht ein, auf solche Irrende oder Andersgläubige das Wort Ketzer anzuwenden.

Es ist ein alter, sprüchwörtlich gewordener Satz: errare possum, hæreticus non ero, d. h. irren kann ich, aber deßwegen bin ich doch noch kein Ketzer.

2. Aber auch der verschuldete Irrthum in religiösen Dingen ist in unsern Augen, wenn auch Sünde, doch noch nicht gleich eine so schwere und große Sünde, daß sie die Verdammniß nach sich zöge. Ich nenne näm-

lich einen religiösen Irrthum verschuldet, wenn man ihn bei gehöriger Anwendung von Fleiß und Sorgfalt hätte überwinden können. Wie viele Arten und Verschiedenheiten sind aber hier wieder denkbar? Der Irrthum kann auf meine religiöse Pflichterfüllung mehr oder weniger hinderlich einwirken; die Schwierigkeiten, den Irrthum zu überwinden, können größer oder geringer sein, und demnach ihre Ueberwindung einen größeren oder geringeren Grad von Fleiß, Sorgfalt und Mühe erfordern: alles Dinge, die bei Bestimmung des Grades der Schuld des verschuldeten Irrthums nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Welcher noch so strenge Sittenrichter wird demnach in jedem religiösen verschuldeten Irrthum gleich eine verdammenswerthe Sünde sehen! Zudem befinden sich in solchen verschuldeten religiösen Irrthümern nicht bloß Protestanten, sondern ebensowohl auch Katholiken: Protestanten, wenn sie in Lagen und Verhältnissen sind, daß sie sich von der Wahrheit der katholischen Kirche und ihrer einzelnen Lehren wohl überzeugen könnten; sie leben z. B. im engern Verkehre mit Katholiken, und hören und sehen Dinge, die sie in ihren bisherigen protestantischen Ansichten oder Ueberzeugungen irre machen und sie bei rechter Liebe zur Wahrheit zum weitern Nachdenken und Forschen antreiben müßten, — und wenn sie doch, weil sie zu bequem, zu träge, oder religiösen Interessen zu wenig zugänglich sind, alle diese Dinge nicht beachten, sondern ihren alten Schlendrian, nach wie vor, fortwandeln. Oder es entstehen in ihnen wirklich Zweifel an der Wahrheit ihrer protestantischen Religion, sie schlagen sich aber, um sich nicht in ihrer Ruhe stören zu lassen, diese Zweifel leichtfertig aus dem Sinne. Katholiken befinden sich in solchen verschulde-

ten religiösen Irrthümern, wenn sie, sei es aus Bequemlichkeit und Trägheit, sei es aus Mangel an Interesse für Religion überhaupt, sich nicht die standesmäßige religiöse Bildung erwerben und deßhalb hinsichtlich der nothwendigen Glaubenswahrheiten oder der Pflichten des religiösen Lebens verkehrten Ansichten und Meinungen huldigen. Die einen wie die andern bedauern wir, aber wir sprechen ihnen doch deßhalb noch nicht gleich die Seligkeit ab.

3. Die schlimmste Art religiösen Irrthums ist die Ketzerei, welche wir Katholiken für eine sehr schwere, verabscheuungswürdige und wahrhaft verdammenswerthe Sünde erkennen, ebenso wie Meineid und Ehebruch. Aber was verstehen wir unter Ketzerei? Nicht jeden religiösen Irrthum, nicht mal jeden verschuldeten religiösen Irrthum, sondern den verschuldeten religiösen Irrthum, den ein Christ hartnäckig, also gegen sein besseres Wissen und Gewissen festhält, so daß er der Wahrheit in's Angesicht widerstrebt. So wird die Ketzerei (die eigentliche oder formelle, denn die materielle oder unbewußte braucht nicht einmal Sünde zu sein, sondern ist, wie jeder religiöse Irrthum, verschuldet oder unverschuldet) allgemein von unsern Theologen verstanden und in unsern Lehrbüchern und Katechismen erklärt. Und nicht nur unter den Protestanten gibt es Ketzer, sondern auch unter den sogenannten Katholiken. Protestanten sind Ketzer, wenn sie, obwohl von der Falschheit des Protestantismus und von der Wahrheit des Katholicismus durch einleuchtende Gründe überführt, dennoch in ihre protestantischen Irrthümer eigensinnig verrannt sind, sei es, um nicht vor der Wahrheit ihren Kopf zu beugen, sei es, um nicht ihre sogenannte Reputation, oder ihr Stückchen Brod zu verlieren. Ich

kenne z. B. einen protestantischen Prediger (und gerade die protestantischen Prediger und Theologen, die auf jedem Schritte, den sie durch's christliche Alterthum thun, auf unwiderlegliche Zeugnisse und Beweise der katholischen Wahrheit stoßen, sind der Gefahr dieser Sünde am meisten ausgesetzt), der mir mündlich und schriftlich hoch und heilig erklärt hat (seine warm geschriebenen Briefe bewahre ich noch immer als eine schöne Erinnerung an ihn), daß er das Christenthum sich gar nicht anders zu denken vermöge, als in der katholischen Form und daß bei ihm Christ sein und katholischer Christ sein ein und dasselbe sei; der jeden Tag bereit war, seinen bisherigen Irrthümern abzuschwören und sich in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen zu lassen, ja den ich in seinem deßfallsigen hastigen Eifer sogar noch zurückhalten mußte, und der doch, als mittlerweile seine Gattin, die von seinem Vorhaben Kunde erhalten, persönlich herbeigeeilt war, und ihm die zeitlichen Folgen seines vorhabenden Schrittes unter Bitten und Flehen und mit der Gewalt ihrer Thränen vorgestellt hatte, seinen so wohlbedachten und lange mit sich herumgetragenen Entschluß plötzlich wieder aufgab, und gegenwärtig an seiner alten Prediger-Stelle, nach wie vor, gegen katholische Werkheiligkeit und katholischen Aberglauben zu Felde zieht und durch die wohlbekannten Künste selbst Katholiken in ihrem hl. Glauben irre zu machen sucht: — ich will über diesen Prediger nicht den Stab brechen; ich kann mich aber kaum des Gedankens erwehren, daß auf den das böse Wort Ketzer gut angewendet sei. Unter den sogenannten Katholiken sind Ketzer diejenigen, die sich äußerlich zum Scheine noch als Katholiken benehmen, wenigstens nicht förmlich und geradezu aus dem

Schooße der katholischen Kirche ausscheiden, aber doch, mit der katholischen Wahrheit zerfallen, Ansichten und Meinungen huldigen, von denen sie wissen, daß sie mit der erklärten Kirchen-Lehre im Widerspruch stehen. Ich nannte die Ketzerei eine sehr schwere und verabscheuungswerthe Sünde, und in den Augen Aller, die Christenthum und christliche Wahrheit nicht geradezu verachten (denn die Verächter der christlichen Wahrheit lachen über das Wort), kann sie nur so erscheinen. Sie ist ein stolzes, bewußtes Ankämpfen gegen die Wahrheit und gegen Gott selbst, den Geist der Wahrheit; sie wird daher in unsern Katechismen und Lehrbüchern geradezu als eine Sünde gegen den hl. Geist aufgeführt. Und wenn das nicht schwer sündhaft und verdammenswerth ist, was sollte es dann noch schwer Sündhaftes und Verdammenswerthes geben? Ich wenigstens halte dafür, daß Gott Mord, Diebstahl und Raub einstens nicht schwerer bestrafen werde. Auch glaube ich, daß derjenige, welcher in häretischem Sinne Eigenthum Diebstahl nennt und den Mord, z. B. um eines politischen Zweckes willen, für erlaubt erklärt, gegen die menschliche Gesellschaft kein geringeres Unrecht begeht, als der wirkliche Dieb und Mörder selbst.

Daß daher die Kirche, als Hüterin der christlichen Wahrheit und Ordnung, die Ketzerei mit ihren schwersten Strafen belegt, finde ich ganz natürlich. Ich würde es beklagen, wenn sie es nicht thäte, und manche neuere protestantische Theologen bedauern es genug und erkennen es für eine Ursache des gänzlichen Verfalls des christlichen Glaubens unter ihnen, daß in der protestantischen Gemeinschaft der Abscheu vor der Ketzerei verschwunden, ja wohl sich in's gerade Gegentheil verwandelt hat.

Uebrigens sind die Strafen, womit die Kirche die Ketzerei bestraft, doch wesentlich nur geistlicher Art. Die zeitlichen bürgerlichen Strafen sind nur zufällig und accidentell, und sollten, wo sie verhängt wurden, die geistlichen nur unterstützen; sie haben überhaupt nur Sinn und Anwendung, so lange Kirche und Staat noch eng verbunden und gleichsam zu einem größeren Ganzen mit einander vereinigt sind, und mithin ein Verbrechen gegen die Kirche zugleich auch als Verbrechen gegen den Staat gilt. Wie die Dinge jetzt stehen, kann natürlich von zeitlichen bürgerlichen Strafen der Ketzerei gar keine Rede mehr sein. Die geistliche Strafe der Ketzerei besteht aber hauptsächlich in der größeren Excommunication oder dem sogenannten großen Kirchenbanne. Ich weiß es wohl, auch dieses Wort Kirchenbann ist ein Wort, das bei Manchen Grauen erregt und sie an ein grausames sogenanntes mittelalterliches Schreckens-Regiment erinnert. Aber was in aller Welt soll denn die Kirche anders thun, als diejenigen, die nicht zu ihrer Gemeinschaft gehören und nicht zu ihrer Gemeinschaft gehören wollen, aus dieser ihrer Gemeinschaft ausschließen? Ist das nicht das erste natürliche Recht einer jeden Gesellschaft, daß sie Glieder, die sich gegen ihre Fundamental-Gesetze verstoßen und sich diesen Gesetzen durchaus nicht fügen wollen, von sich ausschließen kann? Und kann man sich wohl mehr gegen die Fundamental-Gesetze der Kirche verstoßen, als wenn man ihrem hl. Glauben Hohn spricht? Ist nicht der Glaube gerade ihr tiefstes Fundament? In der That, die Kirche müßte sich selbst aufgeben, wenn sie diejenigen, die das innere Band ihrer Gemeinschaft selbst freventlich zerrissen, dennoch in ihrem Schooße festhalten wollte. Es wäre, als ob sie

ihnen lügnerisch und heuchlerisch erklärte: „Ihr bekennt zwar selbst, daß Ihr von mir nichts wissen wollt, Ihr sprecht meinen Gesetzen Hohn und in stolzem Uebermuth stemmt Ihr Euch gegen die wesentlichste Bedingung meiner Existenz; das alles aber hindert mich nicht, Euch als meine treuen Brüder zu erkennen. Ich habe für Alle, auch für Unchristen und Antichristen, Raum genug". Kurz, die Kirche wäre auf dem besten Wege zu der verrufenen „Pöbel-Kirche", etwa nach dem Zuschnitte der „evangelischen Allianz".

Auch muß man nicht etwa meinen, erst die Päpste des Mittelalters hätten die Excommunication ersonnen und aufgebracht. Sie ist vielmehr so alt, wie das Christenthum, und aus der hl. Schrift ersehen wir, daß schon der Apostel Paulus gelegentlich davon Gebrauch gemacht. In der Korinthischen Gemeinde befand sich ein Blutschänder, und in Beziehung auf ihn schreibt er dieser Gemeinde: „Ich, zwar abwesend dem Leibe nach, aber gegenwärtig dem Geiste nach, habe schon, als wäre ich gegenwärtig, über den, der solches verübt, beschlossen, im Namen unsers Herrn Jesu Christi, während ihr und mein Geist versammelt sind, einen solchen dem Satan zu übergeben, zum Verderben des Fleisches, damit der Geist gerettet werde am Tage unsers Herrn Jesu Christi." *) Ich frage, war das vielleicht etwas Anderes, als unsere Excommunication oder unser großer Kirchenbann? Wie man aber hieraus zugleich sieht, soll die Excommunication den Excommunicirten heilsam erschüttern und ihn zur Sinnes- und Lebens-Besserung bringen. „Wir übergeben einen solchen dem

*) 1. Korinth. 5, 3—6.

Satan zum Verderben des Fleisches, damit der Geist gerettet werde". Daß sie diese Wirkung hervorbringen kann und oft hervorgebracht hat, wird Niemand läugnen wollen. Beim obengedachten Blutschänder in Korinth sehen wir's ganz deutlich. Durch den über ihn verhängten Kirchenbann erschüttert, ging er in sich und er wurde als reuiger Büßer später in die Kirchen-Gemeinschaft wieder aufgenommen. Das Fleisch hatte sich betrübt, aber der Geist war gerettet. Und daß auch solche, die sich sonst aus der Kirche blutwenig gemacht, doch nicht immer gern aus der Kirchen-Gemeinschaft förmlich ausgeschlossen und ausgestoßen sein wollen, sahen wir noch jüngst beim sogenannten Badener Kirchen-Streit. Gesetzt aber auch, die genannte, zunächst beabsichtigte Wirkung des Kirchenbannes wird nicht erreicht, so wird doch wenigstens immer dadurch das erreicht, daß das faulichte Glied die gesunden Glieder mit seiner geistigen Fäulniß nicht ansteckt, und daß nicht der ganze Leib verdorben wird.

Und, um auch noch das zu erwähnen, hat man denn nicht auch bei Euch Protestanten wieder angefangen, dem Kirchenbann das Wort zu reden? Daß eine Kirche und eine Kirchen-Ordnung ohne eine Kirchen-Zucht einmal nicht bestehen kann, das hat man denn nachgerade auch bei Euch wieder eingesehen. Und daß der Kirchenbann der eigentliche Nerv der Kirchenzucht ist, kann man auch nicht läugnen. Kurz und gut, dasjenige, was man früher bei Euch so belächelt und bespöttelt, kommt zu guter Letzt doch wieder zu Ehren. Und was das Merkwürdigste ist, verschiedene protestantische Prediger (ich erinnere hier nur an diejenigen in unserer westfälischen Mark) machen von diesem geistlichen Strafmittel sogar öfter und leichter Gebrauch,

als wir Katholiken. Bei Gelegenheit gemischter Ehen excommuniciren sie z. B. ohne Weiteres den protestantischen Ehetheil, der seiner katholischen Ehehälfte die Erziehung der zu erwartenden Kinder in der katholischen Religion verspricht, während bekanntlich der katholische Ehetheil, der seiner protestantischen Ehehälfte die Erziehung der zu erwartenden Kinder in der protestantischen Religion verspricht und sich vom protestantischen Prediger trauen läßt, von uns duldsamer und gnädiger behandelt wird. Nach dem bekannten Erlasse Papstes Pius VIII. an die preußischen Bischöfe sollen wir solche pflichtvergessene Katholiken wiederholt und mit Bitten und Ermahnen an ihre Pflicht erinnern, aber excommuniciren sollen wir sie nicht. Es macht nun zwar einen komischen Eindruck, wenn man von einer Excommunication aus der protestantischen Kirchen-Gemeinschaft reden hört; und es kommt einem dieß in etwa vor, als wenn man auf offenem freien Felde von einem Hinauswerfen reden wollte (ein ehrenwerther Freund von mir bediente sich, wenn auf solche protestantische Excommunicationen die Rede kam, gern dieses Bildes): aber es erhellt doch hieraus, daß, wo man mal überhaupt eine kirchliche Gemeinschaft unter welcher Form auch immer herstellen will, man ohne geistliche Zucht- und Strafmittel nicht fertig werden kann. Mein verehrter Tischgenosse hätte sich daher über die von Zeit zu Zeit vom Vatikan heruntergeschleuderten Bannflüche nicht so sehr zu ereifern gebraucht, obgleich er auch darin irrt, wenn er sagt, daß die Bulle cœna Domini mit ihren Bannsprüchen über die Ketzer noch alljährlich am Grünen Donnerstage vom Papste von der Loggia der St. Peters-Kirche herab verkündigt würde. Früher war dieß allerdings der Fall,

aber nun pflegt es schon seit lange nicht mehr zu geschehen. Doch ich werde hier noch an Eine Wirkung der Excommunication erinnert, es ist gerade diejenige, die gewöhnlich am meisten Aufsehen macht und am häufigsten zu bitteren Ausfällen gegen die katholische Kirche Anlaß gibt: nämlich die Ausschließung der öffentlich und namentlich Excommunicirten (die nicht namentlich Excommunicirten, die man auch geduldete nennt, werden von dieser Strafe nicht betroffen) von dem geweihten kirchlichen Gottesacker. Denn nur hierauf allein kann sich die obengedachte Anklage beziehen, daß der katholische Verdammungs- und Verfolgungs-Eifer sich noch bis auf die Todten im Grabe erstrecke. Die Sache bei Lichte besehen, braucht man sich aber auch hierüber nicht so sehr zu ereifern. Bekanntlich bildet nach kirchlicher Anschauungsweise der geweihte Gottesacker ein Ganzes mit dem geweihten Gotteshause, und wer bei Lebzeiten aus der Kirche und somit aus dem geweihten Gotteshause ausgeschieden ist und bis zu seinem Tode davon ausgeschieden bleibt, ist es nach seinem Tode auch vom geweihten Gottesacker, nach kirchenrechtlichen Bestimmungen: offenbare Ketzer, und die namentlich Excommunicirten, ebenso notorische Sakraments-Verächter, Duellanten u. dgl. Diese Art Menschen sprachen der Kirche und ihren Gesetzen im Leben geradezu Hohn, und wie sollte ihnen daher nach ihrem Tode am Segen der Kirche noch etwas gelegen sein? Respektirt doch selbst Gott das freie Sich selbst Bestimmungs-Recht des Menschen — denn er läßt ihn sündigen, ohne daß er ihn durch sein allmächtiges Eingreifen daran hinderte; und warum sollte daher die Kirche dieses Recht des Menschen antasten, und wenn sich Jemand bei seinen Lebzeiten ihrer Gemeinschaft freiwillig entrissen

oder die Ausstoßung aus derselben böswillig verschuldet hat, warum sollte sie um dessen Leichnam sich zu schaffen machen und ihn gleichsam mit Gewalt in die von ihr geweihte Erde einsenken? Gewiß, es liegt eine sehr große Inconsequenz, oder vielmehr eine große Gedankenlosigkeit in der Zumuthung, die man an die katholische Kirche stellt, sie solle denjenigen, welche sich in ihrem Leben nicht um sie bekümmert, doch im Tode noch ihren Segen aufdrängen. Es wäre ja dieß in der That ein unbefugter Eingriff in das unveräußerliche Recht des Menschen, Verfügungen auf den Tod zu treffen. Es sagt Jemand zur Kirche: ich will nun mal von dir und deinem Segen nichts wissen, auch nach meinem Tode nicht (diesen seinen Willen gibt er, wenn nicht durch Worte, doch durch seine Handlungen kund), und nun soll die Kirche diese seine Willensbestimmung auf's gerathewohl aufheben und nachdem er seine Seele dem Verderben gewidmet, mit aller Gewalt wenigstens seinen Leichnam zurückfordern!

Man sieht aber, wie diejenigen, die so unvernünftige Forderungen stellen, eigentlich selbst nicht wissen, was sie wollen, und wie es ihnen nur darum zu thun ist, gegen die Kirche Steine aufzuheben. Sie reden sonst immer von Freiheit und vom freien Selbst-Bestimmungs-Recht des Menschen, und hier soll das auf einmal wieder Nichts sein.

Bekanntlich gilt nach heutiger kirchenrechtlicher Praxis der geweihte Gottesacker durch die Bestattung der Protestanten auf demselben noch nicht für entweiht und pflegt diese auch vielfach bei uns ungehindert zu geschehen. Aber wünschenswerth und folgerecht ist es doch gewiß, daß die Gottesäcker der beiden Confessionen ebenso von einander getrennt sind, wie ihre Gotteshäuser, da, wie ich schon

sagte, der Gottesacker gleichsam nur ein Annexum des Gotteshauses ist. Dieß ist auch im verrufenen österreichischen Concordate festgesetzt, und meines Wissens ist dieß die hauptsächlichste Bestimmung desselben, wodurch protestantische Interessen berührt werden. Sonst befaßt sich dasselbe lediglich mit der Ordnung der kirchenrechtlichen Angelegenheiten der Katholiken; und die allgemeine Abneigung und Mißstimmung, die dieses Concordat bei den Protestanten Deutschlands erregt hat und noch fortwährend erregt, muß man entweder auf Rechnung eines bösen Willens, eines durchaus unchristlichen und antichristlichen Geistes, setzen (und allerdings wird diese Mißstimmung hauptsächlich von solchen österreichischen oder deutschen Blättern und Zeitungen, die unter dem Einfluß der Reform-Juden oder der Emancipation des Fleisches stehen, künstlich erregt), oder man kann sie sich einfach nur daraus erklären, daß man auch hier „lästert, was man nicht kennt". Gewiß haben von denen, die über dieses österreichische Concordat so einfach aburtheilen, nur die Wenigsten es gelesen; der Eine spricht nur blind oder gedankenlos nach, was ein Anderer ihm ebenso blind und gedankenlos vorgesprochen hat.

Auch mein obengedachter Tischgenosse befand sich wahrscheinlich in diesem Falle, und ohne seine Anregung hätte ich der Sache hier gar keine Erwähnung gethan.

4. Die schlimmste Art des religiösen Irrthums, sagte ich, sei die Ketzerei. Die Kirche verdammt die Ketzerei, wie sie alles Böse verdammt, und sie schließt die Ketzer aus ihrer Gemeinschaft aus. Aber deßhalb spricht sie doch auch ihnen noch nicht schlechthin die Seligkeit ab; denn so wenig sie einen, wenn er auch noch so gut und heilig lebt, vor dem Tode heilig spricht, so wenig verdammt

sie einen, wenn er auch noch so unheilig lebt, vor seinem Tode zur Hölle. Sie weiß es wohl, Manche, die lange Zeit gut gelebt, waren nicht beharrlich und starben schlecht, und wie viele, die, einem hl. Augustinus gleich, Jahre lang in der Wüste des Un- oder Irrglaubens herumgeirrt, starben als große Heilige. Die Kirche richtet und verdammt überhaupt nicht in dem Sinne, daß sie eingriffe in's göttliche Gericht; denn sie weiß wohl, daß nur Gott allein der Herzen- und Nieren-Erforscher ist und daß der Vater alles Gericht dem Sohne übergeben hat. Sie hält sich einfach auf dem ihr zugewiesenen Terrain, wenn sie Glieder in ihren Schooß aufnimmt oder aus ihrem Schooße ausschließt, und wenn sie erklärt, daß diejenigen, die in der Sünde sterben, die aber Gott allein kennt, eines unglückseligen Todes sterben und vom Himmel, dem ewigen Gottes-Reiche, ausgeschlossen sind.

Blickt nun, geliebte protestantische Freunde, noch einmal auf alles Gesagte zurück und urtheilt selbst, was an den aus unserm Dogma von der alleinseligmachenden Kirche gezogenen Consequenzen, an den darauf gestützten Anklagen von katholischer Verdammungs- und Verfolgungssucht Wahres sei, und ob nicht diese und ähnliche Anklagen und Vorwürfe wirklich ebenso lieblos als ungerecht seien. Aber, werden vielleicht Manche unter Euch denken, was lehrt denn eigentlich die katholische Kirche mit diesem ihren Dogma, wenn sie damit das nicht lehrt, was Du so entschieden hier in Abrede stellest. Sie lehrt damit, antworte ich, immer noch genug; sie lehrt damit namentlich, daß sie, die katholische Kirche, eben die einzig wahre Kirche Christi sei und daß sie als solche auch die einzige ordentliche Heilsanstalt sei, im Besitze des ganzen Schatzes der

christlichen Lehre und der christlichen Gnadenmittel und gestellt unter die unmittelbare Regierung des hl. Geistes. Selbstverständlich lehrt sie daher damit zugleich, daß es ein göttliches Gebot sei, in ihren Schooß einzutreten und darin bis zum Tode zu verharren, und daß dieses göttliche Gebot ein streng verbindendes, ein bei Strafe des Verlustes der ewigen Seligkeit verbindendes Gebot sei.

Lehrt sie aber, daß sie die einzige ordentliche Heilsanstalt sei, so lehrt sie damit noch nicht, daß Gott, der sie als ordentliche Heilsanstalt hingestellt, sich deßhalb selbst Hände und Füße gebunden habe, um nicht auch noch auf außerordentlichem Wege selig zu machen, die er selig machen will, so wenig wie sie annimmt, daß Gott durch Feststellung der Naturgesetze sich der Macht beraubt habe, diese Naturgesetze, wann und wo es ihm gefällt, auch zu suspendiren und jene außer- und übernatürliche Werke zu vollbringen, die man Wunder nennt.

Und wenn sie es als ein streng und bei der Strafe des Verlustes der ewigen Seligkeit verbindendes göttliches Gebot erklärt, daß man in ihren Schooß eintrete und mit ihr verbunden bleibe, so betrachtet sie doch anderseits dieses göttliche Gebot nur für ein positives (nicht für ein naturgesetzliches), das, wie alle positiven Gebote, z. B. das Gebot der Taufe, erst dann verbindet, wenn es promulgirt ist und mithin diejenigen, für die es gegeben ist, davon Kenntniß erlangen können, so daß diejenigen, die es nicht kennen oder es nicht kennen können (und wie viele Protestanten befinden sich nicht in diesem Falle), natürlich daran auch nicht gebunden sind, also auch durch Nicht-Erfüllung desselben ihr Heil nicht verscherzen können. Denn die katholische Kirche ist, vermöge ihres Dogma's von der

menschlichen Freiheit, immer die erste, die den Grundsatz unterschreibt: daß, wo kein anders Können ist, da auch keine Schuld, und wo keine Schuld, da auch keine Verdammniß sei. Und so wenig daher die katholische Kirche, vermöge ihres ebengenannten Dogma's von der menschlichen Freiheit, Alle, die äußerlich mit ihr verbunden sind, selig preis't, so wenig gibt sie Alle, die äußerlich von ihr getrennt sind, der Verdammniß preis. Denn Viele, die äußerlich in ihr sind, sind innerlich außer ihr; sie sind, wie der hl. Augustinus sagt, im Hause Gottes, sind aber selbst nicht das Haus Gottes, und Viele, die äußerlich außer ihr sind, sind innerlich, ihrem Willen und Herzen nach, in ihr.

Man sieht also, die katholische Kirche lehrt mit dem Dogma, daß sie die alleinseligmachende sei, nicht zu viel und nicht zu wenig: nicht zu viel, um den Vorwurf der Verdammungssucht zu verdienen, nicht zu wenig, um sich selbst aufzugeben. Denn in der That würde sie sich selbst aufgeben, wenn sie sich nicht für die wahre und für die einzig wahre Kirche Christi und daher auch für die einzige ordentliche Heilsanstalt hielte.

Ich habe Euch, theure protestantische Freunde, nun gezeigt, wie sehr Ihr uns durch Euer Mißverständniß und Euere Mißdeutung Unrecht thut. Ihr begeht aber durch die Vorwürfe und Anklagen, die Ihr auf diese Mißdeutung baut, gegen uns noch ein anderes Unrecht. Denn wären wir wirklich so ausschließend, so verdammungs- und verfolgungssüchtig, wie Ihr uns macht: so käme es Euch immer noch nicht zu, uns hieraus einen Vorwurf zu machen, da Ihr (ich meine die eigentlich Tonangebenden unter Euch) uns an diesen uns zur Last gelegten Eigen-

schaften immer noch übertreffen würdet. Doch ich fürchte, Eure Geduld auf eine zu harte Probe zu setzen, und behalte mir die Auseinandersetzung dieses Punktes (sie enthält zugleich die Antwort auf die weiteren obigen Beschuldigungen meines Tischgenossen) für eine andere Gelegenheit vor und hiermit für dießmal Gott befohlen!

IV.

Katholische Intoleranz.

Also „die Inquisition", die „Pariser Bluthochzeit", die „Verbrennung des Huß", die „grausame Behandlung der Bibelverbreiter in Toskana und Spanien", die „Mortara-Angelegenheit", diese und andere Dinge sollen nun mal der Welt über katholische Intoleranz, über katholische Verdammungs- und Verfolgungssucht keinen Zweifel übrig lassen! Ich will mich einer kurzen Besprechung dieser Thatsachen, die jeder Commis Voyageur uns an den Fingern herzählt, nicht entziehen. Doch erlaubt mir, geliebte protestantische Freunde, vorab noch ein paar Bemerkungen. Man hat sich bis jetzt noch vergebens bemüht, eine Intoleranz in unserer Lehre aufzufinden. Was man dahin gerechnet hat, ist nur eine Art Nothwehr der Wahrheit gegen den Irrthum. Denn freilich ist in einem gewissen Sinne die Wahrheit immer intolerant, sie schließt den Irrthum nothwendig aus, und beide vertragen sich mit einander so wenig, wie Wasser und Feuer, oder, um mit der Bibel zu reden, wie Christus und Belial. Christus, der König der Wahrheit, hat sich selbst gegen den Irrthum nicht gleichgültig verhalten. Hätte er die Welt dem Irrthume

überlassen, hätte er den Irrthum für berechtigt erklären wollen, so brauchte er gar nicht zu uns zu kommen. Ebenso ist aber auch das Reich, das er gestiftet hat, die Kirche, ein Reich der Wahrheit, woraus Lüge und Irrthum für immer verbannt sind. Ein Jünger Christi sein und die religiöse Wahrheit lieben, also den Irrthum in religiösen Dingen verabscheuen, ist ein und dasselbe. Diese Liebe zur religiösen Wahrheit ist es, der die katholische Kirche durch ihre Dogmen und durch die Verwerfung der ihnen entgegengesetzten Irrthümer nur Ausdruck gibt; und das ist die einzige Intoleranz, die man in ihrer Lehre auffinden kann, ohne die sie aber als Kirche Christi nicht bestehen, und ohne die das Christenthum überhaupt nicht bestehen würde. Hiervon abgesehen, sind ihre Lehren so menschenfreundlich, wie man's nur wünschen kann; sie athmen, auch wenn sie den Irrthum verwerfen, gegen die Person des Irrenden nur Liebe und Wohlwollen, das selbst da noch durchblickt, wo sie dessen Bestrafung verordnen; denn die kirchlichen Strafen wollen den Gestraften nur heilsam erschüttern, ihn bessern und für's ewige Leben retten. „Der Person Freund, des Irrthums und der Lüge Feind", ist der goldene Spruch, den sie lehren. — Vergleiche man nun im Punkte der Menschen-Liebe und Menschen-Freundlichkeit mit den katholischen Lehren die protestantischen, nämlich die Lehren des symboltreuen Protestantismus. Die katholische Kirche lehrt allerdings, daß sie die alleinseligmachende, d. h. die allein wahre Kirche Christi sei; — aber thut dies der symboltreue Protestantismus nicht auch? Wenn er das nicht lehrte oder glaubte, warum trennte er sich denn von der katholischen Kirche und brachte in die abendländische Kirchen-Gesellschaft den

so traurigen und unglückseligen Riß? Ueberhaupt ist eine jede Kirche, die sich nicht für die wahre Kirche Christi hält, von vornherein ein Unding. Denn jene „Pöbelkirche", wie man sie genannt hat, worin der Spruch gilt: „Wir glauben all' an einen Gott, der Christ, der Jud' und Hottentot", ist keine von Einem Geiste durchdrungene und beseelte Gemeinschaft, sondern ein alberner Mischmasch von allerlei zusammengehörigen und nicht zusammengehörigen Elementen, also eher eine Ironie auf die Kirche, als die Kirche selbst. Und nun betrachte man die einzelnen Lehren; man betrachte die Grundlehren der sogenannten Reformation. Ihr Mittelpunkt ist bekanntlich die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein. Diese letztere aber steht wieder in genauer Verbindung mit der Lehre von unserem Sündenfalle und den Folgen desselben. Und welchen seltsamen Vorstellungen begegnen wir hier? Daß der Mensch in Folge jenes Sündenfalles durch und durch verdorben und an ihm auch kein gutes Haar mehr sei, daß er um Vernunft und freien Willen gekommen, daß alle seine Gedanken, alle seine Begehrungen fleischlich, alle seine Handlungen sündhaft, selbst seine scheinbaren Tugenden nur glänzende Laster seien, kurz, daß er mit seiner ganzen Natur tief eingetaucht sei in Gottes- und Menschenhaß: ich will hundert gegen Eins wetten, daß unsere sogenannten Aufgeklärten, die sich immer so viel mit katholischer Intoleranz zu schaffen machen, befragt, ob solche Lehren dem katholischen oder dem protestantischen Bekenntnisse entnommen seien, auf der Stelle antworten werden, das seien natürlich echt katholische, und nimmermehr protestantische Lehren; während doch die umgekehrte Antwort die richtige ist. Alle diese Lehren sind so recht

aus dem Geiste und innern Wesen des symboltreuen Protestantismus herausgeschöpft, von der katholischen Kirche aber sind sie abgelehnt und verworfen worden. Und auf welcher Seite ist nun, frage ich, die größere Toleranz und Freisinnigkeit, im symboltreuen Protestantismus, der solche das menschliche Gefühl beleidigende, die menschliche Würde herabsetzende, solche in ihrem tiefsten Grunde menschenverachtende und menschenfeindliche Lehren aufstellt, oder im Katholicismus, der sie verwirft?

Da man also fühlt, man kann den Vorwurf der Intoleranz, womit man gegen die katholische Kirche immer so freigebig ist, auf dem Gebiete ihrer Lehre nicht aufrecht halten, so begibt man sich auf das Gebiet der historischen Thatsachen und da müssen denn natürlich die Eingangs genannten immer wieder herhalten. Könnte man aber nicht, von dem Werthe und der beweisenden Kraft dieser gegen uns eingewendeten Thatsachen vor der Hand noch abgesehen, das Blatt auch ebensogut umkehren und aus der Geschichte des Protestantismus genug Proben protestantischer Intoleranz anführen. Sehr glimpflich und liebevoll ist doch der Protestantismus gleich von vornherein mit uns nicht umgegangen. Kenner haben gesagt, die sog. Reformatoren hätten das Schimpfen und Schmähen meisterlich verstanden; und wir Katholiken würden, auch wenn wir den Willen hätten und es darauf anlegten, es ihnen hierin gleichzuthun, doch gegen sie stets nur armselige Stümper und Pfuscher bleiben. In der That sind die schmähenden Reden, in denen sie über die katholische Kirche, über ihre Institute, ihre Vorsteher, ihre Lehren und hl. Gebräuche herfahren, von der Art, daß ich sie, ohne den Anstand zu verletzen, hier nicht mittheilen kann.

Und bei den bloßen Worten blieb es nicht. Das „Reformiren", sagte einer derselben, „kostet Blut". Schonung gegen die angeblichen Feinde des Evangeliums gab es nicht. Vielmehr, sagt Luther, soll man „Regenten und Fürsten, Päpste, Cardinäle, Bischöfe und das ganze Geschwärm des römischen Sodoma mit allerlei Waffen angreifen" *). Ueberhaupt kennzeichnete sich der Protestantismus gleich bei seinem ersten Auftreten durch ein heftiges, ungestümes und gewaltthätiges Wesen. „Das Reformiren kostete" wirklich „Blut". Ueberall, wo die Reformation einzog, zog ihr ein Heer von Gewaltthätigkeiten nach, oder, was vielleicht noch öfterer der Fall, es zog ihr voran und brach ihr erst Bahn: Verhöhnung katholischer Lehren und Institute, gewaltsame Schließung und Profanation katholischer Kirchen, Confiscationen und Plünderungen, trotzige Auflehnung gegen die bestehenden rechtmäßigen Gewalten, davon wissen nicht nur die außerdeutschen Lande, die französische Schweiz, Frankreich, die Niederlande, England, Schottland u. s. w., sondern auch unsere guten deutschen Lande genug zu erzählen. Auch vorurtheilsfreie protestantische Geschichtsforscher haben sich vor den „recht gräulichen Excessen und heidnischen Dingen" *), die im Namen der Reformation und in ihrem Geleite auch in unsern deutschen Landen verübt wurden, die Augen nicht verschlossen. Und überhaupt verdanken wir gerade protestantischen Forschern über Personen und Zustände aus der Reformations-Geschichte und der sich ihr unmittelbar anschließen-

*) Luther's Werke, Jen. Deutsche Ausg. Tom. 1, fol. 51.
**) Arnold's (eines Protestanten) unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie. 1700. Th. 2. Bd. 16. Kap. 6. S. 59.

den Epoche, was den Punkt der Toleranz betrifft, die merkwürdigsten und lehrreichsten Aufschlüsse. Was hat man z. B., um hier nur an Eins zu erinnern, nicht alles aus Tilly und umgekehrt aus Gustav Adolph gemacht? Nach den hergebrachten Schilderungen unserer ordinären Geschichts-Bücher und Geschichts-Macher wäre jener ein wahrer Wütherich, dieser der edelste, uneigennützigste Beschützer des deutschen Protestantismus gewesen. Und gerade protestantische Geschichtsforscher waren es, die in neuern Zeiten jenen von der Schmach, womit man sein Andenken bespritzt, völlig rein gewaschen, und von diesem den Glorien- und Heiligen-Schein weggerissen. Tilly ist kein Wütherich, der Magdeburg in Brand gesteckt, sondern nur ein edler gottesfürchtiger Mensch, und ein seinem Kaiser ergebener tapferer Held und Feldherr, und Gustav Adolph ist nicht der uneigennützige edle Schirmherr deutscher Protestanten, wie man sich ihn so lange gedacht und ihn gefeiert, sondern nur noch ein beute- und länderbegieriger Eroberer.

Aber wie viele historische Sünden dieser Art sind noch gut zu machen und welch' ein anderes Bild der Reformationszeit wird sich vielleicht nach einigen Decennien darstellen, wenn die Gfrörer, die Onno Klopp u. s. w. so rüstig fortfahren, den Schutt der Vorurtheile wegzuräumen, und die Geschichte weder mit einem kleindeutschen, noch mit einem protestantischen Auge, sondern nur mit dem wahren unpartheiischen Forscher-Auge zu betrachten. Die öffentliche Meinung wehrt sich freilich, so gut sie kann, gegen solche ihr unangenehmen Entdeckungen (ich erinnere hier nur an den jüngsten Streit zwischen Sybel und Onno Klopp) und sie möchte am liebsten von ihnen gar keine

Notiz nehmen — aber auf die Dauer wird das doch wohl nicht angehen; denn die Wahrheit bricht sich am Ende doch Bahn.

Doch, um von längst vergangenen Zeiten zu schweigen, so existirt die Toleranz auch vieler unserer neuern Protestanten mehr in leeren schönen Worten, als in Thaten. Mit der Zunge ist man wohl gegen uns Katholiken tolerant, und oft ist man's auch nicht einmal mit der Zunge. Welche rohe Angriffe erlaubte sich nicht Voß auf seinen ehemaligen Freund Leopold von Stollberg, als dieser, seiner Ueberzeugung folgend, zur katholischen Mutter-Kirche zurückkehrte. Wirklich eine schöne Probe protestantischer Toleranz! Einen Abfall zum Islam oder zum neumodischen Judenthum hätte Voß seinem Freunde wahrscheinlich nicht so verargt. Göthe schlüpft über diesen dunklen Fleck im Charakter Vossen's mit der Bemerkung weg: man könne doch nicht fordern, daß der Tolerante auch gegen Intolerante tolerant sein solle; ungefähr wie ein vorigjähriger Protestanten-Tag es auf sein Programm schrieb: „Toleranz gegen Alle, nur nicht gegen die Intoleranten". Hiermit ist aber doch nur wenig gewonnen. Dürfte man auch wirklich eine Lieblosigkeit mit der andern vergelten (ächt evangelisch ist dieses wenigstens gewiß nicht): so brauchte man ja diesem Grundsatze zufolge einen Gegner nur für intolerant zu erklären, um ihn nach Herzenslust hassen und mißhandeln, kurz, sich von allen Pflichten christlicher Liebe gegen ihn lossagen zu können. Uns Katholiken erginge es dabei jedenfalls sehr schlecht; denn wir sind nun einmal von vornherein dazu verurtheilt, für intolerant zu gelten; und so dürfte man uns beschädigen, kränken und alles Böse verläumderisch gegen uns aussagen

und noch glauben, Gott damit einen wohlgefälligen Dienst zu erweisen. Wir armen Katholiken! Es scheint wirklich die Losung der Zeit zu sein: Billigkeit und Gerechtigkeit gegen Alle, nur nicht gegen uns! Man spricht immerfort von allgemeiner Religions- und Gewissens-Freiheit, und uns legt man doch überall Fußeisen, auf daß wir uns nicht rühren und nicht regen sollen, man preis't und fordert immerfort die Parität der christlichen Confessionen, und wir müssen die uns versagte Parität fast in allen Landen gleichsam Schritt vor Schritt erkämpfen; unsere liberalen Kammerredner ereifern sich für die bürgerliche Gleichstellung der Juden, und uns Katholiken möchte man, wenn es anginge, sogar das Recht der Existenz entziehen; man garantirt uns mit der einen Hand freie Ausübung unserer Religion und nimmt das Geschenk mit der andern Hand wieder zurück, und verbietet oder beschränkt unsere religiösen Orden; heute schließt man mit dem hl. Apostolischen Stuhle Concordate, und morgen zerreißt man sie wieder. Im aufgeklärten Königreich Sachsen, dessen Regent sich doch mit seiner ganzen Familie zur katholischen Religion bekennt, darf sich bis zur Stunde noch kein Jesuit sehen lassen und man gestattet selbst einer barmherzigen Schwester im Ordenshabit nicht die Ausübung der Werke der christlichen Barmherzigkeit. Wie eingeengt und eingeschnürt die Katholiken in Schleswig-Holstein sind (im gegenwärtigen Augenblicke fließt für die nationalen Rechte dieser Herzogthümer doch auch katholisches Blut), wie in Mecklenburg-Schwerin (wer erinnert sich hier nicht gleich an die Geschichte des Herrn von der Kettenburg, der nicht einmal in seinem eigenen Hause für seinen Privat-Gottesdienst einen katholischen Priester halten durfte), wie bis

noch in die jüngsten Zeiten in Dänemark, und in England, wie um ihrer Religion willen ausgesogen und um alle Parität und Gerechtigkeit *) betrogen in dem armen, armen Irland: alles das ist zu bekannt, um noch weiter darüber zu reden.

Man sollte fast denken, es gäbe in der Welt nichts Gefährlicheres, Schädlicheres, Abscheulicheres, als die katholische Kirche: so wird sie behandelt. Diejenigen, die sonst immer uneins sind, die protestantischen Rationalisten und Lichtfreunde auf der einen, die protestantischen Pietisten auf der andern Seite, sind nur einig gegen sie. Durch diesen einzigen Kitt zusammengehalten, erkennen sie sich als Mitglieder derselben religiösen Gemeinschaft. Die einen sind gegen uns im Namen der Vernunft, die andern im Namen des „reinen Evangeliums“, und man weiß kaum zu sagen, welche von diesen beiden Partheien für uns die gefährlichere sei. Den ersteren scheint jedes Mittel recht, das zu dem Ziele führte, was die Worte aussprechen: écrasez l'infame. Als vor mehreren Jahren die unsaubern Rongeaner das Feldgeschrei erhoben: Rom soll und muß fallen; schlossen sie sich in hellen Haufen an sie an oder

*) Durch noch kürzlich genau angestellte Berechnungen hat man herausgebracht, daß in Irland von den von der Regierung für Kirchen- und Schul-Zwecke jährlich bewilligten Unterstützungen die Presbyterianer 32 mal und die Hochkirchler 290 mal mehr erhalten, als die Katholiken. Bekanntlich wurde das den Katholiken geraubte Kirchengut nicht allein zur Dotation hochkirchlicher, oft nur wenige Pfarrkinder umfassender, Pfarreien verwendet; die Katholiken müssen auch jetzt noch zur Besoldung hochkirchlicher Prediger beitragen und sie erhalten außerdem durch Almosen ihre eigenen Geistlichen. Gewiß eine allerliebste Parität und Gerechtigkeit!

setzten doch auf sie ihre Hoffnung und unterstützten sie. Thatsächlich bestand diese Sekte, vielleicht die elendeste und erbärmlichste, die je existirt hat, der größeren Zahl nach aus lichtfreundlichen Protestanten, die sich aber nur um jenes Feldgeschreies willen mit ihr verbündet hatten. Die letzteren aber, die sogenannten protestantischen Pietisten, die nicht alle so freundlich gesinnt gegen uns sind, wie Leo und Hengstenberg, werfen im Ernste die Frage auf (ich erinnere mich, wie Tholuk eines Abends einmal in seinem theologischen Kränzchen diese Frage recht weitläufig behandelte): ob sie sich mehr zu den Rationalisten oder mehr zu den Katholiken hingezogen fühlen sollten. Gewiß wird diese Frage noch tagtäglich von Vielen, die ebenso denken wie Tholuk, zu unserm Ungunsten entschieden. Ich erinnere mich hier einer Unterredung, die ich noch ganz neulich mit einem protestantischen Edelmann hatte. Er lobte die katholische Kirche in Vielem (und wie es mir schien, ungeheuchelt) und tadelte sie in Manchem, besonders aber in der Strenge, womit sie (und wie er glaubte, erst seit einigen Decennien) auf der Erziehung sämmtlicher Kinder aus gemischten Ehen in der katholischen Religion bestehe. Darüber habe sich ein beabsichtigtes Ehebündniß zwischen seinem Sohne und einer sehr liebenswürdigen katholischen Dame zerschlagen, indem er als Vater auf dieses Verlangen der katholischen Eltern und des Pfarrers der Dame nicht habe eingehen können, wiewohl er sich einer nach den beiden Geschlechtern getrennten religiösen Erziehung der zu erwartenden Kinder nicht abgeneigt erklärt. Dem Herzen seines Sohnes sei durch die Lösung des Verhältnisses eine tiefe und vielleicht unheilbare Wunde geschlagen worden. Ich drückte ihm mein Befremden darüber aus, daß ihm

bei seiner sonstigen Gesinnung, wie er sie mir geäußert, das Eingehen auf das ihm gestellte Verlangen habe so schwer werden können, und fragte ihn, ob er doch nicht lieber seine künftigen Enkel katholischen Erziehern, als rationalistischen Predigern zur Erziehung anvertraut, ob er sie nicht lieber zu Katholiken, als zu protestantischen Rationalisten heranwachsen sehen möchte. Als ich ihm aber die große Verlegenheit anmerkte, in die ich ihn durch diese Frage versetzt, brach ich ab und gab dem Gespräche eine andere Wendung.

Ich wiederhole also und das Gesagte genügt zum Beweise dessen, was ich behaupte, ich wiederhole, daß man die Toleranz, die man von uns fordert, gegen uns selbst nicht übt und daß in dieser Beziehung Niemand mehr Ursache zu klagen hat, als wir selbst.

Und nun gleich zur Prüfung der obengenannten Thatsachen!

Also zuerst die leidige Inquisition und diese schrecklichen Ketzergerichte mit ihren Auto=da=Fé's u. s. w.

Jedenfalls muß man aber, wenn man nicht zwei Dinge, die nicht zusammengehören, miteinander vermischen will, zwischen Inquisition, als einer rein kirchlichen, und Inquisition als einem weltlichen oder staatlichen Institut unterscheiden. Die Inquisition, als kirchlicher Gerichtshof, wie er schon so viele Jahrhunderte hindurch oder, seinem eigentlichen Wesen nach, schon von Anfang an in der Kirche bestanden hat und jetzt noch besteht, kann jedem gerechten und einsichtigen Beurtheiler frei in's Angesicht sehen. Es liegt auf der Hand: die Kirche macht durch Einsetzung eines ordentlichen geistlichen Gerichtshofes, der über kirchliche Verbrechen und namentlich auch über das

Verbrechen der Häresie aburtheilt, nicht nur von einem ihr zustehenden Rechte Gebrauch, sondern sie erfüllt damit auch eine heilige unabweisliche Pflicht. Denn ohne ordentliche Gerichte keine gerechte Handhabung der Gesetze und ohne Handhabung der Gesetze keine geordnete Gesellschaft, überhaupt keine Gerechtigkeit. Das Verfahren, was für diesen geistlichen Gerichtshof vorgeschrieben ist, wird von vorurtheilsfreien Kennern ebenfalls nicht getadelt. Es entspricht vollkommen dem Zwecke. Umsicht, Weisheit, Besonnenheit sind alte Erbstücke der Kirche. Sie hat diese Eigenschaften nie verläugnet, am wenigsten in ihrem Gerichts-Verfahren. Eine allzugroße Milde wäre Schwachheit, und sie machte das ganze Gerichts-Verfahren illusorisch. Aber strenger, als es der Zweck eben erfordert, sind die geistlichen Gerichte nicht, und sie waren niemals so strenge als die weltlichen. „Es ist gewiß merkwürdig", sagt der berühmte spanische Schriftsteller Balmes, „daß das Inquisitions-Tribunal zu Rom nie eine Kapitalstrafe vollziehen ließ, obwohl doch oft Päpste auf dem päpstlichen Stuhle saßen, die in weltlichen Dingen ein sehr strenges Regiment führten. In allen Theilen der Welt findet man für die Verbrechen gegen die Religion Schaffotte errichtet. Nur Rom macht von dieser Regel eine Ausnahme. Es ist wahr, die Päpste haben nicht wie Protestanten und Philosophen die allgemeine Toleranz gepredigt, aber die Thatsachen verkünden es, welch' ein Unterschied zwischen den Päpsten und ihren Verläumdern gerade in dem Punkte der Toleranz besteht. Die Päpste haben keinen Tropfen Blutes vergossen; die Protestanten und Philosophen aber ließen es in Strömen fließen. Was nützt es den Schlachtopfern, ihre Henker die Toleranz mit dem Munde verkün-

digen zu hören? Das heißt zur Strafe nur noch die Galle des Spottes hinzufügen".

Die hergebrachten Vorwürfe passen also auf die kirchlichen Inquisitions-Gerichte, wie sie waren, und wie sie noch sind, einmal gar nicht: diejenigen aber, worauf sie passen oder auch vielleicht nur sehr unvollkommen passen, gehen die Kirche als solche nichts an. Denn die sogenannte spanische Inquisition, worauf diese Vorwürfe zumeist gemünzt sind, waren, auch wenn Geistliche dabei zu Gerichte saßen, kein kirchliches, sondern nur ein staatliches Institut, nur ein „königlicher wenn auch mit geistlichen Waffen ausgerüsteter Gerichtshof". Alle Stimmberechtigten sind hierin miteinander einverstanden, nicht allein katholische Geschichtsforscher, sondern auch vorurtheilsfreie protestantische, wie Ranke, Leo, Guizot. Die Autorität, welche diese Gerichte anordnete, war staatlich; und auch der Zweck derselben war es. Denn, wie auch die ebengenannten protestantischen Forscher eingestehen, war es der erste und hauptsächliche Zweck dieser spanischen Inquisition, die königliche Macht zu erheben und den Adel wie den Clerus gänzlich von ihr abhängig zu machen. Der religiöse Zweck, die Verhinderung des Umsichgreifens der Ketzerei, besonders durch die sogenannten Moriskos (Mauren und Juden, die sich nur zum Schein hatten taufen lassen), — lief nur als untergeordneter Zweck nebenher, diente dem ersteren, oder maskirte ihn auch wohl nur.

Unter diesen Umständen kann man von denen, welche sich darin gefallen, die spanische Inquisition für „ein Produkt der römischen Glaubens-Despotie" zu erklären, nur annehmen, daß sie entweder sehr unwissend, oder sehr ungerecht sind; daß sie von den Dingen sprechen, wie der

Blinde von der Farbe, oder daß es ihnen einmal Vergnügen macht, uns zu schmähen und zu verunglimpfen. Ich beneide sie um das Eine so wenig, wie um das Andere. Die Römischen Päpste waren so weit davon entfernt, die Anstifter, Begünstiger oder Beschützer dieser Inquisition zu sein, daß sie dieselbe mehr als einmal in ihre Schranken zurückwiesen und sich ihren Mißbräuchen kräftig entgegenstellten.

Wie oft kam es vor, daß sie den von diesem Gerichtshofe ungerecht Verfolgten oder Verurtheilten Schutz gewährten, die ungerechten Verfolger und Richter aber zur Verantwortung zogen, auch wohl mit dem Banne belegten! Und haben sie nicht auch die Verpflanzung dieses Instituts in andere Länder geradezu mißbilligt und nach Möglichkeit verhindert? Alle diese Thatsachen sind erwiesen, und zwar urkundlich: sie lassen sich nicht wegläugnen, und im Angesichte dieser Thatsachen erscheinen Anschuldigungen, wie die obengenannte, rein wie aus der Luft gegriffene böswillige Erfindungen. *)

Daraus erhellt aber auch, wie wenig Interesse der Katholik dabei hat, sich zum Vertheidiger dieser Inquisition aufzuwerfen. Er kann als Mensch und als Christ die dabei stattgefundenen Mißbräuche bedauern, und noch mehr wird er bedauern, daß solche Mißbräuche im Namen der Religion verübt worden sind, — aber darüber hinaus geht sein Interesse an dieser Sache nicht. Er kann der staatlichen Gewalt die Befugniß, das Gewissen ihrer Untergebenen zu knebeln, nicht einräumen, gerade ihm ist ein solcher staatlicher Religionszwang am meisten zuwider, „mag

---

*) Die Beweise findet man in Hefele's Kardinal Ximenes.

er", wie ein katholischer Gelehrter sagt, „von einem Torquemada in der Dominikaner-Kutte oder von einem Büreaukrauten in der Staats-Uniform ausgehen".

Auf der andern Seite muß man aber auch die schreckhaften Darstellungen und Schilderungen dieser spanischen Inquisition nicht alle für baare Münze nehmen. Eine romanhaft dichtende Phantasie, nicht die historische Wirklichkeit, hat ihnen die grelle Farbe geliehen, und Wahrheit und Dichtung liegen hier weit genug auseinander. In Wahrheit war das Verfahren auch bei dieser spanischen Inquisition nicht strenger, und nicht einmal so streng, als bei den übrigen weltlichen Gerichten jener Zeit; die Tortur wurde dabei seltener angewandt, der Vertheidigung war ein freierer Spielraum vergönnt, die Behandlung der Angeklagten und Verurtheilten war milder, die Gefängnißlokale für dieselben waren geräumiger und gesünder u. s. w. Auch muß man nicht denken, dieses Inquisitions-Gericht hätte sich bloß mit Ketzern zu schaffen gemacht. Die größere Zahl der durch dasselbe Verurtheilten bestand nicht aus Ketzern: Sodomiter, Polygamen, Kirchenräuber, Gotteslästerer, Wucherer, Meineidige, Zauberer und Zauberinnen, betrügerische Scheinheilige und Heuchler, sie alle verfielen diesem Gerichte, und wenn daher wirklich, wie ein übrigens partheiischer Darsteller, der abgefallene Priester Llorente angibt (dessen Angaben aber, als partheiisch, keinen besondern Glauben verdienen), von der spanischen Inquisition in den 330 Jahren ihres Bestehens 30,000 Menschen hingerichtet worden, so wäre diese Zahl im Vergleich mit den nur in Deutschland verbrannten Hexen noch keine allzugrauenhafte *). Nicht weniger unklar und verworren sind

*) Vergl. Hefele Art. Inquisition im Freib. Kirchen-Lexikon.

die Vorstellungen von den mit dieser Inquisition gewöhnlich in Verbindung gebrachten Auto-da-Fé's. Gewöhnlich denkt man sich dieselben, wie Hefele sich hierüber ausdrückt, so schauerlich, als wären sie ein ungeheures Feuer und eine kolossale Schmorpfanne, um welche die Spanier wie Kannibalen sitzen, um sich etwa alle Quartale am Rösten und Braten einiger hundert Aufgeklärten zu ergötzen, während sie doch in der That nicht im Brennen und Morden, sondern theils in Freierklärung der fälschlich Angeschuldigten, theils in der Versöhnung der Reuigen und Bußfertigen mit der Kirche bestanden und es gar viele Auto-da-Fé's gegeben hat, bei denen nichts brannte, als die Kerze, welche der Pönitent zum Zeichen des ihm wieder aufgegangenen Glaubenslichtes in der Hand trug; woraus sich auch erklärt, warum das spanische Volk, wie Llorente selbst gesteht, in den Auto-da-Fé's eher Akte der Gnade als der Grausamkeit sah und warum alle Stände und Geschlechter, die edelsten Männer und Frauen, an solchen Begebenheiten Theil nahmen *). Doch hievon genug!

Die sogenannte Pariser Bluthochzeit oder Bartholomäus-Nacht, die man uns ebenfalls so oft vorrückt, hat so wenig, wie die spanische Inquisition, mit der katholischen Kirche und ihrer Glaubensdespotie etwas zu schaffen. Wie vielmehr jene, so war auch diese etwas rein Politisches und Staatliches, wofür die Kirche nicht die Verantwortung zu übernehmen hat. Als die verschmitzte Königin Mutter Catharina von Medicis ihren schwachen Sohn, den König Carl IX., dazu drängte, gegen die Hugenotten für die Nacht des 24. August (daher auch die Bartholomäus-Nacht

---

*) Hefele a. a. O.

genannt, im J. 1572) den Mordbefehl zu erlassen, sprach sie nicht etwa zu ihm: gedenke, was du der Religion schuldig bist; vielmehr sagte sie: gedenke, was du dir selber schuldig bist und wie du dich jener Menschen entledigen mußt, die deine Autorität und dich zu Grunde richten.

Das unter den Hugenotten in jener Nacht angerichtete Blutbad war, so übertrieben die Zahlenangaben der hingeschlachteten Opfer auch immerhin sein mögen — ein scheußliches Verbrechen, aber ein rein politisches, das die Kirche als solche nichts angeht. Von ihr ist es weder angestiftet oder befohlen, noch später gutgeheißen und gebilligt worden. „Es ist bewiesen", sagt der Bischof Frayßinous, „daß weder ein Priester, noch ein Bischof in dem Rathe gesessen, in dem diese furchtbare Metzelei beschlossen wurde. Es ist gar leicht, zu deklamiren, daß falscher Religions-Eifer Carl IX. mit dem Mordstahl bewaffnet habe; will man aber der Wahrheit die Ehre geben, so wird man vielmehr sagen, daß es eine wilde und gewaltthätige Politik und der tiefe Wiederhall der Unordnungen war, welche seine Regierung erschütterten und daß man in diesem Blutbade eine verabscheuungswürdige Repressalie erblicken muß". Denn ihrerseits hatten freilich die Hugenotten durch Mord, Aufruhr, Verheerung, Plünderung das Mögliche gethan, Frankreich in's Elend zu stürzen. Die schändlichen Unthaten, die sie begangen, wurden ihnen hier durch eine an ihnen begangene schändliche Unthat vergolten. Die Bartholomäus-Nacht ist eine Schmach in der Geschichte Frankreichs, aber, ich wiederhole es, mit der Religion hat sie nichts zu schaffen. Auch die kirchliche Freuden-Feier, die Papst Gregor XIII. nach diesem blutigen Ereignisse abhalten ließ, ändert an dieser Auffassung Nichts. Die Feier

galt nicht diesem Ereignisse, als solchem. Es war nach Rom nicht hinberichtet worden, wie es geschehen war; nach Rom war nur hingelangt die Nachricht von der Erklärung, die König Carl IX. nach dieser That öffentlich im Parlamente abgab: es sei die That auf seinen ausdrücklichen Befehl vollbracht worden, da er einer furchtbaren Verschwörung der Hugenotten gegen seine eigene Person, gegen das ganze königliche Haus, den König von Navarra und die edelsten Unterthanen des Reiches habe zuvorkommen müssen. Hätte die Sache sich so verhalten (und in Rom mußte man dieß allerdings annehmen), warum hätte man nicht für die Errettung des Lebens des Königs Gott ein Te Deum singen sollen? —

Auch Schiller hätte sich daher die anzügliche Bemerkung, die er in einem seiner historischen Aufsätze über die fragliche kirchliche Feier macht, recht gut sparen können *).

Der Vorwurf, der von Hussens Verbrennung hergeleitet wird, ist nicht besser begründet, als die beiden vorhingenannten. Ob Ketzer überhaupt (denn als solcher war Huß von einem allgemeinen Concil erklärt und verurtheilt worden) mit dem Tode zu bestrafen seien: hierüber kann man streiten. Die Streitfrage hat aber, wie die Verhältnisse jetzt liegen, kein praktisches Interesse, denn sie hat nur ein praktisches Interesse, so lange Staat und Kirche, gleichsam zu einer Ehe mit einander verbunden,

*) „Zu früh", sagt er in seinem Aufsatze: Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Carls IX., „zu früh feierten zu Rom die Diener des hl. Stuhles seinen Sieg über die französischen Ketzer durch alles weltliche und geistliche Freudengetümmel, durch Messen und Kanonendonner".

für einander einstehen und mithin der Staat ein Verbrechen gegen die Kirche auch als staatliches Verbrechen straft. Denn die Kirche als solche bestraft kein Verbrechen, und also auch nicht das der Häresie, mit dem Tode; vor dem Blutvergießen eines Menschen hat sie eine heilige Scheue, im Andenken, daß auf Golgatha das Blut des Gottmenschen geflossen; daher sie auch alle diejenigen, die bei der Verhängung oder bei der Vollziehung einer Todesstrafe mitwirken, für irregulär erklärt. Demnach ist unter den dermaligen Verhältnissen und nachdem das mittelalterliche Ehebündniß zwischen Kirche und Staat aufgelöſ't ist, die obige Frage ganz unpraktisch. Die Frage hat aber auch kein speciell confessionell-katholisches Interesse. Denn unter den Protestanten hat es seiner Zeit an Ketzer-Hinrichtungen auch nicht gefehlt; und Michael Servet, Gentilis, Krell, sind nicht die einzigen, die ihre Ketzerei mit dem Leben gebüßt. In England und Schottland starben unzählige vermeinte Ketzer auf dem Blutgerüste, und im letzteren Lande kostete seiner Zeit schon das Anhören einer Messe das Leben. Und was das Wichtigste bei der Sache ist: die berühmtesten protestantischen Celebritäten, Calvin, Melanchthon, Luther, Beza — haben selbst die Todesstrafe für die Ketzerei gutgeheißen und sie in ihrer Art mit theologischen Gründen tapfer vertheidigt.

Ich wiederhole also: die Frage ist keine Partheifrage; wäre sie es aber, so glaube ich, würde man gegen die Art, wie der kirchlichste aller Theologen, der hl. Thomas von Aquin, sie entscheidet, etwas Gegründetes auch nicht einzuwenden haben.

Bei dieser Frage, sagt der hl. Thomas, muß man zweierlei unterscheiden: erstens, was den Ketzern an sich

ziemt, und zweitens, was der Kirche in Beziehung auf sie ziemt. Was die Ketzer an sich betrifft, so verdienten sie, um der Sünde der Ketzerei willen, nicht nur von der Kirche durch die Excommunication, sondern auch von der menschlichen Gesellschaft überhaupt durch den Tod ausgeschlossen zu werden. Denn offenbar ist es ein größeres Verbrechen, den Glauben zu verfälschen, durch den die Seele lebt, als das Geld zu verfälschen, wodurch das körperliche Leben erhalten wird. Werden daher Falschmünzer und andere Uebelthäter von der weltlichen Obrigkeit gerechter Weise mit dem Tode bestraft, so können um soviel mehr auch die Häretiker, sobald sie der Häresie überführt sind, nicht bloß excommunicirt, sondern auch mit dem Tode bestraft werden.

Was aber die Kirche selbst betrifft, so ziemt ihr, gegen die Irrenden Barmherzigkeit zu üben, damit sie sich bekehren. Deßhalb verurtheilt und straft die Kirche nicht sogleich, sondern erst, wie der Apostel vorschreibt, nach einer ersten und zweiten Zurechtweisung. Bleibt aber der Sünder auch dann noch hartnäckig, so daß sich eine Bekehrung nicht hoffen läßt, so fordert es das Wohl der Andern, daß sie ihn durch die Excommunication von ihrer Gemeinschaft ausschließt und ihn dann dem weltlichen Arme übergibt, dessen weitere Sache es ist, den Unverbesserlichen auch durch Vollziehung der Todesstrafe von der menschlichen Gesellschaft auszuschließen. *)

Diese hier vom hl. Thomas aufgestellten Grundsätze kamen denn auch das ganze Mittelalter hindurch und so lange überhaupt der Staat ein christlicher war und auf

*) Summ. Theol. 2. 2. qu. 11. art. 3.

der Grundlage christlicher Lehre ruhte, bei den Ketzern praktisch zur Anwendung und sie kamen es auch bei Huß. Das Concil zu Constanz hatte ihn der Ketzerei überführt, ihn wiederholt, obgleich vergeblich, zur Abschwörung seiner Irrthümer aufgefordert, und es lieferte ihn endlich, nachdem es ihn degradirt und excommunicirt hatte, dem weltlichen Arme zur Bestrafung aus; bat jedoch, wie dieses auch sonst üblich, um Schonung seines Lebens, worauf er, wie bekannt, von der weltlichen Obrigkeit zum Feuertode verurtheilt ward.

Wie man also sieht, hat die Kirche auch in Absicht auf Huß nur gethan, was sie, ohne sich selbst aufzugeben, nicht lassen konnte. Ohnehin waren die Ketzereien Hussens solche, daß eine kirchliche und staatliche Ordnung mit ihnen nicht bestehen konnte. Man nehme nur den einzigen Satz: Niemand ist weltliche Obrigkeit, Niemand Prälat und Niemand Bischof, so lange er sich in einer Todsünde befindet. Welche Consequenzen schließt er nicht in sich; welche Gefahren für die gesellschaftliche Ordnung! Man hat aber die Hinrichtung Hussens bekanntlich auch noch aus einem andern Grunde angegriffen; man hat gesagt, daß dadurch dem Huß das kaiserliche Geleit gebrochen worden sei. Doch auch dieser Vorwurf ist schlecht genug begründet. Denn allerdings war ihm das kaiserliche Geleit versprochen; aber was hatte es mit diesem kaiserlichen Geleit für eine Bewandtniß? Ich lasse auch hier einen protestantischen Schriftsteller reden. „Ein freies Geleit der Art", sagt der protestantische Geschichtsschreiber Leo, „daß der zum Gerichte kommende auch die Zusicherung hatte, sich, selbst wenn er verurtheilt werde, vor dem Beginne der Strafvollstreckung noch einmal ungehindert während einer gewissen Zeit nach

seiner Heimath oder nach einem andern Punkte begeben zu dürfen, ist gewiß höchst, höchst selten ausgestellt worden. Gewöhnliche Geleisbriefe enthalten nur eine Sicherheit gegen Dritte, nicht aber gegen die verurtheilende Sentenz des Gerichtes; sind also das, was wir Reisepässe nennen, und namentlich der noch erhaltene Geleitsbrief Hussens ist lediglich ein Reisepaß für den Weg zum Gerichte und von diesem zurück, aber keineswegs ein Sicherheitsbrief gegen das Gericht selbst. Allerdings mag bei der milden Stimmung, die Papst Johann und König Sigismund anfangs in Beziehung auf ihn zeigten, dieser Reisebrief als Schutzbrief verstanden worden sein, und aus diesem Mißverständnisse sich der spätere Zorn der Böhmen erklären; allein Huß verwirkte alle ihm günstige Stimmung in Constanz durch ungestümes, offenbar aufwieglerisches Benehmen. Selbst wenn er ein freies Geleit als wirklichen Schutzbrief, nicht bloß als Reisepaß gehabt hätte, würde ihn das nicht berechtigt haben, dasselbe Verbrechen, wegen dessen er sich verantworten sollte, in Constanz unter den Augen des Concils ungestraft zu wiederholen. Gesetzt, es erhielte in unserer Zeit ein Mörder aus politischer Leidenschaft, der nach dem Auslande geflohen wäre, Schutz für die Reise zum Gerichte zu seiner Vertheidigung und wieder zurück in's Ausland — würde dieser Schutz zugleich die Erlaubniß einschließen, nun während dieser geschützten Reise so viel politische Morde begehen zu dürfen, wie ihm beliebe? Huß vertheidigte und lehrte aber rücksichtslos in Constanz, ungeachtet er eben der Predigt und Lehre wegen sich verantworten sollte" *). Ich habe diesen Worten Leo's nichts

*) Leo's Weltgeschichte. 2. Th. S. 702.

beizufügen, als den Wunsch, daß sie die verdiente Beachtung finden und den bis zum Eckel wiederholten Vorwurf endlich zum Schweigen bringen möchten.

Es blieben schließlich nur noch übrig das Schicksal der neuern und neuesten Bibel-Verbreiter in Toskana und Spanien – und der arme Judenknabe Mortara. Ich kann glücklicher Weise beide Dinge mit wenigen Worten abthun.

Denn was das Schicksal der genannten Bibel-Verbreiter betrifft, so war es nicht das Verbrechen des Bibel-Verbreitens, sondern es war ihre gegen die bestehenden Staatsgesetze betriebene Proselyten-Macherei und ihre Aufhetzerei gegen die bestehende staatliche Ordnung, was an ihnen bestraft worden ist. Unter allen Umständen kann man aber für das Schicksal, das sie getroffen, nicht die Kirche verantwortlich machen.

Was zweitens den in den öffentlichen Blättern so grausam hergenommenen Judenknaben Mortara betrifft, so ist mit diesem allerdings nach den Kirchen-Gesetzen verfahren worden, wie sie im Kirchen-Staate noch in Kraft bestehen. Sind diese kirchlichen Bestimmungen aber wirklich so unfreisinnig und inhuman?

Einen Theil der bezüglichen kirchlichen Bestimmungen gibt der hl. Thomas in den folgenden Worten an: Kinder der Ungläubigen (also auch der Juden) besitzen entweder schon den Vernunftgebrauch oder sie besitzen ihn noch nicht. Besitzen sie ihn, so sind sie auch in den Dingen, die sich auf das natürliche oder göttliche Recht beziehen, fähig, um selbstständig und nach freiem Willen zu handeln. Sie können daher auch selbst wider den Willen ihrer Eltern ebenso die Taufe empfangen, wie sie die Ehe eingehen kön-

nen. Sie können mithin auch gerechter Weise zum Empfange der Taufe ermahnt und angetrieben werden. Besitzen sie aber noch keinen freien Vernunftgebrauch, so stehen sie nach dem Naturrechte unter der Obhut ihrer Eltern. Es wäre mithin gegen die natürliche Gerechtigkeit, sie wider den Willen ihrer Eltern zu taufen; ebenso, wie es ungerecht wäre, einen, der freien Vernunftgebrauch hat, gegen seinen Willen zu taufen. Unter diesen Umständen Kinder der Ungläubigen zu taufen, wäre auch gefährlich, indem sie wegen ihrer natürlichen Neigung zu den Eltern leicht vom Glauben wieder abfallen und zum Unglauben zurückkehren könnten *). Nur wenn solche Kinder in offenbarer Todesgefahr schwebten, dürfte man allerdings, um ihre unsterbliche Seele für's ewige Leben zu retten, sie taufen, indem die Gefahr der Apostasie dann für sie nicht mehr besteht oder doch eine sehr unwahrscheinliche ist. Gegen diesen Theil der betreffenden kirchlichen Bestimmungen wird wohl Niemand etwas einzuwenden haben.

Der Widerspruch regt sich erst gegen die weitere Bestimmung, daß diejenigen Judenkinder, die nun einmal, sei es auf erlaubte Weise, nämlich in der Todesgefahr, wie dieß beim Judenknaben Mortara der Fall war, sei es auch auf unerlaubte Weise, d. h. außer einer Todesgefahr, gegen den Willen ihrer Eltern getauft werden, gegen die Gefahr der Apostasie möglichst sichergestellt und daher der Leitung ihrer Eltern entzogen werden sollen.

Eine solche Bestimmung, sagt man, ist hart, unmenschlich; sie ist auch dem Naturrechte zuwider. Denn nach dem Naturrechte gehören die unmündigen Kinder den El-

---

*) Summ. Theol. p. 3. qu. 68. art. 10.

tern, und Niemand kann sie ihnen unter irgend einer Bedingung und um irgend eines Zweckes willen entreißen, ohne ihre heiligsten Rechte schwer zu verletzen. Ich erwiedere, daß die Epitheta hart, unmenschlich, naturrechtwidrig für diese kirchliche Bestimmung auf einem gewissen Standpunkte der Betrachtung allerdings berechtigt sind, daß sie aber auf einem höheren Standpunkte unberechtigt sind. Stelle ich mich nämlich auf den bloß natürlichen Standpunkt und betrachte ich den Menschen als bloßes Naturwesen, als bloßes Glied der irdischen menschlichen Gesellschaft, innerhalb deren Grenzen seine ganze Bestimmung eingeschlossen sei, so muß ich die Einwendung gelten lassen; obgleich ich auch hier ein ganz unbedingtes Recht der Eltern auf ihre Kinder nicht zugeben kann. Denn wäre dieses Recht ein ganz unbedingtes, wie z. B. der alte heidnische Römer es sich dachte, so dürften die Eltern mit ihren Kindern ganz nach ihrem Belieben schalten und walten, sie könnten sie als Waare verkaufen, sie aussetzen und tödten, ohne irgend Jemanden dafür Rechenschaft zu verschulden. Auch die eifrigsten Vertheidiger der natürlichen Vater-Rechte werden diese wohl so nicht verstehen wollen.

Ein anderer Standpunkt der Betrachtung ist der Standpunkt des Glaubens. Auf diesem Standpunkte erkenne ich allerdings auch das natürliche Recht der Eltern auf ihre Kinder an, aber ich ordne sie einem höheren Rechte unter, dem Rechte, was Gott oder Gottes eingeborner Sohn, Christus, der Erlöser, auf sie hat und was sie selbst durch ihn auf das höhere ewige Leben haben. Durch die Taufe haben sie ein solches höhere Recht wirklich erlangt; sie sind im engeren Sinne wirklich Kinder

Gottes und in Hoffnung Erben des ewigen Lebens geworden. Dieß nicht anerkennen, heißt die christliche Anschauung mit der modernen Welt-Anschauung vertauschen, d. h. sie einfach aufgeben oder verläugnen.

Und diese moderne entchristlichte Welt-Anschauung allein ist Schuld an all' dem scandalösen Unfuge, den man in den Zeitungen allerwärts und so lange Zeit mit der Mortara-Angelegenheit getrieben hat. Der hl. Stuhl, auf dessen Herabwürdigung es dabei hauptsächlich abgesehen war, hat sich aber durch all' diese Zeitungs-Lügen in seiner christlichen Rechts-Anschauung nicht irre machen lassen. Das natürliche Recht der Eltern, sagte er, kommt hier mit dem höheren Rechte des getauften Kindes in Conflict; und bei einem solchen Conflicte muß offenbar das niedere Recht dem höheren weichen. Das Recht, was das Kind durch seine Wiedergeburt auf den Himmel und zunächst auf eine christliche Erziehung erlangt, ist aber offenbar höher, als das natürliche Recht, das den Eltern zusteht. Und da das unmündige Kind dieß sein höheres Recht selbst noch nicht wahren kann, wer anders sollte es wahren und die Sorge für die christliche Erziehung des Kindes übernehmen, als die Kirche, in deren Schooß es eingetreten, die seine geistliche Mutter geworden und welche die geborne Beschützerin aller religiösen Rechte ist!

Es ist also mit dieser Mortara-Angelegenheit, wie ich so eben sagte: sieht man mit unsern modernen protestantischen Theologen in der Taufe nichts, als eine Bespritzung der Stirn mit einigen geweihten Wassertropfen *), so wird man hier gewiß mit aller nur möglicher tugend-

*) Hase, Handb. der protestantischen Polemik S. 53.

haften Entrüstung viel über harte, grausame, unmenschliche Zerreißung heiliger Familien-Bande u. s. w. reden; betrachtet man aber die Sache mit dem Auge eines überzeugten Christen, und glaubt man insbesondere an die übernatürliche Kraft und Wirkung der hl. Taufe: so sagt man, der hl. Stuhl hat hier gerade so gehandelt, wie er handeln mußte; und er konnte nicht anders. Ich gebe zu, daß jetzt vielleicht in keinem andern Staate der Welt mehr die kirchliche Anschauung dieses Verhältnisses sich Geltung verschaffen könnte: daß aber im Kirchen-Staate das Kirchenrecht noch was gilt, das ist wohl in der Ordnung.

Uebrigens können die Juden über sonstigen ungebührlichen Druck im Kirchen-Staate am allerwenigsten klagen: wie oft bot er ihnen, während sie sonst in der ganzen Welt geächtet waren, ein erwünschtes Asyl? Und sollten ihnen die hier geltenden Staats-Gesetze wirklich unbequem sein, so wird sie Niemand hindern, das Land zu verlassen.

Auch habe ich, was den jungen Mortara selbst betrifft, an ihm, als ich ihn vor einigen Jahren persönlich sah, nichts gemerkt, was ihn zu einem Gegenstande des Bedauerns machte; er sah vielmehr so munter und vergnügt aus, wie man's allen unsern Knaben wünschen möchte.

Ich darf Euch aber, geliebte protestantische Freunde, nicht ungeduldig machen, und muß den schon ohnehin etwas lang gewordenen Brief hier abbrechen. Möchte ich Euch nur überzeugt haben, daß wir die Vorwürfe von Intoleranz und Verfolgungssucht in Absicht auf Andersgläubige nicht verdienen. Weder unsere Lehre, noch die Handlungsweise der Kirche rechtfertigt sie. Was aber Einzelne in dieser Hinsicht gesündigt haben oder noch sündigen mögen, ist nicht die Schuld der Kirche und ihrer Lehre; und wenn

Katholiken wirklich intolerant, d. h. gegen Andersdenkende lieblos und gehässig sind, so sind sie darin eben nicht katholisch, sondern recht sehr unkatholisch. Die Loosung der wahren Katholiken ist und bleibt immer: „Unrecht leiden, aber nicht Unrecht thun". Das erstere haben sie von ihrem göttlichen Lehrmeister gelernt; und sie finden, sich darin zu üben, noch tagtäglich genug Gelegenheit; das letztere überlassen sie Andern.

V.

Katholisches Bibelverbot.

Auf einer meiner letzten Firmungs-Reisen fand ich Abends in dem Hause, wohin ich eingeladen war, eine zahlreiche Gesellschaft, aus Katholiken und Protestanten verschiedener höherer Stände gemischt. Die gesellige Unterhaltung war hier nicht so leer, wie man es bei solchen Gesellschaften sonst gewohnt ist. Es herrschte durchaus ein freier, gemüthlicher und heiterer Ton vor, und die Gespräche, bald zwischen einzelnen, bald zwischen mehreren und mit der ganzen Gesellschaft wechselnd, wurden lebhaft genug geführt. Unter andern wußte ein Regierungs-Rath sehr angenehm zu unterhalten. Er hatte auch Italien und Rom gesehen und er hatte, obgleich Protestant, das Glück gehabt, dem gegenwärtigen Papste Pius IX. vorgestellt zu werden: dessen bezaubernd liebenswürdiges Wesen er nicht genug zu rühmen und zu erheben wußte. Wirklich, sagte er in einem halb ernsten, halb scherzhaften Tone, wenn man an diesen edlen Pius denkt, sollte man im umgekehrten Sinne das Wort anwenden: „es ist dieß reinweg zum katholisch werden; und ich versichere Sie“, fuhr er, indem er sich an mich wendete, fort, „ich versichere Sie, Herr

Bischof, wäre ich nicht ein zu guter evangelischer Christ, so hätte nicht viel gefehlt, daß mich der bloße Anblick dieses edlen und liebenswürdigen Papstes katholisch gemacht hätte, nur um den Trost zu haben, in ihm zugleich meinen geistlichen Vater zu verehren. Denn wenn auch alle unsere Superintendenten und General-Superintendenten zusammen die Züge zu einem protestantischen Hirten- oder Ober-Hirten-Bilde hergäben, so käme doch immer noch kein Pio Nono heraus! Es ward mir leicht, in seinem Tone ihm zu erwiedern und ich entgegnete ihm daher: es thut mir, Herr Regierungs-Rath, recht herzlich Leid, daß Sie ein so guter evangelischer Christ sind, wenn das gut evangelisch Sie hindert, Ihre Pflichten gegen Ihre wahre geistliche Mutter zu erfüllen, sie als Ihre wahre geistliche Mutter anzuerkennen und kindlich zu verehren. Ueberhaupt, fuhr ich fort, erweckt mir das Wort evangelisch als Bezeichnung einer bestimmten Religions- oder Kirchen-Partei keine angenehme Empfindungen; es ist entweder sehr unpassend gewählt oder es enthält einen Sinn, der für uns Katholiken beleidigend ist. Ich hatte einen edlen, christlich biedern, und wohlgesinnten Edelmann zum Freunde, der nun schon lange nicht mehr unter uns ist; dieser hatte für den freundschaftlichen Cirkel, der sich allwöchentlich ein- oder zweimal um ihn versammelte, für jeden, der das Wort evangelisch aussprach, eine Geldbuße festgesetzt, die er auch jedesmal unbarmherzig zu Gunsten des von barmherzigen Schwestern bedienten Hospitals einzog, wie sehr man auch versichern mochte, man habe das Wort unabsichtlich, gedankenlos, gewohnheitsgemäß, oder auch nur die Worte Anderer nacherzählend ausgesprochen. Es half dieß alles nichts, man mußte das festgesetzte Strafgeld entrichten, und

es war so am Ende des Jahres für das genannte fromme Institut ein hübsches Sümmchen angesammelt. Seitdem hat sich meine Scheue vor diesem Worte nicht vermindert, und ich spreche es nur aus, wenn ich es nicht vermeiden kann, und lege ihm dann jedesmal den Sinn unter, den ich vor meinem katholischen Gewissen vertreten kann. Der verehrte Mann schien durch meine Antwort und diese Gesprächs-Wendung überrascht. Aber so schnell, erwiederte er mir nach einigem Besinnen, verzichte ich auf den Namen „evangelisch" doch nicht; und auch den Sinn des Wortes lasse ich mir so leicht nicht verkümmern. Das Wort scheint mir so übel nicht gewählt, um das Wesen unserer protestantischen Gemeinschaft im Gegensatze gegen die katholische kurz und schlagend zu bezeichnen. Ich bin jetzt nicht gestimmt, erwiederte ich, um das Gespräch über einen so delikaten und zugleich so ernsten Gegenstand fortzusetzen; macht es Ihnen aber Vergnügen, mit mir weiter darüber zu reden, und die Gründe meiner obigen allgemeinen Aeußerung über den von Ihnen angenommenen Namen evangelisch zu vernehmen, so werde ich Ihnen morgen gern zu Diensten stehen. Richtig setzten wir auch am andern Tage am verabredeten Orte unsere Verhandlungen über den fraglichen Gegenstand fort. Wir waren beide sehr wohlgemuth und blickten einander heiter und frei in die Augen, ohne daß sich bei dem Einen oder dem Andern auch nur eine Spur von confessioneller Gereiztheit bemerkbar gemacht hätte.

Also der Name evangelisch, hob er an, scheint Ihnen als Bezeichnung unsers protestantischen Wesens im Gegensatze gegen das katholische nicht passend gewählt. Ich kann aber nur wiederholen, daß ich ihn für einen uns

sehr gut characterisirenden Namen halte. Denn alle sonstigen Gegensätze, welche Katholiken und Protestanten von einander trennen, laufen doch, glaube ich, schließlich darin zusammen, daß der Protestant das Gottes-Wort des Evangeliums, der Katholik dagegen das Menschen-Wort seiner Kirche für zuletzt entscheidend und maßgebend hält; daß jener aus der Bibel, dieser aus der Lehre der Kirche seinen Schatz christlicher Weisheit hernimmt. Oder, fuhr er fort, ist es nicht wirklich so: einen Protestanten ohne die Bibel könnte man sich nicht denken; aber ein guter Katholik kann man sein, ohne sich das ganze Jahr um die Bibel zu bekümmern. Und wie soll man diesen Unterschied, der mir immer zwischen den beiden Confessionen als Hauptunterschied gilt, besser und kürzer bezeichnen, als durch jenen Namen, der Ihnen so unangenehm und so anstößig ist. Dachte ich mir's doch wohl, erwiederte ich, daß auch Sie dem Namen evangelisch einen Sinn unterlegen würden, der für uns Katholiken wenig schmeichelhaft ist. Denn Ihre Auffassung läuft im Grunde doch auf jene Vorstellung hinaus, die ich selbst einstens zu Eisleben im Geburtshause Luthers, wenn ich nicht irre, mit den Worten ausgedrückt las: „Hier stand des großen Mannes Wiege, er gab der Welt die Milch des reinen Evangeliums wieder"; oder wie man sie wohl sonst noch handgreiflicher ausdrückt, wenn man sagt: Luther habe das reine Wort Gottes wieder unter der Bank hervorgeholt. Denn wenn der Unterschied zwischen Protestantismus und Katholicismus, wie Sie ihn, Herr Regierungs-Rath, angegeben haben, wirklich der bezeichnende ist, wenn es wirklich wahr ist, daß Sie Sich an das Gottes-Wort des Evangeliums, und wir uns an das Menschen-Wort der Kirche halten, so sehe ich nicht, wie

wir viel besser daran sind, als diejenigen, die sich im Gegensatze zu den Christen an den Koran halten; denn Menschen-Wort, untermengt mit verstümmeltem, der hl. Schrift entlehnten Gottes-Worte, enthält der Koran auch. Wenn das also keine Beleidigung für uns ist, so gibt es keine. Nennten Sie die noch an Christus glaubenden Protestanten, wenn Sie doch einmal den Namen Protestanten (der mir freilich der allerbezeichnendste scheint) mit einem andern verwechseln wollten, einfach Bibelchristen, so könnte man diesem Namen allenfalls noch einen erträglichen Sinn abgewinnen, und es wäre dadurch das wahre Verhältniß beziehungsweise richtiger bezeichnet. „Beziehungsweise richtiger", fiel er hier ein, „warum sagen Sie nicht lieber: ganz und vollkommen richtig? Denn daß wir uns in unseren Lehren und unserem Glauben an die Bibel halten, werden Sie mir doch wohl nicht abstreiten wollen". „Wie man's nimmt", antwortete ich; „denn daß sich die offenbarungsgläubigen Protestanten an die Bibel halten wollen, und lediglich an sie halten wollen, will ich nicht bestreiten; ob sie aber sich wirklich daran halten, und ob sie wirklich alles lehren und glauben, was in der Bibel enthalten, ist eine andere Frage. Sie können, wenn sie sich richtig ausdrücken wollen, immer nur sagen: das finden wir in der Bibel; so oder so erklären wir die Bibel, so und so erklären wir diese oder jene Stelle in ihr: sie können aber nicht sagen: dieß oder das ist unfehlbar die Lehre der Bibel; nur so, wie wir sie auslegen, muß sie nothwendig ausgelegt werden. Denn um so sagen zu können, müßte man Eins von beiden annehmen, entweder, daß jeder einzelne, der die Bibel läse und erklärte, durch den hl. Geist erleuchtet sei, so daß er in der Auslegung

der Bibel nicht irren könne; oder man müßte annehmen, daß die Bibel sich selbst auslege. Das eine ist aber so unrichtig, wie das andere, wie die tägliche Erfahrung beweist. Denn legte sich die Bibel selbst aus, oder hätte jeder, der sie läse und auslegte, den hl. Geist, der ihn vor Irrthum schützte: warum gäbe es denn bei Ihnen so verschiedene und so sehr von einander abweichende Auslegungen und Meinungen, nicht nur in Nebendingen, sondern auch in Hauptdingen? Denn ob Christus Gott ist oder nicht? ob der hl. Geist eine bloße unpersönliche Kraft, oder eine wirkliche göttliche Person; ob das Abendmahl der wahre Leib Christi, oder ein bloßes Stück gesegnetes Brod; ob der Glaube auch ohne die Liebe und die guten Werke, oder nur mit der Liebe uns Gott wohlgefällig mache; ob es eine Erbsünde gebe, oder ob es keine gebe — alles dieß sind doch offenbar für den Christen keine bloßen Nebendinge; und daß über alle diese Dinge die guten protestantischen Theologen, die sich alle an die Bibel zu halten vorgeben, unter einander uneinig sind, ist doch auch bekannt. Der eine von ihnen findet die Gottheit Christi in der Bibel, der andere erklärt sie aus derselben hinweg, so daß sogar nicht selten zwei an einer und derselben Kirche angestellte Prediger über diesen Punkt mit einander im Streite liegen und diesen Streit auch vor die Gemeinde bringen, daß z. B. der Vormittags-Prediger seinen Zuhörern die Gottheit Christi aus der Bibel demonstrirt, und der Nachmittags-Prediger sie wieder wegdemonstrirt und statt von einem menschgewordenen Gott nur von dem Weisen von Nazareth redet. Bekanntlich hielt Luther selbst noch an der Gegenwart Christi im Abendmahl fest; er berief sich für diesen Glauben auf die Bibel; unsere heutigen Bibeltheologen

wollen aber von diesem Dogma nichts mehr wissen und finden es heute ebenso wenig in der Bibel, wie damals Carlstadt und Zwingli, mit denen jener deßhalb sich so arg überworfen hatte. Doch was soll ich Ihnen, Herr Regierungs-Rath, hierüber noch weiter reden? Sie wissen ja das so gut, und wahrscheinlich noch besser als ich. Sie wissen, welch' eine unendliche Mühe sich unsere neueren Protestanten-Tage geben, um doch nur in einigen wenigen Punkten eine Einigkeit des Glaubens unter den Protestanten, mithin auch eine Einigkeit in der Bibel-Erklärung herzustellen, wie man aber jedesmal unverrichteter Sache wieder auseinandergeht mit dem Bewußtsein, und oft auch mit dem Bekenntnisse: „Wir Protestanten stimmen in Allem überein, außer in demjenigen, worin wir nicht übereinstimmen". Sie wissen auch, daß hiermit auch der noch immer nicht ausgefochtene Streit über die Verbindlichkeit oder Nichtverbindlichkeit Ihrer symbolischen Bücher zusammenhängt. Eigentlich war schon die Abfassung solcher symbolischen Bücher etwas Unprotestantisches oder, wie Sie Sich vielleicht lieber ausdrücken, etwas Unevangelisches, ein heller Widerspruch mit den Grundsätzen, denen der Protestantismus selbst sein Dasein verdankt. Erst hatte man, die Auktorität der Kirche verachtend und ihr den Gehorsam aufkündigend, gesagt: die hl. Schrift allein ist unsere Regel, an sie allein sind wir gebunden, aus ihr allein machen wir uns unsern Glauben; sie auszulegen, und frei in ihr zu forschen, hat jeder das Recht, m. a. W., jeder macht sich aus der Bibel seinen Glauben selbst, jeder ist daher auch in religiösen Dingen sich selbst Lehrmeister, Gesetzgeber, Richter und Alles. Mit diesen Grundsätzen in der Hand hatte man die Reformation gemacht, d. h. den Bruch mit der

alten bestehenden Kirche fertig gebracht. Und nun, da man so weit war, da man sich auf seine eigene Hand seinen Glauben aus der Bibel gemacht und bei ihrer Auslegung sich an keine andere Regel gebunden hatte, als an seine eigene Einsicht und Willkühr: nun wollte man das Blatt wieder umkehren, und das Recht, das man sich selbst angemaßt, Andern wieder verkümmern; man entwarf durch die symbolischen Bücher wieder eine Regel, in die man die Auslegung der hl. Schrift einzwängte und setzte so an die Stelle der abgeschafften Auktorität eine neue Auktorität, an die Stelle der göttlichen eine menschliche. Wenn das kein Widerspruch, kein Abfall von selbst aufgestellten Grundsätzen ist, so gibt es keinen. Die verständig und consequent denkenden Protestanten fühlen das wohl und wehren sich gegen die neue Glaubensregel, die ihnen durch diese symbolischen Bücher aufgedrungen werden soll, mit Hand und mit Fuß. Ich will nicht an die neueren und neuesten Debatten und Zänkereien hierüber in Broschüren und auf Kirchentagen erinnern. Die Abneigung gegen diese symbolischen Bücher ist schon älter. In welcher kräftigen und derben Weise äußerte sich nicht schon Lessing darüber in seinem bekannten Streite mit dem hamburger Pastor Goeze: „Der wahre Lutheraner", sagt er, „will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geist geschützt sein; und Luthers Geist fordert schlechterdings, daß man keinen Menschen, in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich"; und dann seinen Gegner selbst

anredend, fährt er fort: „Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastores unsere Päpste werden; — daß diese uns vorschreiben wollen, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht. Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürfen. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten als möglich wieder in den Schooß der katholischen Kirche zu scheuchen. So ein lutherischer Eiferer ist den Katholiken schon recht".*)

Sie sehen, Herr Regierungs-Rath, fuhr ich fort: wie ungenau man sich ausdrückt, wenn man sagt: die Protestanten halten sich an die Bibel, oder sie lehren und glauben dasjenige und nur dasjenige, was in der Bibel enthalten ist. Aus der Bibel liest jeder nur dasjenige heraus, was er zuvor hineingelesen hat und unter dem Namen der in der Bibel enthaltenen göttlichen Wahrheit betet jeder nur die Illusionen seines eigenen Herzens an. Die schamlosen Mormonen, so gut wie die wilden Schwarmgeister zur Reformations-Zeit, berufen sich auf die Bibel und es gibt keinen noch so großen Aberwitz oder Unsinn, den man sich nicht getraut hätte, aus der Bibel zu erweisen. Werden Sie von allen den abenteuerlichen, ungeheuerlichen, verworrenen Meinungen und Sekten, die innerhalb des Protestantismus aufgewachsen sind, im Ernst sagen, daß sie sich an die Bibel halten, deßhalb, weil sie sich auf die

---

*) Anti-Goeze d. i. Nothgedrungene Beiträge zu den freiwilligen Beiträgen des Hr. Pastor Goeze. Erster Beitrag.

Bibel berufen, oder wollen Sie ihnen deßhalb sogar das Prädikat evangelisch beilegen? Ich würde mich, wenn ich Protestant wäre, vor solcher Brüderschaft schönstens bedanken.

Die unterscheidende Benennung der Protestanten durch Bibelchristen wäre ich aber auch noch aus einem andern Grunde einzuschränken berechtigt. Denn wollte man diese Benennung unbedingt gelten lassen, so hieße das ebenso viel, als anerkennen, die Katholiken ginge die Bibel nichts an, den Katholiken diente sie zu nichts. Es ist dieses bei euch Protestanten freilich das hergebrachte Vorurtheil. Wir verbitten uns aber ein solches Vorurtheil durchaus. Veranlassung dazu haben wir nicht gegeben. Wir lehren zwar nicht, daß die Bibel eine vollständige Urkunde der christlichen Religion sei. Denn eine vollständige Urkunde der christlichen Religion will die Bibel selbst nicht sein. Sie sagt ausdrücklich, es sei nicht alles, was Christus gelehrt und gethan, aufgeschrieben worden.*) Der Apostel Paulus erinnert die Gläubigen an verschiedenen Stellen seiner Briefe ausdrücklich an die mündlichen Unterweisungen, die er ihnen ertheilt, und ermahnt sie, an denselben festzuhalten. Ueberhaupt sind die einzelnen Bücher, aus denen die hl. Schriften des N. T. zusammengesetzt sind, von ihren Verfassern durchaus nicht in der Absicht geschrieben worden, die Lehren und Thaten unsers Heilandes vollständig darin niederzulegen; sie sind nicht nach einem bestimmten Plane gearbeitet, den die hl. Verfasser etwa unter einander verabredet hatten; sie wurden vielmehr durch besondere damalige Zeitverhältnisse oder durch die augen=

*) Joh. 20, 30. 31.

blicklichen vorübergehenden Bedürfnisse einzelner damaligen Personen oder Gemeinden veranlaßt. Diese damaligen Zeit-Bedürfnisse zu befriedigen, das war ihr nächster Zweck, keineswegs aber, eine erschöpfende Darstellung der Lehren oder Thatsachen des Christenthums zu liefern. Hiernach sind wir Katholiken allerdings befugt, neben dem geschriebenen Worte Gottes, der hl. Schrift, auch noch das ungeschriebene oder überlieferte Wort Gottes, die göttliche Tradition, als Quelle christlicher Erkenntniß anzunehmen; und ihr Protestanten, die ihr die hl. Schrift zur einzigen Erkenntniß-Quelle oder Urkunde der christlichen Offenbarung stempeln wollt, ihr macht die Bibel zu etwas, wozu sie selbst nicht gemacht sein will, und sofern ihr euch wirklich auf diese Quelle christlicher Erkenntniß allein beschränkt, wird selbst im besten Falle euer Christenthum immer nur ein lückenhaftes, unvollständiges und verstümmeltes sein.

Wir Katholiken sind ferner auch nicht der Meinung, daß die hl. Schrift eine Urkunde sei, die sich selbst auslege und aus der sich jeder seinen Glauben selbst machen könne. Daß die Bibel sich selbst auslege, und für jeden, auch den Ununterrichteten, so ohne weiteres verständlich sei, davon sagt sie selbst das Gegentheil. Der hl. Petrus schreibt z. B. in seinem zweiten Briefe, daß in den Briefen seines Mitapostels Paulus „Manches schwer verständlich sei, was, so wie die übrigen Schriften, ununterrichtete und leichtfertige Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeuteten".*) Und wenn es uns auch die hl. Schrift selbst nicht sagte, und wir es sonst nirgendsher wüßten, so könnten wir es von euch guten Protestanten abnehmen. Denn der Wirr-

---

*) 2. Petr. 3, 16.

warr, der im Protestantismus sich einander widersprechenden religiösen Meinungen, die man sämmtlich auf die hl. Schrift aufzubauen oder aus ihr herzuleiten sucht, ist doch für die Selbstverständlichkeit der hl. Schrift wahrlich kein Beweis, so wenig wie für die angemaßte Gabe der Unfehlbarkeit, die beim bloßen Lesen oder Auslegen der hl. Schrift jedem Einzelnen zu Theil würde. Eben deßhalb sind wir aber offenbar auch darin im Rechte, wenn wir sagen, daß die hl. Schrift uns nicht dazu gegeben sei, damit jeder Einzelne sich daraus seinen christlichen Glauben selbst mache. Es wäre nach dem eben Gesagten mit unserem christlichen Glauben schlecht bestellt, wenn wir uns ihn aus der hl. Schrift selbst machen sollten. Von einem eigentlichen Glauben, von einer festen, unwandelbaren und unerschütterlichen religiösen Ueberzeugung könnte dann gar keine Rede mehr sein. Ich wüßte immer nicht gewiß, ob ich mich in der Auslegung der Bibelstellen nicht irrte; bei einiger Bescheidenheit würde ich sogar die Furcht, mich zu irren, nicht los werden. Denn was tausend anderen Menschen begegnet (Irren ist doch gewiß menschlich), warum sollte das nicht auch mir begegnen können? Mit einer solchen Furcht, sich zu irren, kann aber wohl ein religiöses Meinen (an religiösen Meinungen fehlte es aber auch den Heiden nicht), aber kein festes, siegesfreudiges, unerschütterliches Ueberzeugtsein, kein christlicher Glaube bestehen. Als Protestant könnte ich meinen Glauben, wenn ich es Glauben nennen will, aus einem zweifachen Grunde nicht beschwören, erstens nicht, weil ich meines gegenwärtigen Glaubens nicht zweifellos sicher, und zweitens nicht, weil ich nicht sicher wäre, ob ich meine Auslegung der hl. Schrift, auf die mein heutiger Glaube sich stützt, morgen nicht mit einer andern,

vermeint besseren, wieder vertauschen werde. Von einer Gemeinschaft des Glaubens, also von einer Kirche, als einer Einen, durch das Band des Einen Glaubens verbundenen Gesellschaft könnte aber dann erst recht nicht die Rede sein. Denn wenn ich mir meinen Glauben aus der hl. Schrift selbst machen muß, was kümmern mich dann fremde Ueberzeugungen? Stimme ich in meiner Auslegung der Bibel mit der einiger oder mehrerer meiner Mitbrüder überein, gut; wenn nicht, so sehe ich nicht ein, warum ich mich nach Andern richten soll. Eine göttliche Auktorität, die mich meines Glaubens untrüglich gewiß machte, und der ich mich zu unterwerfen hätte, gibt es für mich als Protestanten nicht, und die fremde menschliche Auktorität, über die ich mich als Protestant ohnehin erhaben dünke, ist mir nicht mehr, als meine eigene. Und in der That ist dieses der Punkt, woran alle Einigungs-Versuche der Protestanten unter einander scheitern müssen. So lange der Grundsatz der freien Schriftforschung in dem ursprünglichen protestantischen Sinne aufrecht erhalten wird, so lange wird die Herstellung einer wahren Glaubens-Einigkeit unter den Protestanten ein leerer Traum bleiben; gibt man aber, um diese Einigkeit herzustellen, jenen Grundsatz preis, und zwängt man die Freiheit und das Recht der Schriftforschung wieder in eine bestimmte Regel, etwa in die der symbolischen Bücher ein, so thut man eben dem Geiste des Protestantismus Gewalt an, man wird unprotestantisch, unevangelisch und setzt sich an die Stelle des abgeschafften alten, von Christus eingesetzten Papstes auf eigene Hand einen neuen, oder, wie Lessing sagt, sogar an die Stelle des Einen Papstes viele Päpste oder „Päpstchen“. Ein dritter Fall ist nicht denkbar; und es gibt daher,

ich muß es Ihnen, Herr Regierungs-Rath, gerade heraussagen, Sie mögen sich darüber moquiren oder nicht, es gibt für den Protestantismus, er mag sich anstellen wie er will, und er mag noch so viele Kirchentage zusammenberufen, keine Rettung, als in der katholischen Glaubens-Regel und mithin in der aufrichtigen Rückkehr zur katholischen Kirche.

Mein geehrter Freund und Gegner schien während des letzten Theils meines Gespräches etwas unruhig zu werden, so gelassen und aufmerksam er den Anfang angehört hatte, er rückte den Stuhl, bewegte ein paarmal die Lippen und blickte seitwärts. Unbequem will ich Ihnen nicht werden, fuhr ich fort, aber ein paar Augenblicke müssen Sie mir noch Ihre Aufmerksamkeit schenken; ich habe meinen Gedanken erst halb ausgesprochen, ich will mich aber so kurz als möglich fassen.

Ich wiederhole also: es stände herzlich schlecht um unsern christlichen Glauben, wenn wir ihn aus der Bibel herauslesen sollten; und eine Unzahl von Menschen, die nicht lesen und schreiben und also keine Bibeln lesen können, wären um den Glauben von vornherein betrogen. In der That aber hat Christus das Lesen in der Bibel nicht zur Bedingung des Glaubens gemacht. Er sagt nicht: leset, sondern h ö r e t das Wort Gottes; wie er seinen Aposteln, als er sie aussandte, nicht sagte: s c h r e i b e t, oder vertheilet Bibeln, sondern p r e d i g t, v e r k ü n d i g t allen Völkern das Evangelium. Nicht durch den todten Buchstaben der Bibel, sondern durch die lebendige Lehrauktorität, die Christus in seiner Kirche eingesetzt, und durch die mündliche Predigt ist das Christenthum in der Welt verbreitet worden; auch unter Völkern, die, wie der hl. Ire-

näus sagt, „ohne Dinte und Papier" den christlichen Glauben annehmen. Und wie lange hatte nicht das Christenthum schon geblühet, welche herrliche Tugenden und Tugendthaten hatte es nicht schon zur Reife gebracht, welche glorreiche Siege über Juden- und Heidenthum hatte es nicht gefeiert, wie viele christliche Martyrer, Bekenner und Heilige waren nicht schon aus der streitenden Kirche Christi auf Erden in die triumphirende Kirche im Himmel hinübergegangen, ehe das, was wir jetzt die Bibel des N. T. nennen, auch nur noch existirte! Nur wenn man alle diese Dinge ignorirt, kann man auf den Einfall kommen, Bibel und Christenthum für Eins zu halten. Das Wort von Lessing, dessen klarer Geist sich von den Nebeln confessioneller Vorurtheile nicht umdüstern ließ, — daß das Christenthum bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre*) — dieses Wort ist zwar kühn, aber es ist nicht weniger wahr, als es kühn ist. Und man könnte einem protestantischen Prediger oder Oberprediger, dessen zweites oder drittes Wort immer die Bibel ist und der gar nicht begreift, wie ohne die Bibel vom Christenthum auch nur noch eine Spur vorhanden wäre, wieder recht gut an jene Worte erinnern, die der genannte Lessing einem ähnlichen Bibeleiferer seiner Zeit, dem oben genannten Hauptpastor Goeze, zurief: „Alles, sagte er zu diesem, „alles ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du

*) „Lessings nöthige Antwort auf eine unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg".

nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlst, wenn sie auch nur wären gepredigt worden, sollten nichts, gar nichts gewirkt haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe. Deine Worte sollten erst, in todte Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden sein. Sind Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern. Ist mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist, sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung seiner unmittelbaren Gewalt, nicht ebensowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahrt hat? O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Volkes sein will und so keck vorgibt, daß du, deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen lassen, ihn kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle anderen Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings leugnet! Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde".*)

Sie sehen, Herr Regierungs-Rath, wir Katholiken können nun mal nicht anders; wir müssen die Dinge nehmen, wie sie sind; und wir können daher auch die Bibel unmöglich für eine Urkunde der christlichen Religion nehmen, die entweder vollständig alle Lehren des Christenthums enthielte oder die selbstverständlich, sich selbst auslegend, gleichsam eine Art Talisman wäre, um Jemanden, dem

---

*) Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen gibt. (VII.) (in Lessings kleinern Schriften.)

ich sie in die Hände gespielt, dadurch gleich in einen gläubigen Christen umzuwandeln. Folgt aber daraus, daß wir die Bibel überhaupt nicht ehren, nicht werthschätzen, daß wir sie weniger ehren und werthschätzen, als ihr? Ehrt und schätzt man denn ein Geschenk Gottes dadurch am meisten, daß man es zu einer ihm fremden Bestimmung verwendet? Die katholische Kirche hat die Bücher, die jetzt die Bibel ausmachen, gesammelt, sie hat dieselben von unächten Schriften ausgeschieden und ihnen das Siegel höherer Beglaubigung aufgedrückt. Sie hat sie, als man in den ältesten Christenverfolgungen sie zu vernichten trachtete, wie ein theures, kostbares Kleinod bewahrt, sie hat mit aller Sorgfalt über der Reinerhaltung des hl. Textes gewacht; sie hat, als es noch keine Buchdruckerkunst und keine Schnellpressen gab, es sich eine unsägliche Mühe kosten lassen, dieses hl. Buch in unzähligen Abschriften zu verbreiten und es in die Landessprachen der bekehrten Völker zu übersetzen. Aus diesem Buche, das sie gleichsam wie einen Brief Gottes an die Menschen betrachtet, nimmt sie den Text und den Stoff zu ihren dogmatischen und moralischen Unterweisungen, die Beweise für ihre Dogmen, die Waffen zu ihrer Vertheidigung, sie nimmt daraus ihre Gebete und Lobgesänge; ihre liturgischen Bücher sind davon erfüllt; sie bewahrt das Evangelien-Buch auf dem heiligsten Orte, den es für sie gibt, auf dem Altare, auf, und wenn sie daraus einen Abschnitt verlies't, entblößt Alles, um die Verehrung auszudrücken, das Haupt, Lichter werden angezündet und der Duft von Weihrauch erfüllt die Luft, in welcher die heiligen Worte ertönen. Ist denn das Alles nichts? Durch welche andere Beweise könnte denn die Kirche ihre Verehrung für dieses Buch ausdrücken!

Was aber noch das Allerwichtigste ist: Ihr Prote-
anten redet immer von der Bibel, als ob ihr sie gleichsam
llein gepachtet hättet: aber von wem habt ihr denn die
ibel, und auf welchen Grund hin verehrt ihr sie denn
ls ein göttliches Buch? Sie ist doch nicht, so wie sie
tzt ist, vom Himmel gefallen. Sie bezeugt sich doch als
in göttliches, von Gott eingegebenes Buch auch nicht selbst.
Ind woher wißt ihr denn also, welche Bücher wirklich von
Gott eingegeben sind und mithin die Bestandtheile der Bibel
usmachen? Ihr wißt und könnt dieß nur wissen von
er katholischen Kirche; nur ihr verdankt ihr die Bibel,
us ihrer Hand habt ihr sie empfangen, ihre Auktorität
llein bezeugt sie euch. Ohne Kirche und ohne eine un-
fehlbare Auktorität in der Kirche gibt es keine Bibel, und
man kann daher immer nur wiederholen, was der hl. Au-
gustinus sagt: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben,
wenn mich nicht die Auktorität der katholischen Kirche dazu
bewöge".

Mein Freund, dessen Laune sich mittlerweile wieder
erheitert hatte, unterbrach mich hier, und sagte: Ich gebe
Ihnen, Herr Bischof, alles, was Sie zu Gunsten der
katholischen Kirche vorgebracht haben, gerne zu; aber das
können Sie doch nicht bestreiten, daß die katholische Kirche
dem Volke den Gebrauch der deutschen Bibel verbietet und
gegen die Bibelgesellschaften überhaupt eingenommen ist und
dagegen eifert. Wie läßt sich das aber mit einer beson-
deren Verehrung gegen die Bibel reimen? Erweckt das
nicht vielmehr den Verdacht, der vielfach sogar ausgesprochen
ist, den ich selbst aber keineswegs theile, die katholische
Kirche entziehe die Bibel deßhalb dem Volke, weil sie
fürchte, es möchte beim selbsteigenen Gebrauche der Bibel

die Entdeckung machen, daß Bibellehre und Kirchenlehre zwei verschiedene Dinge seien.

Vor nichts weniger, als vor der Bibel, antwortete ich, hat die katholische Kirche sich zu fürchten. Ihre Lehre ist die recht und zwar unfehlbar recht erklärte Bibel-Lehre, insoweit dieselbe durch die Lehre der göttlichen Tradition vervollständigt ist. Derjenige Geist, der die Bibel geschaffen, ist kein anderer Geist, als der in ihr selbst noch lebt und lehrt: der Geist der Wahrheit, wie ihn Christus seinen Aposteln und deren Nachfolgern, also der lehrenden Kirche, verheißen hat. Und so wenig es zwei verschiedene hl. Geister gibt, so wenig gibt es zwei verschiedene sich widersprechende Arten christlicher Wahrheit. Im Ausdrucke mag die Kirchenlehre von der Bibellehre abweichend sein (denn die Kirche wählt, um z. B. eine inzwischen aufgetauchte Irrlehre auszuschließen, den jedesmal am meisten entsprechenden Ausdruck), aber der Sache nach findet zwischen beiden ein Unterschied nicht statt, außer etwa der, daß die Kirchenlehre, wie ich eben sagte, die durch die göttliche Tradition vervollständigte Bibellehre ist, indem manches, was Christus gelehrt hat, in der Bibel nicht aufgeschrieben, sondern von den Aposteln mündlich fortgepflanzt worden ist. Also nicht vor der Bibel und ihrem rechten Verständnisse, wohl aber vor dem Unverstande fürchtet sich die Kirche. Aber verstatten Sie mir, Herr Regierungs-Rath, daß ich Ihnen auf Ihren Einwand selbst mit einem Gleichnisse antworte.

Gesetzt, irgend ein mächtiger Kaiser Frankreichs habe, nachdem er mehrere fremde Länder, etwa Italien, Spanien, Portugal dem französischen Kaiser-Reiche einverleibt, für die französische Nation, wie für die fremden unterworfenen ein

inziges Civil- und Criminal-Gesetzbuch abfassen lassen, m seine kriegerischen Thaten noch mit einer gesetzgeberi-chen zu krönen. Er hätte dieses in französischer Sprache eschriebene Gesetzbuch in allen Provinzen und Ländern es Reiches gehörig promulgiren lassen, und zum Nutzen einer nicht französischen Unterthanen hätte er Dolmetscher ngeordnet und authentische Uebersetzungen in deren Lan-essprachen anfertigen lassen. So hätte Alles einen ru-igen, friedlichen Anfang und Fortgang genommen. Es ätte aber nicht lange gedauert, so hätten sich unter den icht französischen Unterthanen des Kaisers Unruhestifter rhoben, welche an den officiellen Uebersetzungen des kaiser-chen Gesetzbuches allerlei auszusetzen gehabt und denselben ndere, auf eigene Hand ausgearbeitete, entgegengesetzt hät-en, worin der Sinn der Gesetze vielfach verändert, ver-tümmelt oder verfälscht worden. Sie hätten ihre Mach-verke, die sie unmäßig erhoben, indeß sie die officiellen Uebersetzungen niederdrückten und in Verruf brachten, unter hren Volksgenossen zahlreich zu verbreiten gesucht und da-urch deren Rechtssinn verwirrt, und so allerlei Störungen er Ordnung und ärgerliche Auftritte verursacht. Gesetzt un, der Kaiser hätte, um weiteren Unordnungen vorzu-eugen, die Unruhestifter in ihre Schranken zurückgewiesen, as Verbreiten ihrer verfälschten Uebersetzungen verboten nd den Befehl ertheilt, seine nicht französischen Unter-hanen sollten ihre Auffassung seiner Gesetze nicht diesen erfälschten Uebersetzungen, sondern entweder der münd-chen Auslegung der von ihm hiezu bevollmächtigten Beam-en oder der von ihm approbirten Uebersetzung entnehmen. Könnte man dann vernünftiger Weise dem Kaiser vorwerfen, r habe seinen Unterthanen den Gebrauch seines Gesetzbuches

entzogen und das Lesen desselben in ihrer Landessprache ihnen untersagt? Mit eben so wenig Recht aber kann man der katholischen Kirche den oben von Ihnen wiederholten Vorwurf machen. Die Vergleichungs-Punkte liegen nahe genug.

Erstens machte der Kaiser unsers Gleichnisses seinen Unterthanen das eigene Lesen seines Gesetzbuches nicht zur Pflicht. Ebenso wenig macht die Kirche ihren Untergebenen (außer etwa ihren Dienern und Beamteten, den Priestern) das Lesen des himmlischen Gesetzbuches, der Bibel, zur Pflicht. Sie thut dieß deßhalb nicht, weil sie dazu von ihrem göttlichen Stifter keinen Auftrag empfangen hat. Denn dieser macht die Seligkeit immer nur vom Hören, aber nicht vom Lesen des Wortes Gottes abhängig. Sie thut dieß auch deßhalb nicht, weil dieses Gesetzbuch nicht dazu da ist, daß jeder einzelne es lese und studire; weil nicht nur die meisten Stücke des A. T., sondern auch sehr viele des N. T. ohne eine nachhelfende Erklärung dem größten Theile der Menschheit, dem Arbeiter, dem Handwerker, dem Bauer u. dgl., ganz schwer verständlich oder vielmehr ganz unverständlich sind.

Zweitens. Der Kaiser unsers Gleichnisses promulgirte sein Gesetzbuch und sorgte, daß alle seine Unterthanen von dem Inhalte desselben die nothwendige Kenntniß erlangen konnten. Die Kirche trägt nicht weniger Sorge, daß ihre Untergebenen vom Inhalte ihres himmlischen Gesetzbuches genügende Kenntniß erlangen können. Sie läßt zu diesem Ende die so weise ausgewählten sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln dem Volke vorlesen und erklären; Gebetbücher, Handpostillen, Katechismen, andere Lehr- und Unterrichtsbücher, sie alle sind getränkt mit dem

kostbaren Weine der hl. Schrift, sie enthalten außer dem Buchstaben, der da tödtet, zugleich den Geist, der lebendig macht, mit den leblosen Worten zugleich den Schlüssel ihres Verständnisses und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß ein in seinem Katechismus gehörig unterrichteter katholischer Laie mehr ächten Bibelgeist in sich hat, als der Protestant, der die Bibel ihren Worten nach halb auswendig weiß.

Drittens. Der Kaiser unsers Gleichnisses verbot die verfälschten Uebersetzungen seines Gesetzbuches; ebenso weise verbietet die Kirche die verfälschten Bibel-Uebersetzungen. Man wird die Fälschungen in den Uebersetzungen, welche die Kirche verbietet, nicht wegläugnen wollen.

Was die unter den deutschen Protestanten am meisten verbreitete Uebersetzung, die von Luther selbst, betrifft (beiläufig bemerkt, war diese deutsche Uebersetzung aber nicht die erste, die existirte; es existirten schon vor ihr wenigstens zwanzig, und es brauchte daher durch sie die Bibel nicht erst unter der Bank hervorgeholt oder von der Kette losgebunden zu werden), so hat z. B. ein damaliger Zeitgenosse, ein gewisser Emser, nicht weniger als 1400 Fehler darin nachgewiesen, unter denen sich auch solche befanden, die durch den protestantischen Lehrbegriff gefordert wurden. Um dieses Lehrbegriffes willen war auch eine ganze Schrift des N. T., der Brief des hl. Jakobus, als „Strohepistel" mit einem Federstriche aus dem Kanon weggestrichen worden. Aber auch die eigenen Freunde des Verfassers dieser Uebersetzung zeigten sich mit seiner Arbeit nicht durchweg zufrieden. Verschiedene neuere protestantische Kirchentage haben das Bedürfniß einer besseren Uebersetzung ebenfalls anerkannt.

Was aber die von der Londoner Bibelgesellschaft

besorgten oder verbreiteten Uebersetzungen betrifft, so sind sie wo möglich noch nachlässiger und eilfertiger gemacht. Selbst protestantische Stimmen nannten sie eine verfälschte Waare. Und bedenkt man, daß diese verfälschte Waare gewöhnlich mit Zugaben verbreitet werden, die ebenso verfälscht sind, mit schmähsüchtigen und verläumderischen Traktätchen gegen die katholische Kirche, so wird man das kirchliche Verbot dieser Waare und ihrer Verbreiter, der genannten Bibelgesellschaft, nicht anders, als sehr gerechtfertigt finden. In einer Encyclica an die katholischen Bischöfe (vom 8. Mai 1844), sagt der vorletzte Papst Gregor XVI. wörtlich: „Es ist bekannt, daß von dem ersten christlichen Zeitalter an die den Häretikern eigene Kunst darin bestand, daß sie das überlieferte Wort Gottes verschmähen, die Auktorität der katholischen Kirche verwerfen und die hl. Schrift entweder mit eigener Hand verändern oder durch ihre verkehrte Auslegung deren Sinn entstellen. Ihr wisset wohl, welcher Wissenschaft, welches Fleißes es bedarf, um die Reden des Herrn in einer fremden Sprache treu wiederzugeben; und nichts ist daher leichter, als daß in dergleichen von den Bibelgesellschaften vervielfältigten Uebersetzungen, betrüglicher oder unwissender Weise, die Irrthümer so vieler Uebersetzer aufgenommen werden und daß ihre Menge und Mannichfaltigkeit zum Verderben Vieler lange verborgen bleibt. Den Bibelgesellschaften aber liegt wenig oder nichts daran, ob die, welche solche Uebersetzungen lesen sollen, auf diesen oder jenen Irrthum verfallen, wenn sie nur allmählig daran gewöhnt werden, sich über den Sinn der hl. Schrift ein freies Urtheil anzumaßen; die göttlichen, aus der Lehre der Väter

bewahrten Ueberlieferungen, zu verachten und das Lehramt der Kirche selbst zu verschmähen".

Kein billig denkender Protestant wird, wenn er sich die Sache bei Lichte besieht, an diesen Worten Anstoß nehmen. Und was hier von den verderblichen Wirkungen dieser Uebersetzungen und des ungehinderten allgemeinen Lesens derselben gesagt wird, ist nur zu wahr. Es scheint verwegen, es auszusprechen, und doch ist es so: viele, namentlich aus den unteren Ständen, Tagelöhner und Handwerker, besonders in England, sind durch das fleißige Lesen solcher verfälschter Bibelübersetzungen um den letzten Rest christlichen Glaubens und christlicher Sitte gebracht worden, und in einen Wust von religiösen Irrthümern und abgeschmackten religiösen Meinungen hineingerathen. Und wie durch diese verfälschten Bibelübersetzungen manche Christen entchristlicht worden sind, so sind dadurch die Heiden nicht in Christen verwandelt worden. Die bloße Verbreitung oder Verschleuderung solcher Bibeln unter den heidnischen Völkern hat sich bis jetzt als Bekehrungs-Mittel schlecht bewährt. Ehrliche Protestanten, selbst protestantische Mitglieder der Bibelgesellschaft, machen daraus kein Hehl. Ein einziger hl. Franziskus Xaverius, sagen sie, hat wohl Millionen Heiden mit einer einzigen Bibel bekehrt, aber Millionen Bibeln, wie sie von den besoldeten Bibelverbreitern unter die Heiden geworfen werden, bekehren oft keine einzige heidnische Seele, machen sie vielmehr oft noch heidnischer und stürzen sie in einen noch tiefern Abgrund sittlicher Fäulniß.*) Solchen Wirkungen allgemeinen Bibel-

*) Die Belegstellen findet man bei Marshall. Die christlichen Missionen; ihre Sendboten, ihre Methode und ihre Erfolge. (Mainz bei Kirchheim.)

lesens Vorschub zu leisten, kann die katholische Kirche sich nicht versucht fühlen.

Viertens. Der Kaiser unsers Gleichnisses sagt: wenn ihr, nicht zufrieden mit der mündlichen Erklärung meines Gesetzbuches, mein Gesetzbuch selbst lesen wollt, so les't es in von mir selbst approbirten, treuen und unverfälschten Uebersetzungen. Die katholische Kirche sagt dasselbe zu ihren Untergebenen: wenn ihr doch die Bibel lesen wollt, so leset solche Bibeln, die wirklich das Wort Gottes unverfälscht enthalten, und denen, damit ihr bei den schwierigen, leicht zu mißdeutenden und oft mißdeuteten Stellen nicht in die Irre geführt werdet, gute, aus kirchlichen Bibelerklärern entlehnte Anmerkungen beigefügt sind. Gewährt mir zugleich durch eure Bescheidenheit, Gelehrigkeit und gesunde Geistes-Richtung die Bürgschaft, daß ihr aus dem Lesen für euren Glauben und eure Frömmigkeit keinen Nachtheil schöpfen werdet. Unter diesen Bedingungen nämlich gestattet die Kirche ihren Kindern das Bibellesen nicht nur, sondern sie gestattet es ihnen auch gern.*) Und wer vernünftig und billig denkt, wird sie deßhalb, daß sie solche Bedingungen fordert, nicht tadeln! —

So also, lieber Herr Regierungs-Rath, verhält es sich mit dem kirchlichen Bibel-Verbot und so mit den ewigen Vorwürfen, die man der katholischen Kirche daraus macht. Sie läßt sich aber durch alle diese Vorwürfe nicht irre machen, sondern geht ruhig ihren ihr von ihrem göttlichen Stifter vorgezeichneten Gang fort. Er wollte hierauf, wie es mir schien, nochmal etwas erinnern, wir wurden aber hier in unserer Unterhaltung gestört und brachen dieselbe

*) Regulae de libr. proh. 4.

ab. Wir reichten uns einander zum Abschiede die Hände und schieden freundlich.

An Euch aber, geliebte protestantische Freunde, richte ich die Bitte, daß Ihr meine Entgegnung und meine darin vorgebrachten Gründe ruhig und unbefangen prüfen, dann aber auch Eure ungerechten Vorwürfe nicht mehr wiederholen möget. Ich verlange von Euch nichts, als Gerechtigkeit; und diese werdet Ihr uns nicht versagen!

VI.

Katholische Geistes-Knechtschaft, Gewissenszwang und Verdummungs-System.

„Aber um's Himmels willen, Herr Oberbürgermeister", rief ich nach langer geduldiger Anhörung seines Vortrages aus, „um Himmels willen, verschonen Sie mich doch mit diesen abgenutzten Redensarten; ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr sie mich anwidern". Diesen etwas lebhaften Ausdruck aufzuklären, bemerke ich, daß ich mit dem protestantischen Oberbürgermeister, den ich so anredete, im Oktober des J. 1861 auf meiner Rückreise von Königsberg nach der dortigen Krönungsfeier zusammentraf und daß ich mit ihm, oder vielmehr er mit mir, ein vertrauliches, freundliches Gespräch angeknüpft. Wir theilten einander, wie das natürlich war, unsere in Königsberg bestandenen Abenteuer mit und die Eindrücke, die wir dort empfangen. Ich verhehlte ihm nicht, wie es mir herzlich wohlgethan, bei dieser Gelegenheit das „König von Gottes Gnaden" aus dem Munde des Königs, so überzeugungskräftig gesprochen, gehört zu haben; und wie ich hoffte, daß dieses Wort, aus Anlaß dieser seltenen und denkwürdigen Feier, gewiß in

allen Gauen unsers preußischen Vaterlandes, trotz alles verbreiteten, doch nur künstlich gemachten Liberalismus, (wir lebten nämlich damals noch in der sogenannten neuen Aera) froh und mächtig wiederklingen werde. Aber auch manches Unangenehme, was mir in Königsberg begegnet, verschwieg ich nicht. Ich machte meinem Herzen namentlich Luft über die Mißhandlung, die wir Bischöfe von der lieben rohen Königsberger Straßen-Jugend erfahren, und wie wir (der gute Bischof Arnoldi von Trier und ich), als wir dem Minister der geistlichen Angelegenheiten, Herrn von Bethman-Hollweg, der bei einem höhern protestantischen Geistlichen, wenn ich nicht irre, einem Superintendenten einlogirt war, unsern Besuch gemacht (ob von den Söhnen und Töchtern dieses Geistlichen kann ich nicht sagen), beim Eintritt in's Haus und beim Austritt förmlich verhöhnt worden, so daß der gute alte Herr Arnoldi darüber ganz außer sich gekommen sei. Auch er, der Oberbürgermeister, seinerseits hielt nicht zurück. Zwar schien ihm, seiner liberalen Richtung nach, das „König von Gottes Gnaden" nicht sonderlich gemundet zu haben, indem er meine Aeußerungen darüber kalt und mit Achselzucken aufnahm, desto zufriedener aber bezeigte er sich mit dem vom Herrn Kardinal von Geißel im Namen des Preußischen Episkopates dem Könige dargebrachten Huldigungs-Worte. Unter Allen, sagte er, welche bei dieser Gelegenheit Reden und Anreden gehalten, hat der Herr Kardinal offenbar das Beste gesagt. Und nicht allein der Inhalt seiner Rede, auch der herzliche Ausdruck, den er in seine Worte legte, und die ganze edle hohe imposante Persönlichkeit dieses wahrhaft fürstlichen Mannes und dieses gebornen Kirchenfürsten hat auf mich einen sehr wohlthuenden, ja ich kann sagen, einen unaus-

löschlichen Eindruck gemacht. Ich habe nicht umhingekonnt, bei dieser Gelegenheit wieder zwischen der höheren katholischen, und der höheren protestantischen Geistlichkeit im Stillen bei mir einen Vergleich anzustellen. Ich bin vorurtheilsfrei und urtheile ganz unbefangen; denn der confessionelle Standpunkt, deß können Sie versichert sein, ist für mich ein überwundener. Ich wollte mich freuen, wenn es in Deutschland weder Katholiken, noch Protestanten, sondern bloß Christen gäbe, aber vernünftige Christen; denn wenn erst einmal dieser confessionelle Hader gehoben wäre, dann wäre ja auch wohl der politische Haupt-Zank-Apfel, das Haupthinderniß für die engere nationale Einigung Deutschlands, insbesondere des nördlichen Deutschland und des südlichen, gehoben. Ich bin also in Absicht auf confessionelle Dinge völlig vorurtheilsfrei, und, wenn ich zwischen protestantisch und katholisch die Wahl hätte, so wählte ich noch viel lieber das letztere; denn unsere augenverdrehende pietitisch-protestantische Geistlichkeit ist mir erst recht zuwider. Gleichwohl hat es aber noch gute Wege, ehe ich zum Uebertritte zur katholischen Kirche mich entschließe. Vernünftiger und consequenter als unsere pietistisch-protestantische erscheint sie mir in ihren Lehren und Einrichtungen allerdings, aber sie ist mir noch lange nicht vernünftig und namentlich nicht freisinnig genug. In dieser Beziehung habe ich vielmehr an ihr noch mancherlei auszusetzen. Freiheit ist nun einmal heute das Losungswort; aber wo ist in Ihrer katholischen Kirche die Freiheit, wo die wahre Geistes- und die wahre Gewissens-Freiheit, da ja vielmehr der denkende Geist bei Ihnen an die starren Dogmen und das Gewissen an unbeugsame kirchliche Vorschriften und Gesetze, gleichwie an Ketten gebunden ist!

Und dieselben starren Dogmen und Gesetze, welch' ein Schlagbaum sind sie nicht für die forschende Wissenschaft und den Fortschritt! In welch' einen bedauerlichen Konflikt gerathen nicht mit Ihren katholischen Dogmen z. B. die Naturwissenschaften! Man braucht ja hier nur den Namen Galilei zu nennen. Und von Fortschritt kann bei Ihnen ohnehin keine Rede sein. Denn wenn das von Alters Ueberlieferte, wie Sie als Katholik annehmen müssen, schon ganz fertig und vollkommen ist, wie kann es da noch Vervollkommnung und Fortschritt geben? Was ich hier in wenigen Worten zusammengefaßt, hatte mein verehrter Reisegefährte weitläufig und unter öfterer Wiederholung der Kraft- und Schlagworte: Freiheit, Wissenschaft, Fortschritt — (es schien, als ob er dadurch seinem in Königsberg verbissenen Aerger über das „König von Gottes Gnaden" habe Luft machen wollen) mit grausamer Geflissenheit zergliedert und auseinandergelegt. Ich hatte lange an mich gehalten; aber endlich riß mir doch der Faden der Geduld, und ich brach in den obigen Ausruf aus: „Um Himmels willen, Herr Ober-Bürgermeister, verschonen Sie mich doch mit diesen abgenutzten Redensarten, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr sie mich anwidern". Aber „Gründe, Gründe", erwiederte er, ohne nur im Geringsten aus seiner göttlichen Ruhe herauszukommen; „bloße Exclamationen sind für mich noch kein Beweis. Oder getrauen Sie sich denn, Herr Bischof, wirklich, die starren Glaubensdogmen und Gesetze Ihrer Kirche mit der wahren Geistes- und Gewissens-Freiheit vereinigen zu können. Gelehrig und vernünftigen Gründen zugänglich bin ich, und wenn Sie mir dieses Räthsel lösen, werde ich mich, seien Sie davon überzeugt, gern als Ihren

Schuldner bekennen". Da es unter uns, erwiederte ich nach wiedergewonnener Ruhe und Gefaßtheit, auf Complimente doch mal nicht abgesehen ist, so erlauben Sie mir, daß ich Sie hier an des Dichters Wort erinnere:

„Im Ganzen — haltet euch an Worte
Nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein".

Denn nehmen Sie es mir nicht übel, eben mit dem Worte, das Sie mir am häufigsten genannt — dem Worte Freiheit, Geistes-Freiheit, Gewissens-Freiheit — eben mit dem scheinen Sie mir keinen Begriff zu verbinden, wenigstens nicht den rechten. Wäre es mir doch sonst rein unerklärlich, warum Sie uns Katholiken die Geistes- und Gewissens-Freiheit absprechen könnten.

Denn was ist denn eigentlich Freiheit, oder worum es sich hier handelt: was ist denn Denk-Freiheit und Gewissens-Freiheit?

Besteht denn etwa darin die Denk-Freiheit, daß ich mit meinen Gedanken ziel- und regellos, stets und stets, „die Kreuz' und Quer irrlichterire hin und her"? daß ich also die Wahrheit, zu deren Erforschung ich doch meinen denkenden Geist besitze und wozu ich durch ein unabweisliches Bedürfniß gedrängt bin, niemals finde, oder, wenn ich sie gefunden habe, niemals dabei verweile, sondern wie zappliges Quecksilber mich mit dem ewigen Juden verbinde und immer wieder auf's Neue mich in ein Meer von Zweifeln stürze? Nun — wenn das die Denk-Freiheit ist, so verzichte ich meinerseits gern darauf und gönne sie gern jedem Andern lieber als mir. Ich habe immer geglaubt, studiren solle man nur, um zu lernen; und denken

solle man nur, um zu erkennen, nämlich das Wahre zu erkennen; sonst wäre alles Denken für nichts und wieder nichts. Und so geistreich auch das Wort klingt, was ein geistreicher Mann einst sprach: legt mir auf die eine Seite die Wahrheit, und auf die andere das Forschen nach der Wahrheit; so werde ich nach dem letztern greifen, — so geistreich, sage ich, dieses Wort auch klingen mag, mir scheint es doch wenigstens ebenso abgeschmackt, als geistreich.

Besteht aber, wie alle Vernünftige einig sind, die Denk-Freiheit wirklich darin, daß man nicht gehindert ist, so lange hin und her zu denken, bis man zur Wahrheit gelangt oder doch zu derselben gelangt zu sein überzeugt ist, und ist auf der andern Seite die Wahrheit wirklich das Ziel unsers Denkens, und das Gesetz, dem sich die denkenden Geister zu unterwerfen haben: so sehe ich nicht, warum es bei uns Katholiken keine Denk-Freiheit geben sollte. Als Katholik bin ich überzeugt, daß das Christenthum göttlich wahr sei, und daß die katholische Kirche die von Gott bestellte Vermittlerin der untrüglichen Erkenntniß der göttlichen Lehre des Christenthums sei; für die eine wie für die andere Ueberzeugung habe ich meine guten Gründe, zwar keine den Glauben erzwingende (denn der Glaube soll eben nichts Erzwungenes sein, denn „Gezwungenheit", sagt man, „thut Gott leid, und ein erzwungener Glaube wäre nichts Sittliches, nichts Verdienstliches), doch solche Gründe, auf die sich eine vernünftige Ueberzeugung wohl stützen kann. Habe ich nun als Katholik jene doppelte Ueberzeugung, und bin ich daher auch überzeugt von Allem, was die Kirche lehrt, also auch von der Wahrheit aller ihrer Dogmen, so fühle ich mich na-

türlich auch an die erkannte Wahrheit, als an eine feste unverrückbare Regel gebunden, und wäre es von mir nicht folgerichtig und vernünftig gedacht, wenn ich es nicht thäte. So gewiß ich in meinem Denken an gewisse unerschütterliche Grundsätze oder Axiome gebunden bin und ich nicht so ohne weiteres darf „die Kreuz' und Quer, irrlichteriren hin und her", und so gewiß dadurch meiner Denk-Freiheit keine Gewalt angethan wird, so wenig wird meiner Denk- oder Geistes-Freiheit Gewalt angethan, wenn ich mich der katholischen Glaubens-Regel unterwerfe, wenn ich sie mal für wahr erkannt. Wider meinen Willen unterwerfe ich mich ja dieser Glaubens-Regel nicht. Ich werde ja nicht gezwungen weder zu glauben, noch mich taufen zu lassen, sondern ich werde beim Eintritte in die Kirche gefragt: glaubst du, und willst du getauft werden? Und mit physischer Nothwendigkeit oder mit Zwang werde ich, auch wenn ich in die katholische Kirche eingetreten bin und ihrer Glaubens-Regel mich unterworfen habe, in der katholischen Kirche und in der katholischen Wahrheit nicht zurückgehalten. Ich bin auch dann nicht mehr und nicht weniger gebunden, wie ein vorhin freies Weib an ihren Mann, wie ein Soldat an seinen Dienst, wie ein Beamteter an seinen Amtseid. Ein Zwang besteht hier überall nicht; — ich kann in jedem sittlichen Verhältnisse immer noch meine Hand ausstrecken nach dem Leben wie nach dem Tode, nach dem Wasser, wie nach dem Feuer; ich kann meiner Pflicht treu bleiben, aber auch immer treubrüchig werden, und so oft ich mich in einem gegebenen Falle den Aussprüchen oder Dogmen der lehrenden Kirche unterwerfe, verrichte ich einen Akt meiner Freiheit, mache ich von meiner Denk-Freiheit Gebrauch, so gut, wie das erstemal, als ich

in die katholische Kirche eintrat und mich ihrer Glaubens-Regel, weil ich sie für wahr erkannt, ein für allemal unterwarf, — wenn ich mich auch der Freiheit dieser späteren Glaubens-Akte nicht immer jedesmal deutlich bewußt werde. Also absolut ist die sogenannte Wahl- und somit auch die Denk-Freiheit auch beim Katholiken nicht aufgehoben. Kerker und Bande, Torturen und Scheiterhaufen gibt es für den treulos Abfallenden auch nicht mehr, und ich bin herzlich froh, daß es deren nicht mehr gibt, denn damals als sie waren, waren sie nicht durch die Schuld der Kirche, sondern durch die Schuld äußerer Verhältnisse, wie sie nun wohl für immer dahin sind. Auch Schande vor der Welt trifft die Abfallenden nicht mehr. Für die Treue gegen Gott und die Kirche hat die Welt keine Ehre, daher auch für den Treubruch keine Schande mehr. Im Gegentheil erscheint dieser das wohlfeilste Mittel, um es in ihren Augen zu Ruhm, Ehre und Auszeichnung zu bringen. Ein einziger abgefallener Achilli hat vor der Welt mehr Ehre und Beifall geerndtet, als hunderte seiner ehemaligen treu gebliebenen Brüder, die trotz ihres rechtschaffenen Wandelns und ihres Wirkens für die göttliche Ehre — ja eben deßhalb — in ruhmloser Dunkelheit versteckt bleiben, wohl bis zu jenem Tage, wo Alles an's Licht gezogen wird. So also, fuhr ich fort, verhält es sich, Herr Oberbürgermeister, mit der katholischen Denk- oder Geistes-Freiheit; und mit der katholischen Gewissens-Freiheit verhält es sich gerade so. Denn alles, was von jener gesagt ist, gilt auch von dieser; man muß nur das einzige Wörtchen wahr, in das Wörtchen gut oder recht umwandeln. Mein Geist ist, so frei er auch immer sein mag, gebunden an das Wahre; mein Gewissen, so frei es sein mag, ist

gebunden an das erkannte Gute oder Rechte. Einen andern Gewissens-Zwang gibt es für uns nicht, und wenn Sie die Gewissens-Freiheit darein setzen, daß man dem erkannten Rechten und Guten den Rücken zukehre, von demselben nichts wissen wolle, sondern nur Brüderschaft mit dem Schlechten und Verkehrten mache, so will ich mich für solch' eine Gewissens-Freiheit schönstens bedankt haben.

In der That, lieber Herr Oberbürgermeister, darauf gehen Ihre und Ihrer Gesinnungs-Genossen Forderungen eigentlich hinaus: statt der wahren Denk- und Geistes-Freiheit soll nur die Unvernunft herrschen, und statt der wahren Gewissens-Freiheit die Gewissens-Frechheit, die gänzliche Ungebundenheit, die regellose Laune und Willkühr.

Zu den irrigen und wahrhaft abenteuerlichen Vorstellungen, die man sich von der Gebundenheit der Katholiken macht, kommt schließlich noch die, daß man sich einen Katholiken an das Glaubens- und Gesetzes-Joch seiner Kirche dergestalt angeschmiedet denkt, daß er auf dem religiösen Gebiete nun gar keine Hand oder keinen Fuß mehr frei bewegen könne. Wo steht denn aber geschrieben, daß durch die katholischen Glaubens-Dogmen das ganze Gebiet des religiösen Denkens und Erkennens, und daß durch die gesetzgeberische Auktorität der Kirche das ganze Gebiet des sittlichen Handelns abgepfählt und umspannt sei. Ist es doch jedem Sachkundigen bekannt genug, daß es eine Menge sich oft einander entgegenstehender theologischer Ansichten und Lehrmeinungen gibt, welche die Kirche, so lange sie den Glauben selbst nicht antasten, frei und ungehindert walten läßt. Hat man ja sogar von einer andern Seite her der letzten allgemeinen Kirchenversammlung von Trient

einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie in ihren Lehrbestimmungen vielfach zu allgemein sich gehalten und der Entscheidung theologischer Streitfragen mit zu großer Vorsicht aus dem Wege gegangen sei. Man sieht, die Kirche kann es machen, wie sie will; sie macht es den einmal unzufriedenen Menschen nie recht. Einmal lehrt sie zu wenig und läßt den Forschenden einen zu freien Spielraum, einmal lehrt sie wieder zu viel und zieht die Grenzen zu enge. Was ihre Moral betrifft, so ist ja das eben ein unterscheidendes Hauptmerkmal derselben, daß sie nicht alles in Pflichten oder Gebote einzwängt, sondern vieles der freien Liebe und Begeisterung anheimgibt. Die protestantische Sittenlehre kennt bekanntlich nur strenge Pflichten, die katholische kennt auch, nicht streng verbindende, Räthe; und sie zeigt so dem Streben nach höherer christlicher Vollkommenheit gar mannichfaltige, und immer höhere und höhere Stufen. Kurz, Herr Oberbürgermeister, Sie sehen: bis hiehin habe ich noch keine Ursache, meine anfängliche lebhaft geäußerte Bitte, daß Sie mir doch mit den abgenutzten Redensarten wegbleiben möchten, als unangebracht oder ungeschickt wieder zurückzunehmen. Und indem er mir zwar keine Antwort hierauf gab, aber doch mich freundlich, halb lächelnd, anblickte, so nahm ich das für eine stillschweigende Ermunterung, in meinem Discurse fortzufahren. Wir wollen nun sehen, sagte ich daher weiter, ob die andern Redensarten, die Sie mir entgegengesetzt, etwas anderes als Redensarten sind.

Sie sprechen der Kirche die Liebe für die Wissenschaft, die Förderung der Wissenschaft ab und behaupten sogar, auf Galilei hinweisend, einen unversöhnlichen Widerstreit

zwischen der Wissenschaft und der katholischen Lehre. Aber kann man denn, was die abgeläugnete Liebe der Kirche zur Wissenschaft betrifft, eine Sache wohl mehr lieben und ehren, als wenn man sich stets damit beschäftigt? Oder wann hat denn die Kirche jemals die Wissenschaft links liegen lassen, oder sie auch nur stiefmütterlich behandelt? Der Geschichtskenner weiß sich einer solchen Zeit nicht zu erinnern. Sie, die katholische Kirche, hat, als sonst noch Niemand an Wissenschaft dachte, die Wissenschaft mit sorgsamer, mütterlicher Hand gepflanzt und gepflegt; sie hat sie mit ihrer Muttermilch genährt und sie stets als ihr eigentliches Schooßkind behandelt. Selbst in jenen wilden barbarischen Zeiten, die, nur an Faustkampf und Waffengeklirr gewöhnt, alle Elemente der Bildung zertraten, hatte sie in ihren stillen Klöstern für sie noch eine Art Zufluchtsstätte, und bereitete hier im Stillen und Verborgenen ihre Wiedergeburt vor. Ohne sie hätten wir die Schätze altheidnischer, griechischer und römischer Litteratur nicht mehr. Und wem anders verdanken wir denn überhaupt unsere ganze heutige abendländische Kultur? Wer hat denn die Schulen, die man ihr jetzt entreißen will, die niedern sowohl, wie die höheren und höchsten, die Universitäten, gegründet? Wirklich man muß entweder recht übel gelaunt oder sehr unwissend sein, um der katholischen Kirche ihre Verdienste um Kultur und wahre Wissenschaft, oder ihr die Liebe zu derselben abzusprechen. Und sie hat sich hierin auch in der neuern Zeit nicht geändert. Nicht alles ist Gold, was glänzt; sie weiß aber das ächte Gold von dem Flittergolde wohl zu unterscheiden, und so wenig sie Alles, was der gewöhnliche Haufe nicht weiser aber sehr naseweiser Menschen, der eingebildete Halbwisser und hohlen Flach-

köpfe als Wissenschaft ausschreiet, sich gutmüthig als Wissenschaft aufbinden läßt, oder sich von der veränderlichen launenhaften Zeit- und Tagesmeinung blind mit fortziehen läßt, so sehr schätzt, begünstigt und befördert sie noch immer die wahre Wissenschaft; und ihre höheren und höchsten Schulen (man denke nur an die katholischen Anstalten und Universitäten in Rom, in Belgien, Irland ꝛc.) können mit den Staatsschulen in allen Zweigen des menschlichen Wissens noch immer den Vergleich aushalten. Ich wüßte auch nicht, warum dieß anders sein sollte. Oder sollten vielleicht die natürlichen Talente und Genie's unter den Katholiken von Haus aus dünner gesäet sein, als anderwärts? Oder sollte wirklich das Hinderniß in unserer Lehre, in unsern Dogmen liegen? Vielleicht fehlt es unsern katholischen Gelehrten oder vielmehr solchen, die es werden möchten, an Aussicht auf Beförderung zu Staats- oder höhern Lehrämtern, also auch an Aufmunterung, die gelehrte Carrière zu ergreifen (die Notizen, die hierüber in den letzteren Jahren in's Publikum gedrungen sind, möchten wohl einen solchen Verdacht rechtfertigen): aber an den andern Bedingungen, uns auf die Höhe der Wissenschaft zu erheben, fehlt es uns Katholiken gewiß nicht mehr, wie jeder anderen Menschenart. Bei den Katholiken ist der Geist von Haus aus nicht anders und schlechter organisirt, als bei den Protestanten, und wenn man die kirchlichen Dogmen oder Glaubenssätze einen Schlagbaum für die freie wissenschaftliche Forschung nennt, so hat man von der Sache entweder eine sehr unrichtige Vorstellung, oder man bedient sich eines sehr ungeschickten, rohen Ausdruckes. „Ihr behauptet“, sagte noch kürzlich der belgische Unterrichts-Minister Dechamps in seinen Briefen über den öffentlichen

Unterricht, „ihr behauptet, daß die Erkenntniß dieser (nur durch die Glaubens-Dogmen aufgeschlossenen) neuern und höheren Welt für den Fortschritt der menschlichen Wissenschaften ein Hinderniß sei. Welche Begriffsverwirrung! Was ihr wißt, wissen auch wir; aber wir wissen noch mehr, was ihr unglücklicher Weise nicht wißt. Ihr besitzt, wie wir, den Compaß der menschlichen Wissenschaften, aber wir besitzen mehr als ihr, nämlich auch diesen Compaß, den wir von Gott empfangen haben, um uns zu leiten bei der kühnen Durchforschung jenes weiten Meeres, das die beiden Welten, die Welt des Glaubens und die Welt der Wissenschaft, mit einander verbindet". Also das Wort Compaß lassen wir uns für unsere Dogmen gefallen, das Wort Schlagbaum aber verbitten wir uns. Wir erkennen nun einmal in den Glaubens-Dogmen unserer Kirche den Ausdruck einer göttlich geoffenbarten Wahrheit, und da nach unserer Ansicht von Wissenschaft die Wissenschaft kein anderes Ziel hat, als das der Erforschung der Wahrheit, so lassen wir uns von Niemanden aufbinden, daß die Glaubens-Dogmen ein Schlagbaum für die Wissenschaft seien. Denn das könnten sie doch nur dann sein, wenn die eine Wahrheit der andern, die natürliche der übernatürlichen widersprechen könnte. Dieß ist aber ebenso unmöglich, als daß sich Gott widersprechen kann, von dem alle Wahrheit ausgeht. Die Widersprüche, die man zwischen den Glaubenslehren unserer Kirche und der Wissenschaft, also zwischen übernatürlichen und natürlichen Wahrheiten bis jetzt gefunden haben will, existiren nur in der Einbildung, nicht in der Wirklichkeit. Entweder man nahm etwas für eine übernatürliche Offenbarungs-Wahrheit oder Kirchenlehre, was keine war, mißverstand also den Sinn

der betreffenden Lehre, oder man gab auf der andern Seite etwas mit marktschreierischer Renommirerei für ein unbestreitbares Ergebniß der Wissenschaft aus, was gleich darauf wieder von ein Dutzend anderen Forschern bestritten wurde. Was hat man nicht z. B. in der jüngsten Zeit für Aufhebens gemacht von sogenannten aufgedeckten Widersprüchen zwischen den Ergebnissen der neuern Naturwissenschaft und der Bibel? Man hat z. B. durch genaue geologische Forschungen herausgebracht, die Erde müsse älter sein als sechstausend Jahre; — also, ruft man triumphirend aus, ist die Bibel mit ihrer Schöpfungs-Geschichte und ihrem Sechstage-Werke falsch. Aber wo sagt denn die Bibel, daß die Erde nur 6000 Jahre alt sei? Zwischen der ersten Erschaffung der Welt aus Nichts, wie sie uns im ersten Verse des ersten Kapitels der hl. Schrift gemeldet wird (im Anfange schuf Gott Himmel und Erde), und zwischen dem ersten Tage-Werke, wie es uns der 3. Vers des genannten Kapitels vorführt (und Gott sprach, es werde Licht), ist Raum genug für Tausende und Millionen von Jahren, und für alle möglichen Entwickelungen, Evolutionen oder Revolutionen, wie man sie anzunehmen im Namen der Wissenschaft für nothwendig erachtet hat. Und wer sagt uns denn auch, daß dasjenige, was die hl. Schrift im Sechstage-Werke Tag nennt, ein natürlicher Tag sei und nicht vielmehr eine größere Welt- oder Erd-Entwickelungs-Periode bezeichnet? Die Kirche sagt es uns nicht, denn sie hat sich darüber nicht ausgesprochen. Sind also auch die aufgestellten wissenschaftlichen Hypothesen, oder wenn man will, diese Ergebnisse der neueren naturwissenschaftlichen Forschung unzweifelhaft richtig: was schadet das dem Ansehen der hl. Schrift? Daß das von Adam abstammende Men-

schengeschlecht älter sei, als 6000 Jahr, hat man bis jetzt noch nicht zu erweisen vermocht.

Oder die Astronomie will herausgebracht haben, daß diese und diese Gestirne schon viele Millionen und Millionen Jahre vorhanden gewesen sein müssen; und es soll dadurch wieder die Glaubwürdigkeit der Bibel erschüttert sein. Aber was geht denn die Bibel das Alter dieser Sterne an? Daß sie sich nicht selber gemacht und nicht durch Zufall entstanden sind, sondern daß sie von Gott gemacht und zwar aus Nichts gemacht sind, und daß sie daher Gottes Ehre und Herrlichkeit verkündigen, das lehrt wohl die Bibel — und dagegen wird doch auch wohl die Naturwissenschaft nichts einzuwenden haben. Mit dem Alter der Sterne aber befaßt sie sich nicht. Das Sechstage-Werk der Bibel hat es überhaupt nur mit der Gestaltungs-Geschichte unserer Erde zu thun; und das vierte Tagewerk, was von der Erschaffung von Sonne, Mond und Sterne handelt, braucht nicht nothwendig von der ersten Hervorbringung dieser Gestirne, sondern nur von ihrer hervorgebrachten Beziehung zur Erde gedeutet zu werden.

Oder man hat es mit der Wissenschaft nicht vereinbar finden wollen, daß nach der Bibel das Licht erschaffen worden vor der Sonne oder doch unabhängig von der Sonne; aber die Wissenschaft hat sich auch hier nur auf einem Irrthume ertappen lassen, und was vor Decennien noch als absurd galt, ein Licht unabhängig von der Sonne, gilt jetzt seit Arago's Entdeckung als bekannte und allgemein angenommene wissenschaftliche Wahrheit.

Oder man hat die Wissenschaft als Instanz angerufen gegen die Einheit des Menschengeschlechts, d. h. gegen die Abstammung des ganzen Menschengeschlechts von einem

Menschenpaare, von unsern Stammeltern Adam und Eva; die Raçen-Verschiedenheit hervortretend in Hautfarbe, Schädel-Bildung, geistiger Befähigung u. dgl. hat man mit genannter Einheit des Menschengeschlechts für unvereinbar gehalten; andere Naturforscher, welche diese Verschiedenheit aus klimatischen und andern Lebens-Verhältnissen erklären, finden sie aber damit recht wohl vereinbar.

Kurz, mit den Widersprüchen der Wissenschaft gegen Bibel- und Kirchenlehre, worauf man sich in jüngster Zeit so viel zu gute gethan, ist es doch so weit nicht her, und vor der Hand hat sich der Glaube vor der Wissenschaft noch nicht zu fürchten. Und ohne Zweifel wird wohl auch für die Zukunft noch gelten, was vor etwa 200 Jahren der Begründer der neuen naturwissenschaftlichen Methode, Baco von Verulam, sprach: „Die Wissenschaft, oberflächlich behandelt, führt von Gott ab; gründlich betrieben führt sie zu Gott".*) Und wenn man tiefer in die Wissenschaft eindringt, und doch nicht zu Gott vordringt, so liegt die Schuld nicht an der Wissenschaft, sondern an andern Dingen, mit denen die Wissenschaft im Grunde nichts zu thun hat, die sie aber mit ihrem schönen Namen bedecken muß. Denn so gut jenes Wort wahr ist: lebe stets so, daß du die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele wünschen müßtest, und du wirst hieran niemals zweifeln; so gut ist auch der umgekehrte Satz wahr. Alle religiösen Zweifel haben ihren tiefsten Grund in der Unordnung des Herzens, nicht im Verstande. Was man eben nicht wünscht, glaubt man auch nicht gern. „Das Herz", sagt Paskal, „hat seine Gründe, von denen der Verstand nichts weiß", oder wie es das

*) De Augment. Scient. I. col. 5.

Evangelium ausdrückt: „Sie liebten die Finsterniß mehr, als das Licht, denn ihre Werke waren böse“.

Ich meine doch, daß neben Vogt, Moleschott, Büchner, Virchow und ähnlichen Helden, welche mit den Waffen der Naturwissenschaft den christlichen Glauben bekämpfen, sich Männer wie Copernikus, Kepler, Galilei, Newton noch recht gut sehen lassen können; und sie waren alle in ihrer tiefsten Seele religiös und der christlichen Wahrheit aufrichtig ergeben. Und wie viele andere gefeierte Namen aus neuerer und neuester Zeit reihen sich ihnen an, die, obgleich groß in der Wissenschaft, doch deßhalb nicht aufhörten, redliche Christen zu sein und die mithin von einem Widerspruch zwischen den Naturwissenschaften und den christlichen Glaubenslehren ebenfalls nichts entdeckt haben. Der berühmte Physiker Humphry Davy wie begeistert sprach er sich nicht über Religion und Unsterblichkeit aus! „Ihr (der Religion) Einfluß“, sagt er, „überlebt alle irdischen Freuden und er nimmt an Kraft zu, während die Organe des Leibes altern und der Körper seiner Auflösung entgegengeht. Sie gleicht dem hellen Abendsterne am Horizonte des Lebens, der, wie wir deß gewiß sind, in einer andern Zeit Morgenstern wird und seine Strahlen durch die Schatten und das Dunkel des Todes sendet“. Der gefeierte Oerstedt, der durch seine Entdeckung des Verhältnisses des Magnetismus zur Electricität im J. 1820 neue Blicke in den Zusammenhang der Weltkräfte that, sagt in seinem „Geist der Natur“: „Es liegt im Wesen der Forschung, in den Dingen das Ewige zu suchen“ und er sucht zu zeigen, „wie es das eigene Wesen der Wissenschaft fordere, daß ihre Cultur sich zur Religion entwickele“. Ueber den in der Religion wurzelnden Glauben an die Unsterb-

lichkeit sagt er in einer Rede: „Ein unsterblicher Nachruhm ist ein großer Gedanke, ist des Schweißes der Edlen werth. Wenn aber die Unsterblichkeit des Namens nicht von einer höheren Unsterblichkeitshoffnung getragen würde, wenn sie nicht ein irdischer Widerschein eines ewigen Lebens wäre, was wäre sie dann anders, als ein leeres Lufgebilde, wie ein Schatten, der von keinem Körper käme, ein Regenbogen ohne Verheißung, welcher durch die Tropfen irdischer Materie uns einen Glanz eines höheren Lichtes zeigte"? Der berühmte Astronom Mädler sagt in seinem Werke über die Kometen: „Die schöne Harmonie zwischen allen Theilen des großen Universums birgt unverkennbare Spuren einer selbstbewußten und frei wirkenden Willenskraft. . . . Die Kometen sind unabweisbare und deutliche Zeichen einer im Universum waltenden weisen und allmächtigen Gottheit". Der gefeierte Paläontologe Agassiz sagt in seinem Werke über die fossilen Fische: „Die Welt ist die Manifestation eines ebenso mächtigen als fruchtbaren Gedankens, Beweis einer eben so unendlichen als weisen Güte, der greifbarste Beweis für die Existenz eines persönlichen Gottes, ersten Erschaffers aller Dinge, Regulators der ganzen Welt, Vertheilers alles Guten". Der berühmteste französische Physiker unsers Jahrhunderts, von Ampère, ein wie warmer Anhänger der christlichen Religion war er nicht? Seine religiöse Lieblingslektüre war das bekannte Buch des gottseligen Thomas a Kempis: „Von der Nachfolge Christi", das er auswendig wußte. Der größte und genialste deutsche Physiologe unsers Jahrhunderts, dem wir so manche interessante physiologische Entdeckungen verdanken, der vor einigen Jahren zu Berlin verstorbene Professor Johannes Müller, wußte auch nichts von einem Widerspruche seiner Wissen-

schaft mit der Offenbarungs- und Kirchenlehre und er gehörte noch weniger zu jenen materialistischen Physiologen und Anatomen, die im menschlichen Körper die menschliche Seele nicht finden können (natürlich weil diese gelehrten Herrn nur Leichname seciren), sondern er dachte, lebte und starb als ein seiner Kirche treu ergebener Sohn.

„Ich will Ihnen", fiel mir hier mein verehrter Oberbürgermeister hastig in's Wort, „ich will Ihnen alle übrigen Namen, die Sie mir angeführt, gerne überlassen; aber wie kommen Sie dazu, unter den gläubigen Naturforschern auch einen Galilei zu nennen, da ja gerade in ihm die Naturwissenschaft von Ihrer Kirche verfolgt und an's Kreuz geschlagen worden ist"?

Ich weiß es wohl, fuhr ich fort, und Sie selbst haben mich ja noch vorhin unsanft wieder daran erinnert, daß der Name Galilei für gewisse Kreise zu einem wahren Gespenste geworden ist, wodurch man die Menschen vor unserer Kirche immerfort bange macht. Erlauben Sie mir, daß ich hier, so kurz es eben geschehen kann, auf seine, von Vorurtheil und Leidenschaft so entstellte Sache noch einmal eingehe. Der Konflikt, in den dieser gefeierte Florentinische Naturforscher mit dem Römischen Inquisitions-Tribunale verwickelt war, drehte sich bekanntlich um das Kopernikanische Welt-System, um die von Galilei vertheidigte Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne. Es war aber weniger die Vertheidigung dieser Lehre an sich, die ihm die Belästigungen dieses geistlichen Gerichtshofes zuzog, als vielmehr die eigenthümliche Art, wie er sie vertheidigte. Wie wenig der hl. Stuhl geneigt war, diese Lehre an sich zu verbieten, erhellt schon daraus, daß Kopernikus, der spätere Domherr in Königsberg, sie um's

Jahr 1500 in Rom selbst, vor einem Auditorium von 2000 Schülern, vortragen durfte und daß Papst Paul III., dieser erleuchtete Beschützer der Wissenschaften, sogar die Widmung seines berühmten Werkes von der Umdrehung der Himmelskörper annahm. Und bekanntlich ging ja der Römische Hof gerade in demselben Jahre, in dem Galilei verurtheilt wurde, damit um, den berühmten Keppler, der sich doch zu derselben Lehre bekannte uud deßhalb von Seiten der protestantischen Theologen so heftige Verfolgungen sich zuzog, an die Universität Bologna zu berufen. Also nicht die Lehre an sich war das Verbrechen Galilei's; sein Verbrechen war, daß er sich nicht, wie Kopernikus, mit der mathematisch-astronomischen Forschung und der Mittheilung ihrer Resultate begnügte, sondern daß er, wie Reumont, der hier gewiß stimmberechtigte, sagt,*) diese Lehre von der Erdbewegung, hypothetisch und unvollständig wie sie war, und von manchen der größten gleichzeitigen Gelehrten, wie Tycho de Brahe und Bacon zurückgewiesen, durch eine willkührliche Schrifterklärung durchaus mit der Bibel in Harmonie bringen wollte, eine Willkühr, die, wie der genannte Forscher weiter bemerkt, die Kirche ihrem consequent durchgeführten Grundsatze zufolge, einer noch unerwiesenen astronomischen Doctrin gegenüber, unmöglich zugeben konnte. Kurz, Galilei wurde nicht als guter Astronom, sondern als schlechter Theologe verfolgt, und das Dekret der Inquisition war weniger wider die Lehre an sich, als wider die falsche Anwendung derselben auf die hl. Schrift gerichtet.**) Daß es übrigens mit

*) Beiträge zur italienischen Geschichte 1. Bd.

**) Ebendaselbst.

den Schicksalen und den Verfolgungen Galilei's doch nicht so arg war, wie es von Romanschriftstellern und Geschichtsmachern gemacht wird, ist durch neuere Forschungen hinlänglich nachgewiesen worden. Sein schauerliches Gefängniß war statt eines feuchten dunklen Kerkers, auf dessen feuchte Mauer man ihn sein Weltsystem hat hinzeichnen lassen, vielmehr der herrliche Palast und die zauberhaften Gärten auf Trinita del Monte (während der kurzen Zeit, wo er vor dem hl. Officium vor Gericht stand, wohnte er bei einem Rathe dieses Gerichts). Ueber die ihm zu Theil gewordene Behandlung und seine Schicksale spricht er sich selbst in einem Briefe, den er gegen Ende des J. 1633 geschrieben,*) folgendermaßen aus: „Der Papst hat mich wie einen seiner Achtung würdigen Mann behandelt. . . . Als Haft wurde mir der herrliche Palast von Trinita del Monte angewiesen. . . . Ich ward genöthigt, meine Meinung zu widerrufen und zur Strafe wurde mir der Dialog verboten. Vor 5 Monaten entließ man mich von Rom, zu einer Zeit, wo in Florenz die Pest herrschte. Mit liebreicher Großmuth wurde mir daher als Gefängniß die Wohnung des Erzbischofes Piccolomini, des theuersten Freundes, den ich in Siena hatte, bestimmt. Ich genoß seine angenehme Unterhaltung mit solcher Ruhe und Zufriedenheit des Gemüthes, daß ich dort meine Studien wieder vornahm, und einen großen Theil von Sätzen aus der Mechanik über den Widerstand der festen Körper bewies. Und da nach fünf Monaten die Pest in meiner Vaterstadt wieder aufgehört hatte, wurde mir zu Anfang December dieses Jahres von Seiner Heiligkeit die Enge dieses Hauses

*) Bei Tiraboschi, storia della letteratura italiana, VIII. p. 149.

in die Freiheit des Landlebens, das ich so sehr liebe, umgewandelt. Ich begab mich daher nach der Villa Bellosguardo und darauf nach Arcetri, wo ich mich jetzt befinde, um nahe bei meiner theuren Vaterstadt Florenz diese gesunde Luft einzuathmen".

Daß es übrigens unserm Galilei mit der Abschwörung seiner Meinung aufrichtig gemeint gewesen, läßt sich mit Grund nicht bezweifeln. Man würde durch einen solchen Zweifel ihm selbst das schwerste Unrecht zufügen. Es war, wie ein neuerer Gelehrter, mein verstorbener Freund Clemens, die richtige Bemerkung macht,*) eine Form der Abschwörung gewählt, die, mild und allgemein wie sie war, einen Sinn zuließ, in welchem er sie auch bei seiner lebendigsten Ueberzeugung von der Beweglichkeit der Erde ohne Gewissens-Skrupel unterschreiben konnte. Denn den Satz: daß die Sonne im Mittelpunkte der Welt und unbeweglich sei, kann auch heute noch jeder Astronom abschwören, wie man auch heute noch nicht wird behaupten wollen, daß die Erde in keiner Hinsicht unbeweglich sei, auch nicht in Hinsicht auf die zu ihr gehörigen Körper und die auf ihr oder in ihrer Atmosphäre vorgehenden Veränderungen und Bewegungen. Ueberhaupt aber war die Vorstellungsweise Galilei's in manchem Betracht, namentlich in Absicht auf die Art ihrer Begründung noch ungenau und theilweise unrichtig, und die verschiedenen unreinen Schlacken, womit sie noch vermischt war, von ihr abzusondern, blieb späteren Forschern vorbehalten.

So schön erfunden daher auch die Worte sind, die er gleich nach der Abschwörung seiner Meinung, indem

*) Vgl. den Artikel Galilei im Aschbach'schen Kirchenlexikon.

er mit seinen Füßen auf den Boden gestampft, gesagt haben soll: e pure si muove („und die Erde bewegt sich doch") — der ganze Roman wird dadurch erst eigentlich vollendet; — wahr sind sie nicht. Weder sind diese ihm in den Mund gelegten Worte in sich wahrscheinlich (bekanntlich war und blieb Galilei den ehrenwerthesten und durchaus kirchlich gesinnten Männern, wie einem Bellarmin, genau befreundet, und bis zum Ende seines Lebens der Kirche treu ergeben); noch findet sich dafür auch nur eine Spur einer äußeren historischen Begründung; und, wie Hr. Heis, Professor der Naturwissenschaften an der Akademie zu Münster noch ganz jüngst behauptet, sind sie eine Erfindung erst unsers neunzehnten Jahrhunderts.

Und nun verzeihen Sie mir, lieber Herr Oberbürgermeister, aus Anlaß unsers bezeichneten Galilei hier noch eine ganz kurze Bemerkung. Wo Licht ist, sagt man sonst, gibt es auch Schatten. Stößt man aber in der glänzenden und glorreichen Geschichte des Katholicismus irgend einmal auf einen Punkt, der wie ein Schatten aussieht, so hängt man sich daran mit tugendhafter Entrüstung, man läßt ihn nicht wieder los und verschwärzt ihn immer mehr, als ob man durch diese seltsamste aller Schwarzkünste den verschwiegenen Glanz der Stellen, die dicht neben diesem Punkte und rings um ihn herum liegen, ganz und gar auslöschen könnte. So verfährt man aber nur gegen unsere Kirche. Findet man anderwärts dunkle Stellen, so geht man stillschweigend an ihnen vorüber oder wendet sich doch von ihnen gleich zu den lichten und hellen hin. Von Galilei's Verfolgung spricht jeder naseweise Bube; wer spricht aber von den Verfolgungen, die um derselben Ursache willen der gleichzeitige (protestantische) Keppler von prote-

stantischen Eiferern und Predigern erfuhr? Das heißt man doch nicht mit einerlei Maaße messen. Und wenn wir überhaupt in dieser Beziehung einen Vorwurf verdienten, so dürften ihn uns wenigstens die Protestanten nicht machen. Ihnen müßten wir gleich entgegnen: „Warum seht ihr in unserem Auge den Splitter und in dem eurigen nicht den Balken"? Drehte sich doch einer der ursprünglichen Streitpunkte gerade um die Frage, ob, wie die Katholiken behaupteten, die Wissenschaft überhaupt anzuerkennen sei, oder ob sie, wie die Protestanten lehrten, sammt Freiheit, Vernunft uud Philosophie als eine Dienerin des Bösen und als eine Buhlerin des Satan geächtet sein solle. Und nun kehrt man die Sache gerade um, so daß man denken sollte, der Katholicismus und der Protestantismus verhielten sich so zu einander, daß dieser der geborene Freund und Gönner, jener aber der geborene Feind und Gegner der Wissenschaft sei. Ehrlich ist doch das nicht.

Die Ansichten unserer heutigen Protestanten weichen zwar in diesem Punkte von denen ihrer Vorväter sehr ab; wenn *sie* sich aber geändert haben, so müssen sie nicht schließen, daß auch *wir* uns geändert. Ihre jetzige Liebe und Hochschätzung der Wissenschaft lasse ich gelten; — freilich ist aber auch hier viel Aufschneiderei und der Name vertritt nur zu oft die Sache; man verschmäht es wohl auch nicht, gelegentlich mit fremden Federn sich zu schmücken, und als ob man die Wissenschaft allein gepachtet, läßt man gefeierte wissenschaftliche Namen auch wohl ohne weiteres unter den Protestanten figuriren, wenn sie auch recht gute und treue Katholiken waren. Doch hievon sehe ich ab und wie gesagt, will ich unsern heutigen Protestanten Liebe

und Hochschätzung der Wissenschaft und ihre wissenschaftlichen Verdienste nicht absprechen: aber diese ihre Liebe und Hochschätzung ist nicht ächt protestantisch — nicht im Sinne des ursprünglichen Protestantismus, der Stifter und der ersten Anhänger desselben; dagegen ist unsere Liebe und Hochschätzung der Wissenschaft immer ächt katholisch. Ich kann nicht umhin, hier an eine Stelle unsers trefflichen Möhler zu erinnern, wo er katholische und protestantische Wissenschaft einander gegenüberstellt und zwar unter dem eben genannten Gesichtspunkte. „Mit der katholischen Kirche", sagt er in seiner Beleuchtung der „Denkschrift für die Aufhebung des Cölibates", „mit der katholischen Kirche verhält es sich ganz anders, als mit der protestantischen. Da in jener, als einer wahren Gemeinschaft, alles Selbstgefühl, alle Kraft, aller Thätigkeitstrieb, alles Bewußtsein von Werth und Würde der Einzelnen, von der Blüthe und Schöne, von der inneren Lebensfülle, Majestät und Herrlichkeit des Ganzen abhängt, so entwickeln sie, wenn die Kirche als Ganzes nach der beschriebenen Weise sich verhält, einen bewundernswerthen Reichthum von Ideen; die Wissenschaften und Künste blühen und die großartigsten Erscheinungen im Leben und Handeln treten aus dem innern Heiligthume an das Licht des Tages. In solchen Zeiten wurde Augustin, Chrysostomus, Thomas von Aquin, Erwin von Steinbach, Dante, Michael Angelo, Raphael, Bossuet, Fenelon, Bourdaloue, Massillon, Descartes, Malebranche, Racine und eine glänzende Menge anderer Heroen in allem Vortrefflichen erzeugt. Wenn aber das Ganze als solches trauert, dann versiegt alle Kraft im Einzelnen; alle Glieder erstarren, alle Freudigkeit verschwindet, aller Aufschwung und Begeisterung erlischt. Anders wirkt der

Protestantismus. So lange Luther's und Kalvin's Lehre treu geglaubt wurde, gab es in der protestantischen Kirche keine Poesie, keine Historie, keine Philosophie u. s. w.; ja gewiß ist es, so lange die protestantische Gemeinde noch lutherisch war, hatte sie keine Philosophie, und als sie eine Philosophie erhielt, war sie nicht mehr lutherisch. So flieht ihr Glaube die Philosophie und ihre Philosophie den Glauben. Sobald der Alle verbindende Glaube beseitigt war, und nichts Gemeinsames mehr alle Glieder vereinigte, dann blühte Kant, der alle positive Religion aus seiner Kirche vollends vertilgte, Fichte, der wegen Gottesleugnung vor einem ordentlichen Gerichtshofe zur Rede stund, Schelling, der Gott nicht leugnete, aber Alles für Gott hielt; dann stund Göthe auf, der mit unnachahmlicher Schönheit das Leben malt, wie es ohne Glaube, ohne Hoffnung und Liebe ist; der, ganz Hellene, die Iphigenie in Aulis mit Sophocles und Euripides wetteifend schreiben und zugleich als Christ die Bekenntnisse einer schönen Seele ablegen konnte; Göthe, in dem sich die protestantische Kirche seiner Zeit so recht abspiegelt, in ihrer vielseitigen Bildung, in ihrer hohen äußeren Kultur, in feinem Geschmacke und Streben nach Schönheit der Formen, mit ihrer Unentschiedenheit, ob und was sie glauben und nicht glauben sollte, in ihrem Streben zwischen Christianismus und Hellenismus, zwischen Himmel und Erde, mit völlig vorwaltender Neigung zur Letzteren. Das ist die Blüthezeit der protestantischen Litteratur, und sie mußte in ihrer vollen Entwickelung gesehen werden, um das Wesen des Protestantismus ganz zu erkennen. Dieses Wesen ist nun nach allen Seiten in die Erscheinungswelt hinausgetreten, und kann nun Niemanden mehr verborgen bleiben. Die pro-

testantische Litteratur ist eine große Erscheinung in der Geschichte der Menschen, aber ein höchst dunkler Fleck in der Geschichte des Christenthums. In der katholischen Kirche war stets Wissenschaft und Kunst christlich, und wenn sie diesen Charakter nicht geltend machen konnte, verstummte sie lieber ganz; und mit unerschütterlicher Gewißheit steht der Satz fest: Je mehr das Princip der Vereinzelung im Protestantismus durchgeführt wird, desto glänzendere Erscheinungen bringt er nach seiner Weise hervor, und umgekehrt: je einiger und lebendiger die Gemeinschaft im Katholicismus, desto mehr blühen in seinem Schooße die Künste und die Wissenschaften. Die Protestanten sind alles, was sie sein können, wenn sie allen gemeinsamen Glauben vernichten und alles Kirchenthum zerstören; wir, wenn mit aller Kraft der gemeinsame Glaube uns ergreift und in uns wirkt. Je schwächer der kirchliche Sinn im Protestanten, je stärker im Katholiken, desto mehr ist jener, desto mehr ist dieser in seinem Elemente".

Mit einem Lächeln, das mir nicht ganz gefiel, weil es eine besondere Gefälligkeit gegen sich selbst und eine Art Mitleiden gegen mich auszudrücken schien, ergriff mein liberaler Reisegefährte hier das Wort und sagte: „Aber, wozu, Herr Bischof, geben Sie das mir anzuhören? Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß mir der confessionelle Standpunkt gleichgültig ist, und daß ich unsere protestantische Kirche, ich meine, unsere protestantischen Alt- und Neu-Lutheraner, unsere Kreuzzeitungs-Ritter, unsere pietistischen Consistorien und Oberconsistorien, Prediger und Oberprediger, die mit all' ihrer Orthodoxie, die ja doch in der Luft schwebt, die vernünftigen und denkenden Christen aus den Kirchen hinauspredigen — daß ich also alle diese

Fraktionen unserer protestantischen Kirche gegen die katholische Kirche durchaus nicht in Schutz nehme; Sie hätten Sich also Ihre Mühe ganz sparen können". „Wenn ich meine Mühe", erwiederte ich, „verloren habe, so bedaure ich das; aber ohne Grund habe ich sie nicht angewendet, ungeachtet Sie mich Ihrer gänzlichen Unabhängigkeit von irgend einem confessionellen Parthei-Standpunkte laut versichert; denn was es mit dieser Unabhängigkeit eines Protestanten von seinem protestantisch-confessionellen Standpunkte auf sich hat, sobald es über die katholische Kirche hergeht, — weiß ich aus leidigen vielfältigen Erfahrungen. Sind die Protestanten unter sich auch noch so uneinig, gegen die Katholiken sind sie doch immer wieder einig. Ausnahmen gibt es, aber seltene. Da Sie aber eine so wenig günstige Stimmung zeigen, habe ich keine Lust, noch weiter zu reden und namentlich noch über das dritte Schlagwort, was sie so oft gegen uns gebraucht, das Wort Fortschritt mich zu äußern". „Glauben Sie nicht", erwiederte er, „daß ich Ihnen trotz alledem und alledem nicht doch noch gerne zuhörte. Und wenn ich auch nicht alles, was Sie gesagt, meinem Standpunkte angepaßt finde, so werde ich mir doch manches Wort aus Ihrem Vortrage merken, und es gedeiht davon am Ende doch noch mehr, als Sie allzu bescheiden erwarten mögen".

„Freilich", erwiederte ich, „kann ich, was ich über das genannte Schlagwort, insoweit es hieher gehört, zu sagen habe, in zwei Worten zusammenfassen, so daß, wenn ich Ihnen mit meinen Worten auch nicht nütze, Sie doch wenigstens damit auch nicht langweilen werde.

Also erstens, in irgend einer irdischen, rein menschlichen Sache den Fortschritt zu hindern, hat die Kirche

kein Interesse. Denn diese irdische, rein menschliche Sache sei was sie immer wolle, sie betreffe eine Wissenschaft, eine Kunst oder ein Handwerk, ein Industrie-Unternehmen, eine Erfindung oder deren Gebrauch, etwa auch ein politisches, sociales oder irgend ein sonstiges menschliches oder gesellschaftliches Interesse: da sie eine irdische Sache ist, so ist sie als solche unvollkommen und daher der Vervollkommnung fähig. Fortschritt ist also hier nicht allein nur möglich, sondern unter Umständen auch nothwendig.

Und statt daß die Kirche ein Interesse daran hätte, dem Unternehmungs-Geiste und dem Fortschritte auf den irdischen Gebieten sich entgegenzustemmen, muß ihr als einer guten liebevollen Mutter vielmehr daran gelegen sein, daß ihre Kinder auch in ihrer irdischen Wohlfahrt voran-kommen. Bei Eröffnung neuer Werke der Industrie u. dgl. spricht sie daher auch gern ihren Segen, und sie spricht zu ihren Angehörigen nur deßhalb von diesem Fortschritt nicht so oft, weil sie zunächst nicht als Wächterin der zeitlichen, sondern der ewigen Interessen bestellt ist und weil der menschliche Thätigkeitstrieb nach dieser Seite hin weniger eines Spornes bedarf, vielmehr oft statt eines Spornes eines Zügels, damit die höheren Interessen dadurch nicht ganz und gar verschlungen werden.

Zweitens, auf dem höheren übernatürlichen religiösen Gebiete erkennt die Kirche allerdings in demjenigen, was von Gott einmal festgestellt ist, einen Fortschritt nicht an, also nicht in den christlichen Glaubens- und Sittenlehren; und sie kann ihn hier auch in der That nicht anerkennen. Diejenigen, welche hier von einem Fortschritte, oder wie sie's nennen, von einer Perfektibilität des Christenthums reden, reden entweder ohne Verstand oder sie drücken

damit aus, daß sie an's Christenthum nicht glauben. Denn ist das Christenthum wirklich die vollendete göttliche Offenbarung und die Lehren, die Gesetze und Anstalten desselben wirklich göttlich, wie können sie von Menschen verbessert und vervollkommnet werden? Gottes Werke sind von Haus aus vollkommen und so wenig ein vernünftiger Mensch fordern wird, daß Sonne, Mond und Sterne vollkommener und herrlicher werden, als sie am ersten Tage ihrer Erschaffung waren, so wenig wird er es vom Christenthume fordern. Daraus folgt aber nicht, daß dadurch das Forschen und Streben, das Wirken und Schaffen des Menschen selbst, sowohl des einzelnen Menschen, als der Gesammtheit der Menschen, gleichsam trocken gelegt und zu einer elenden Erstarrung oder Versumpfung verurtheilt sei. Nichts weniger, als dieses. Vielmehr hat der Christ trotz der Imperfektibilität des Christenthums in beider Beziehung, sowohl für sein Forschen und Erkennen, als für sein Wirken und Schaffen, ein unermeßliches Feld; er kommt hier nie an's Ende, nie auf einen Punkt, wo er sagen dürfte, hier will ich ausruhen oder stillestehen. Er kann noch so redlich und rastlos vorwärtsstreben, er wird nie so vollkommen, wie Gott, oder wie der menschgewordene Gott, Jesus Christus; — und doch ruft dieser uns zu: „Ihr sollt vollkommen werden, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", und der Apostel sagt uns, wir sollen fortschreiten, bis wir zum vollen Mannes=Alter in Christus Jesus gelangt sind.

Und ähnlich, wie mit unserer Willens= und Thatkraft, verhält es sich auch mit unserer Erkenntniß und Wissenschaft. Der Glaube, als der objektiv gegebene Inhalt der göttlichen Offenbarung, kann sich nicht ändern, nicht fort=

schreiten; aber in der Erkenntniß und Wissenschaft des Glaubens, in der subjektiven Aneignung und geistigen Durchdringung desselben, lerne ich nie aus. Als ich Kind war, nährte ich mich an seiner Milch, als Mann kann ich mich an seinem Brote sättigen, ich kann mich mit meinen nimmer müden Gedanken immer tiefer in seine unermeßlichen Abgründe versenken, ohne daß ich hoffen oder befürchten darf, sie jemals ergründen zu können.

Es ist ein schönes Wort, was in dieser Beziehung Papst Pius IX. in einem Breve an die Bischöfe Oesterreichs*) schrieb: „Es gibt einen Fortschritt", sagt er, „und zwar einen sehr großen, nur daß er ein wahrer Fortschritt und nicht vielmehr eine Aenderung des Glaubens sei. Es soll also wachsen und stark und mächtig zunehmen bei dem Einzelnen, wie bei der Gesammtheit, bei jedem Menschen, wie bei der ganzen Kirche, nach den Stufen des Alters und der Jahrhunderte: die Erkenntniß, die Wissenschaft und Weisheit, vermöge welcher deutlicher begriffen wird, was früher dunkel geglaubt wurde, was die Vorzeit, ohne es begriffen zu haben, verehrte, vermöge welcher die kostbaren Edelsteine der göttlichen Lehre kunstreich bearbeitet, treu zusammengefügt, geschickt zugerichtet und mit Glanz, Schönheit und Reiz ausgestattet werden; — so aber, daß sie in ihrer Art verbleiben, d. h. daß dieselbe Lehre, derselbe Sinn, dieselbe Wahrheit bleibe und nichts Neues gesagt werde, während man die alte Wahrheit in neuer Weise sagt".

Lassen Sie mich, Herr Oberbürgermeister, mit diesem schönen Worte schließen; es spricht meinen Gedanken

*) Vom 17. März 1856. Vergl. Vincent. Lirin. Commonit. cap. 27—30.

vollkommener aus, als ich es selbst vermöchte. Freundlich genug wiederholte er mir darauf, was er mir schon vorhin gesagt: daß meine Worte an ihm doch nicht ganz verloren sein sollten, und daß manches davon vielleicht seiner Zeit bei ihm Frucht bringen werde. „Wenigstens", sagte er, „werde ich mich hüten, die katholische Kirche als eine ganz und gar verdummungssüchtige, lichtscheue und reaktionäre Anstalt künftig wieder so ohne weiteres zu verdammen. Nehmen Sie meinen Dank an für Ihre lehrreiche Unterhaltung und bewahren Sie mir ein freundliches Andenken". Und so schieden wir von einander, ebenso freundlich, wie wir uns zuerst begrüßt. Was aber, geliebte protestantische Freunde, Euch selbst betrifft, so bin ich überzeugt, daß die von meinem guten Reisegefährten, an den ich mich seitdem oft genug wieder erinnert habe, über unsere katholische Kirche ausgesprochenen Ansichten auch von Vielen unter Euch getheilt werden. Möchtet Ihr daher, worum ich Euch dringend bitte, seine Anklagen gegen uns nicht wiederholen, und nicht mehr mit Worten gegen uns kämpfen, die uns gegenüber doch nur bloße leere Worte sind: denn, um hier nochmals an des Dichters Spruch zu erinnern:

. . . . Eben, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten;
Mit Worten ein System bereiten;
An Worte läßt sich trefflich glauben;
Von einem Wort kein Jota rauben". *)

*) Göthe's Faust. I. Th.

VII.

Das Papstthum.

„Wollt Ihr wissen, was ich vom Papstthume halte", hörte ich einst den berühmten protestantischen Philosophen Schelling in einer seiner Vorlesungen sagen, „ich halte vom Papstthume, daß ohne dasselbe das Christenthum von der Erde schon längst verschwunden wäre". Bei meiner jugendlichen, unbefangenen, begeisterten Liebe für die Kirche hörte ich diese Worte, zumal aus solchem Munde, mit unbeschreiblicher Freude und ich überhörte in dieser meiner Herzens-Freude sogar, was der berühmte Mann zu gleicher Zeit, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, zum Lobe des Protestantismus sagte.

Aehnliche protestantische Urtheile über das Papstthum und seine Verdienste um's Christenthum wurden mir aber später noch gar viele bekannt. Waren es doch hauptsächlich gerade protestantische Gelehrte, welche, gleichsam um die Schuld ihrer Vorfahren wiedergutzumachen, das mittelalterliche Papstthum wieder zur Ehre brachten, und dessen Geschichte von dem Schutte befreiten, den Vorurtheil und Parteileidenschaft hier so massenhaft aufgehäuft. Die Namen Johannes von Müller, Voigt, Heinrich Leo, Böh-

mer, Hurter und Gfrörer (beide letztere gerade durch ihre geschichtlichen Forschungen zur Mutter-Kirche zurückgeführt), werden in dieser Beziehung von uns Katholiken gewiß noch lange dankbar genannt werden. Auch die gegenwärtigen Bedrängnisse des hl. Römischen Stuhles haben ihm bei den billig denkenden Protestanten aller Länder genug Theilnahme und Sympathie erweckt. Man spricht es laut aus: in der Sache des hl. Stuhles wird die Sache des Rechtes, der christlichen Ordnung und Civilisation überhaupt vertheidigt, und wenn der Thron des hl. Vaters umgestürzt wird, wanken die Throne der ganzen Welt. In einigen Gegenden betheiligten sich an der Entrichtung des Peterspfennig die Protestanten so gut, wie die Katholiken. Wir erlebten sogar, daß protestantische Prediger in der Kirche öffentlich zu Gebeten für den bedrängten Papst aufforderten und daß eine zahlreich besuchte Conferenz protestantischer Prediger für die Sache desselben Partei ergriff und zwar nicht bloß, wie sie erklärte, aus politischen, sondern auch aus religiösen Gründen, im Interesse eigener protestantischer Gewissens-Freiheit. Der Umschwung der Gesinnung gegen die ersten Zeiten des Protestantismus erscheint also hier groß genug.

Damals begrüßte der deutsche Reformator die Freunde mit dem Gruße: „Gott erfülle Euch mit dem Hasse gegen das Papstthum", und katholische Theologen, wie Bellarmin, mußten lange Abhandlungen schreiben, um zu beweisen, daß der Papst nicht der Antichrist sei; — und jetzt ist der Papst sogar in einen Hort protestantischer Gewissens-Freiheit umgewandelt. Wer freuete sich nicht über diesen Fortschritt! Und doch ist für die Masse der Protestanten das Papstthum immer noch die Vogelscheuche, die sie vom

Katholicismus zurückscheucht. Auferzogen mit der Muttermilch der Vorurtheile gegen dieses katholischste aller katholischen Institute bringen es in der Regel selbst die besser gesinnten unter Euch nur zu einer Anerkennung desselben, als einer menschlich guten Einrichtung, nicht aber als einer unmittelbar göttlichen. Wahrlich, wären jene Vorurtheile bei ihnen nicht zu tief gewurzelt, sie könnten sich auch dieser letzteren Anerkennung nicht entziehen. Denn man kann doch einmal die Aussprüche des Herrn: „Du bist Petrus, und auf dich will ich meine Kirche bauen“; — und, was er nach seiner Auferstehung zu ihm und zu keinem andern sprach: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe“, man kann doch einmal solche Aussprüche aus der Bibel nicht wegbringen, und alles Deuteln und Herumdeuteln an diesen Stellen, damit sie das nicht sagen, was sie wirklich sagen, — hilft zu nichts. Und es gehört also eine mehr als gewöhnliche Befangenheit dazu, um hier nicht zu sehen. Zu sagen, der dem Petrus eingeräumte Vorzug sei ein rein persönlicher gewesen, und habe nicht auch auf seine Nachfolger übergehen sollen, — hilft auch nichts: denn wenn Petrus der Fels der Kirche war, so kann die Kirche nie ohne Fels, und daher nie ohne Petrus sein. Die Thatsache läugnen, daß Petrus als Bischof von Rom gestorben und in den Bischöfen Rom's seine Nachfolger habe, geht ebenso wenig an: diese Thatsache ist durch die ältesten Zeugnisse und Denkmale zu sehr bezeugt.

„Man sieht aber doch“, sagt Ihr, „in den ersten Jahrhunderten von einem Primate des römisches Bischofs in der Kirche nichts“. Ich antworte: man sieht nichts davon, wenn man davon nichts sehen will. Oder ist denn das

in den beiden ersten Jahrhunderten keine Anerkennung dieses Primates, wenn der Apostel-Schüler und Martyrer Ignatius im Briefe an die Römer eben die Römische Kirche als die „Vorsteherin des Liebes-Bundes" preis't, wenn der hl. Clemens, noch ein Schüler des Apostels Paulus, als Bischof vdn Rom die Händel und Streitigkeiten in der Korinthischen Gemeinde schlichtet,*) wenn der hl. Irenäus (im zweiten Jahrhundert) schreibt, daß mit der Römischen Kirche, wegen ihres höheren Vorzuges, alle anderen Kirchen im Glauben übereinstimmen müssen".**) Die gehäuften Zeugnisse aus den folgenden Jahrhunderten will ich hier ganz übergehen. Ein Keim ist freilich noch nicht die Pflanze, aber er schließt sie doch in sich; und da sich in der Kirche alles aus seinen anfänglichen Keimen entwickelt, wäre es sonderbar, wenn dieß mit dem Primate anders hätte sein sollen. Auch kam der Primat in den ersten Zeiten des Christenthums seltener in die Lage, in die Geschicke der einzelnen Kirchen durch förmliche officielle Acte eingreifen zu müssen. Der Körper der Christenheit war noch weniger ausgedehnt, und durch die Bande der Liebe mehr zusammengehalten.

Ihr schreibt die spätere großartige Entfaltung und Anerkennung des Primates des Römischen Bischofes auf Rechnung verschiedener äußerer Umstände, wie, daß Rom der Sitz der alten Welthauptstadt war, von wo die Völker gewohnt waren, Gesetze zu empfangen. Wir Katholiken haben nicht Ursache, das Walten der göttlichen Vorsehung in der Geschichte wegzuläugnen. Daß solche äußere Um-

---

*) Vergl. dessen 1. Brief an die Korinther.

**) Vergl. De haeres. 3. B.

stände den Glanz des Römischen Stuhles erhöhen und seine Einwirkung auf die Völker erleichtern würden, hatte Gott schon längst vorausgesehen, und wer hindert uns, anzunehmen, daß er gerade um dieser vorausgesehenen äußern Umstände willen die Weltstadt Rom als Sitz des Primates auserwählt?

Wie man sich also auch dreht und wendet: die Zeugnisse der Bibel lassen sich ebenso wenig wegtilgen, als die Zeugnisse der Geschichte. Der Primat ist wirklich von Gott eingesetzt und er war immer in der Kirche da; wäre er aber nicht da, so müßte man ihn erfinden. So nothwendig ist er. Denn eine Eine sichtbare Kirche ohne einen sichtbaren persönlichen Träger dieser Einheit ist unmöglich. Die Kirche Christi kann aber nur Eine sein, da Christus sie nur als eine Eine gegründet hat. Immer spricht er nur von Einer Kirche, die er seine Kirche nennt, er spricht nur von Einem Schafstall und Einem Hirten und er betet vor seinem Scheiden aus dieser Welt insbesondere um diese Einheit. „Gib, o Vater, daß Alle, die an mich glauben, Eins seien unter einander, wie ich und du Eins sind". Und wie die Kirche nur in ihrer Einheit wahr ist, so ist sie auch nur in ihrer Einheit schön, weil ihre Einheit ein getreues Abbild der göttlichen Einheit ist. „Siehe", sprach Gott, als er den Befehl zur Erbauung der alten Stiftshütte ertheilte, „siehe, und mache sie nach dem Muster-Bilde, das dir (in der Erscheinung) gezeigt ist auf dem Berge". Die Stiftshütte aber, die nach dem göttlichen Musterbilde erbaut werden sollte, ist nach dem Ausdrucke des Apostels nicht die „von Menschen-Händen erbaute vergängliche Hütte", sondern sie ist das wahre Zelt Gottes und der Menschen, die Kirche Christi, dieses

neue Jerusalem, das der hl. Johannes in seiner geheimen Offenbarung „vom Himmel auf die Erde niedersteigen" sieht; weil sie nach dem Bilde der göttlichen Einheit im Himmel erbaut ist.

Es gibt nichts Schöneres, als die göttliche Natur, in der die Zahl selbst, die nur in den wechselseitigen Beziehungen dreier gleichen Personen besteht, sich in einer vollkommenen Einheit abschließt. Nach der Gottheit gibt es aber nichts Schöneres, als die Kirche, wie Christus sie gegründet, in welcher die göttliche Einheit abgebildet ist. „O wie schön", heißt es daher in einer auf sie hindeutenden Stelle des alten Bundes, „wie schön sind deine Gezelte, o Israel, und wie schön deine Wohnungen, o Jakob".

Auch ist es eben diese Einheit, welche der Kirche ihre Stärke und unüberwindliche Kraft verleiht. Selbst die mächtigsten Königreiche können besiegt, Burgen, Schlösser und Festungen können erobert werden; die Kirche Christi aber, diese von Gott selbst gegründete Burg, ist, so lange sie als eine Eine auf dem Felsen Petri ruht, jedem Angriff der Mächte der Welt und der Unterwelt unerreichbar. Die Pforten der Hölle überwältigen sie nicht; — oder um ein anderes Bild zu gebrauchen, so lange die Kirche eine Eine ist (und sie wird es bis in Ewigkeit sein), ist sie, gleich jenem israelitischen Heere, welches geordnet unter seinen Führern durch die Wüste dahinzieht und rings herum alle ihm auflauernden Feinde zu Boden wirft, ein für den Feind furchtbares und unüberwindliches Schlachtheer. Alle Angriffe auf dieses Heer verwandeln sich für dasselbe in Siege; Balaam, der falsche Prophet, vom Berge es überschauend und ausspähend, ob nicht irgend eine schwache Stelle daran entdeckt werden könne, will ihm fluchen und

er ist genöthigt, es zu segnen. „O wie schön sind deine Zelte, o Israel, o wie furchtbar und unüberwindlich ist dieses Schlachtheer"!

Verzeiht mir, liebe protestantische Freunde, diese kleine Abschweifung; — mein ganzes Herz wird erhoben, so oft ich an diesen so recht durch und durch christlichen Gedanken, an die Einheit der Kirche denke. Das Heidenthum kannte nur National-Götter und National-Religionen, und als im Römischen Pantheon die Götzen der unterjochten Nationen zusammengestellt wurden, war seine eigentliche Kraft schon gebrochen. Da kam Christus und riß diese die Völker trennende Scheidewand nieder, um alle Völker, ohne Aufhebung ihrer sonstigen nationalen Eigenthümlichkeiten, zu Einem Volke Gottes, d. h. zu einer großen, über die ganze Welt zerstreueten Familie, zu vereinigen, worin derselbe Gott in derselben vorgeschriebenen Art verehrt werde. Wie also die religiöse Trennung nach einzelnen Staaten, Ländern, Völkern oder Nationen etwas durch und durch Heidnisches ist (sie nahm ihren Anfang mit jener Sprachverwirrung zu Babel, die aber selbst nur wieder der äußere Ausdruck der schon innerlich durch Selbstsucht und Hochmuth verwirrten und zerrissenen Herzen war): so ist die Eine, alle Staaten, Länder, Nationen und Völker umfassende Welt-Kirche etwas durch und durch Christliches; sie nahm ihren Anfang unter dem Kreuze; der Todestag Christi ist der Geburtstag seiner Kirche, und der hl. Geist, der in Mittheilung der Frucht des Erlösungstodes Christi die Herzen und die Sprachen in Jerusalem (als Gegenbild der Sprachverwirrung in Babel) wieder vereinigte, ertheilte ihr gleichsam die Besiegelung.

Ich wiederhole also, die Kirche Christi ist so sehr eine

Eine, daß, wer ihre Einheit aufhebt, sie selbst aufhebt, und die alte heidnische Scheidewand wieder aufrichtet. Aber so wahr dieß ist, ebenso wahr ist es auch, daß eine solche Eine sichtbare Kirche ohne einen sichtbaren persönlichen Träger dieser ihrer Einheit nicht gedacht werden kann. Christus selbst ist, obgleich das unsichtbare, doch nicht das sichtbare Haupt der Kirche, und hätte er daher, als er von uns schied und seine Sichtbarkeit uns entzog, kein ihn stellvertretendes sichtbares Haupt hier zurückgelassen, so hätte er seine Kirche unvollendet, er hätte sie als einen bloßen Rumpf zurückgelassen.

Die Erfahrung ist uns auch hier eine gute Lehrmeisterin. Was ward aus den Kirchen, die sich von dem Mittelpunkte der Einen Kirche getrennt? was aus der griechischen oder russischen Staatskirche, was aus der englischen Hochkirche, was aus allen den Kirchen, die jetzt den Protestantismus ausmachen? Päpste oder Päpstinnen (wie jetzt die englische Hochkirche), haben auch sie sich wieder gesetzt, nur sind es keine Päpste von Gottes Gnaden, und es ruht daher auch auf ihrem Regiment kein Gottes-Segen. Es erscheinen diese Kirchen wie vom Lebensbaume abgerissene, verdorrte und unfruchtbare Zweige, und wenn sie noch etwas hervorbringen, so ist es wucherndes Unkraut. Die russische Kirche, wie die sogenannte englische Hochkirche, ist erstarrt, verknöchert oder versteinert; und was die übrigen protestantischen Gemeinschaften angeht, so findet man in ihnen eher Alles, als eine wahre Gemeinschaft. Die Sekten, in die sie zerfallen, sind nicht mehr zu zählen; und es gibt protestantische Sekten, die sogar den christlichen Schein abgelegt. Kurz, ich sehe überall Uneinigkeit und Zerissenheit, ich sehe überall nur den Zwiespalt der Mei-

nungen, das Gewirre und Getobe der Leidenschaften, nur den kalten Egoismus der Herzen: selbst die eigentliche Grundlehre des Protestantismus, diejenige, um deren willen man die Losreißung von der Mutterkirche für geboten hielt, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein — findet, wie neulich gezeigt ward,*) gegenwärtig auf keiner einzigen Lehrkanzel einer deutschen Universität einen gelehrten Vertreter mehr. Die einzige Einigkeit, die außerhalb der katholischen Kirche noch besteht, ist die Einigkeit gegen die Wahrheit, das Protestiren gegen uns Katholiken; diejenigen, die hierin gegen uns einig sind, sind in allen andern religiösen Dingen, die außerhalb des genannten Zweckes liegen, wieder durch hunderterlei Interessen zerrissen und unter sich gespalten. Ein solcher Zustand kann aber doch unmöglich der rechte, der von Gott gewollte sein.

Ihr seht, geliebte protestantische Freunde, wäre ein solcher sichtbarer Einheits- und Mittelpunkt, wie wir ihn im Römischen Papste besitzen, nicht da, und von Gott eingerichtet, man müßte ihn erfinden; und doch erkennt Ihr ihn nicht an. Ihr wollt das Christenthum, und wollt es doch auch wieder nicht; Ihr wollt es nicht so, wie sein göttlicher Stifter selbst es gewollt, und wie er seinen Willen klar ausgesprochen hat durch seine eigenen Worte, so wie durch das Zeugniß der Geschichte und der Erfahrung. Was hindert Euch, das Christenthum so zu wollen, wie es Christus gewollt, und durch Anerkennung des Papstthums als einer göttlichen Einrichtung ächte und rechte Christen, d. h. katholische Christen zu werden? Antwort: nichts, als Vorurtheile, aber Vorurtheile, die Ihr mit der

*) Vergl. Döllinger „Kirche und Kirchen“.

Muttermilch eingesogen. Diesen Euch mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheilen gemäß denkt Ihr, wenn Ihr vom Papstthume hört, gleich an die Herrschsucht mittelalterlicher Päpste, wie sie Euch immer als Gespenst vorgehalten wird, theils in dem empfangenen religiösen Jugend-Unterrichte, theils in den nachher gelesenen Romanen, oder in Geschichtsdarstellungen, die in Absicht auf religiöse, katholische Dinge nicht mehr Wahrheit haben, wie Romane.

Die Herrschaft der mittelalterlichen Päpste aber, ihr herrschsüchtiges Hinübergreifen in weltliche Regierungs-Händel, worin bestand es? Bei Lichte besehen, bestand es (vorurtheilsfreie protestantische Geschichtsforscher, wie die obengenannten, erkannten es schon längst an) doch nur darin, daß sie das ihnen von Fürsten und Völkern freiwillig übertragene Schiedsgericht ausübten. Aber warum hätten sie sich auch dem entziehen sollen? warum hätten sie das Vertrauen, das Fürsten und Völker ihnen entgegenbrachten, und das sie sich natürlich zuvor verdient haben mußten, unerwiedert von sich weisen sollen? Wäre ja dann Niemand mehr gewesen, der sich dem Uebermuthe tyrannischer Fürsten entgegengesetzt, und der die Schwachen und Unterdrückten unter seinen Schutz genommen. Und ein solches oberstes Schiedsgericht für Fürsten und Völker ist doch gewiß auch an sich nichts Verwerfliches und — ich berufe mich auf Euere eigene Erfahrung — würde es zur friedlichen Ausgleichung und Schlichtung der endlos fortgesponnenen Streitigkeiten und Verwickelungen sogar nicht noch heute etwas sehr Erwünschtes sein? Die Zeit, von der hier die Rede ist, war bekanntlich eine Zeit voll schwerer Kämpfe. „Stände kämpften gegen Stände, Stände gegen Fürsten, Fürsten unter sich"; oft schien Alles aus den

Fugen reißen zu wollen, ungebunden walteten die Leidenschaften, und statt des Rechtes regierte rohe Gewalt und Willkür. Wenn es nun in der Welt noch eine Macht gab, die den streitenden Elementen Ruhe gebieten und verhindern konnte, daß sich die Kämpfenden einander vollends zerfleischten: war es denn nicht Pflicht, daß sie es that? Und wenn diese Macht außer der ihr zunächst übertragenen Sorge, die sie dem ewigen Wohle der Völker widmete, zugleich so thätig und so wirksam ihr zeitliches Wohl beförderte, wenn sie die jungen Staaten und Völker, die sie gleichsam aus der Erde gestampft, im eigentlichen Sinne zu Gesetzlichkeit und Sitte, zu Ordnung und wahrer Kultur erzog: müssen wir sie für diese Wirksamkeit, an deren Früchten wir heute noch zehren, schelten und bekritteln, oder nicht vielmehr ihr unsere dankbare Verehrung und Bewunderung zollen? Ohne das Papstthum, sagt Schelling, wäre das Christenthum schon längst von der Erde verschwunden, aber wie wäre ohne dasselbe Papstthum unsere jetzige Kultur geworden!

Dazu kommt noch, daß diejenigen Völker, über die es damals diese seine wohlthätige Wirksamkeit verbreitete, alles nur Glieder derselben Einen großen christlichen Familie bildeten, und ihm also nicht fremde gegenüberstanden; und daß auch die staatliche Ordnung, die sich bilden sollte, oder sich gebildet hatte, auf dem Christenthume, wie auf ihrem Grunde ruhte. Weil Kaiser und Könige nur Kaiser und Könige waren, insofern sie auch Christen waren und christliches Recht schützten, wozu sie sich durch heilige Eide verpflichtet, so brachte es dieses Verhältniß mit sich, daß sie hinsichtlich dieser übernommenen Pflicht auch dem obersten Träger der geistlichen Gewalt verantwortlich waren. Und wenn nun dieser oberste Träger der geistlichen Gewalt sie

an diese ihre Pflicht erinnerte, wenn er die Pflichtwidrigen durch alle erlaubten Mittel, selbst die geistliche Strafe der Excommunikation nicht ausgeschlossen, zur Erfüllung ihrer Pflicht anhielt, waren das, die Sache von dem damaligen Standpunkte aufgefaßt, unberechtigte Uebergriffe?

Es ist allerdings auch vorgekommen, daß sie, wenn solche Fürsten hartnäckig widerstrebend blieben, deren Unterthanen vom Eide des Gehorsams gegen sie entbanden: war aber dieß wieder etwas Anderes, als die natürliche Folge des genannten Verhältnisses? Wenn die Fürsten nur unter der Bedingung, daß sie christliche Fürsten und Vertheidiger des christlichen Rechtes sein, auch daß sie die Rechte des Volkes wie der Stände unverletzt bewahren und schützen würden, ihre Krone empfangen, und an dieselbe Bedingung der ihnen geleistete Unterthaneneid geknüpft worden war, erlosch nicht dieser Eid von selbst, sobald sie jene Bedingung unerfüllt ließen? Und war denn die gedachte Entbindung vom Unterthaneneide etwas anders, als die Erklärung, daß die Bedingung, an welche der geschworene Eid geknüpft gewesen, nicht erfüllt, und dieser daher selbst erloschen sei? Und gewiß war der Papst als oberster Vertreter und Ausleger der christlichen Wahrheit und des christlichen Rechtes zu einer solchen Erklärung und Entscheidung erst recht befugt. Immer wiederholt man gegen die mittelalterlichen Päpste den Vorwurf, sie hätten sogar (denn dieß wird als der Gipfel ihrer Anmaßung und Herrschsucht bezeichnet) zu Zeiten Unterthanen vom Eide des Gehorsams gegen ihre Fürsten entbunden; und kein vernünftiger Mensch kann hierin etwas anders finden, als die unvermeidliche Folge des ganzen damaligen Zustandes

der Dinge und des diesem Zustande zur Seite stehenden allgemein anerkannten öffentlichen Rechtes.

Gewisse katholische Priester und Mönche, die von der Kirche abfallen (und wie viele Euerer Vorfahren befinden sich in ihrer Zahl, an die aber in der Regel Niemand denkt), machen sich freilich die Sache leichter, sie bitten keinen Träger der geistlichen Gewalt, sie von dem der Kirche geschworenen Eide zu entbinden, sondern entbinden sich kurzer Hand selbst: und doch sind die Eide, die sie geschworen, unbedingt und nicht wie diejenigen, von denen so eben die Rede war, bedingt geschworene; ein Unterschied, der doch der Beachtung nicht so unwerth ist.

Ich wiederhole also: die so verschrieene Herrschsucht der großen mittelalterlichen Päpste ist eine sehr unschuldige Sache, die nichts Schlimmes angerichtet, aber viel Schlimmes verhütet hat. Sollten aber wirklich einzelne von diesen Päpsten in den weltlichen Händeln und Regierungs-Sorgen, in die sie nun einmal, obgleich sie ihrem heiligen Amte an sich fremd, durch den Drang der Zeit hineingezogen waren, sich allzusehr gefallen, sich tiefer, als billig, in dieselben verwickelt, oder auch des ihnen von Fürsten und Völkern entgegengebrachten Vertrauens sich wirklich überhoben und unwürdig bewiesen haben: so bemerke ich, daß noch kein Katholik eine persönliche Sündelosigkeit der Päpste in Anspruch genommen hat. Die Geschichte hat uns aus den ersten Jahrhunderten der Kirche aus keinem Stande so viele Heilige und Martyrer aufzuweisen, — sogar ein protestantischer Theologe, und keineswegs ein Freund des Papstthums, gesteht ein: die Päpste dieser Zeit hätten daß Größte gethan, was das Christenthum dieser Zeit gekannt und gefordert, sie wären für dasselbe gestorben und es habe

damals das Ansehen gehabt, als wenn sie einander nicht sowohl im Amte, als im Martyrthume gefolgt wären; und dieses Martyrblut der Hirten, wie der Heerde, das dort in Rom in Strömen geflossen, habe den Boden Rom's für die fromme Erinnerung geweiht, und die Greuel der alten Welthauptstadt hinweggewaschen.*) Auch aus den Jahrhunderten der mittleren Zeit zeigt uns die Geschichte aus keiner Regenten-Familie so große und bedeutende, und zugleich so überallhin wohlthätig wirkende Regenten, als unter den Päpsten dieser Zeit, und ich glaube, man kann nichts Geringeres von ihnen sagen, als über einen derselben der Dichter des „Tasso" sagt:

„Nur der erfahrene Mann besitzt sein Ohr,
Der thätige sein Zutraun, seine Gunst.
Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrscht ihn jetzt, und wirkt auf jener Höhe,
Die er vor Jahren als Gesandter schon
Gesehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt so klar vor seinem Blick,
Als wie der Vortheil seines eig'nen Staats.
Wenn man ihn handeln sieht, so lobt man ihn,
Und freut sich, wenn die Zeit entdeckt, was er
Im Stillen lang bereitet und vollbracht.
Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regiert;
Das Reich zu sehn, wo Jeder stolz gehorcht;
Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird".

*) Hase, Handb. der protestantischen Polemik S. 163.

(Und auf die Frage, ob auch die Wissenschaft und die Kunst sich seines Schutzes erfreueten, heißt es weiter):

„Er ehrt die Wissenschaft, sofern sie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er schätzt die Kunst, sofern sie ziert, sein Rom
Verherrlicht und Palast und Tempel
Zu Wunderwerken dieser Erde macht.
In seiner Nähe darf nichts müßig sein!
Was gelten soll, muß wirken und muß dienen".

Und was endlich die neuere und die neueste Zeit betrifft, so hat diese an hervorragend großen und erleuchteten, wie an wahrhaft edlen, liebenswürdigen und heiligen Päpsten ebenfalls keinen Mangel, und man könnte oft, wie gerade bei dem gegenwärtigen Papste, zweifelhaft sein, ob sie mehr das von ihnen bekleidete Amt ehren, oder ob sie von ihrem Amte mehr geehrt werden. Obgleich aber dem so ist: so nehmen wir doch, ich wiederhole es, für die Päpste das Privilegium persönlicher Sündelosigkeit nicht in Anspruch. Es wäre daher, da auch die Päpste nicht vom Himmel fallen und mehr oder weniger Kinder ihrer Zeit und der Erziehung sind — wirklich ein Wunder, wenn neben einer so großen Reihe ausgezeichneter, durch Charakterstärke und Heiligkeit, wie durch Wissenschaft strahlender Männer, die den Stuhl Petri geziert, nicht auch einzelne unvollkommene, schwache oder auch geradezu unwürdige sich finden sollten (die gewöhnlichen Schilderungen der Unwürdigkeit dieser einzelnen sind natürlich sehr übertrieben und der unwürdigste unter allen Päpsten, Alexander VI., fand sogar noch an Voltaire einen Vertheidiger); und es scheint, Gott habe dieses Wunder deßhalb nicht wirken wollen, damit man dann und wann noch an den Unterschied sich erinnere, der zwischen dem Papste als

Papst und als Mensch bestehe, und damit man die Erhaltung der hl. Kirche nicht sowohl der Heiligkeit und Würde der Menschen, als vielmehr der allmächtigen Kraft dessen zuschreibe, der sie gegründet hat. Gibt es nicht auch unwürdige Fürsten, Statthalter, Väter des Staates oder Väter der Familien, und wird Jemand sagen, weil es einzelne unwürdige Obere gibt, die ihre obrigkeitliche Gewalt mißbrauchen, deßhalb taugt die obrigkeitliche Gewalt selbst nicht!

Uebrigens brauchen diejenigen, die in undankbarer Vergessenheit der vielen großen, erleuchteten und heiligen Päpste, dieser wahren Wohlthäter der Menschheit, uns immer wieder an diejenigen Päpste erinnern, die ihres Amtes und ihrer Stellung sich überhoben und herrschsüchtige Uebergriffe sich erlaubt haben sollen, — sie brauchen durchaus sich keine Sorge zu machen, daß die Zeiten einmal wiederkehren werden, wo sich diese angeblichen Uebergriffe etwa wieder erneuern könnten. Nein — diese Zeiten werden niemals wiederkehren; und wenn auch alle Völker der Erde wieder unter den Gehorsam gegen den Stuhl Petri werden zurückgekehrt sein. Die neueren Völker, zumal die des Abendlandes, verdanken wie das Geschenk des christlichen Glaubens, so auch ihre Erziehung zur Gesittung und Kultur zumeist diesem hl. Stuhle; — nachdem sie aber einmal erzogen sind, läßt sie derselbe ihre zeitlichen Angelegenheiten selbst besorgen und ist froh, dieser Last entledigt zu sein; und wenn er sie jemals wieder aufnehmen sollte, so könnte es nur dann geschehen, wenn die Völker erst wieder in eine neue Barbarei versunken wären.

So also verhält es sich mit der Herrschaft mittelalterlicher Päpste und deren herrschsüchtigem Eingreifen in weltliche Regierungs-Händel. Sehen wir jetzt, ob es sich

mit andern protestantischen Vorurtheilen über und gegen das Papstthum besser verhalte.

Manche unter Euch, besonders neuere protestantische Romanschriftsteller, liberale Kammerredner und Zeitungsskribenten, nehmen das Papstthum für gleichbedeutend mit Geistes- und Gewissens-Bedrückung. Daß diejenigen so denken, welchen die christliche Religion und das gewissenhafte Handeln danach ein Dorn im Auge ist, und die je eher, je lieber, mit der ganzen noch übrig gebliebenen christlichen, gesellschaftlichen Ordnung aufgeräumt wünschen; — das freilich ist leicht zu begreifen. Ihren Bestrebungen ist das Papstthum natürlich sehr unbequem; und so lange es besteht, ist ihre Durchführung eine Unmöglichkeit. Das Papstthum ist unter allen Mächten der Welt die conservativste. Nicht daß es der bürgerlichen, politischen oder gar der Freiheit der verschiedenen gesellschaftlichen Corporationen im Wege stände, — diese hat es vielmehr gerade zur Zeit seiner höchsten Herrschaft im Mittelalter gegen das tyrannische Willkür-Regiment einzelner Fürsten recht oft unter seinen speciellen Schutz genommen, ja, sie theilweise selbst gepflegt und großgezogen; — das Papstthum ist insofern die conservativste Macht der Welt, als es immer und ewig das stärkste Bollwerk des christlichen Rechtes (des wahren Rechtes, nicht des Rechtes der vollbrachten Thatsachen), der christlichen Ordnung, der christlichen Sitte und Gesellschaft sein wird. Und daß diese alle, welche unter Geistes- und Gewissens-Bedrückung eben den Druck dieser christlichen Ordnung und des christlichen Gesetzes überhaupt verstehen, auch die geschworenen und unversöhnlichen Feinde des Papstthums sind, begreife ich. Die Mazzinisten und Garibaldianer in Italien so gut, wie die Geheimbündler,

Lichtfreunde, kurz, die wilden wie die zahmen Revolutions-Männer in allen Ländern — ich verstehe sie durchaus, wenn sie das Papstthum das Krebsgeschwür an dem Körper der menschlichen Gesellschaft nennen und — in Wiederholung des alten: écrasez l'infame — laut den Wunsch äußern, lieber heute als morgen es von der Erde gänzlich vertilgen zu können. Wie aber diejenigen, die sich Freunde des christlichen Gesetzes und der darauf gebauten gesellschaftlichen christlichen Ordnung nennen, — wie diese dem Papstthume Geistes- und Gewissens-Druck vorwerfen können, das freilich verstehe ich nicht. Ich meine doch, die Geistes- und Gewissens-Freiheit eines Christen bestehe darin, daß es ihm verstattet sei, das christliche Gesetz zu erkennen und nach dem erkannten christlichen Gesetze zu leben. Und statt daß das Papstthum ihm diese Freiheit rauben oder verkümmern sollte, beschützt und bestärkt es ihn ja darin. Es erklärt ihm ja als oberster rechtmäßiger Ausleger das christliche Gesetz, spornt und treibt ihn an, es zu erfüllen, selbst durch Androhung von Strafen (die aber als geistliche Strafen Niemanden wehe thun und daher nichts weniger als Zwang sind), und zeigt ihm endlich die Mittel, die er dazu anzuwenden hat. Nirgends ist daher auch die Gewissens-Freiheit größer, als wo das Wort dieses obersten Auslegers des christlichen Gesetzes frei hindringen kann und wo es ebenso frei aufgenommen wird. Sperrte man dagegen etwa von Staats-Wegen den Katholiken von seinem kirchlichen Oberhaupte ab, und hemmte die Verbindung zwischen Haupt und Gliedern: da wäre das Wort Gewissens-Zwang im eigentlichen Sinne angewandt. Auch da ist es angewandt, wo weltliche Herrscher, nicht zufrieden über die Leiber ihrer Unterthanen zu herrschen, als solche zugleich

über ihre Seelen herrschen wollen, und, ohne daß sie von Gott dazu berufen sind, ihnen nach Belieben die Religion vorschreiben, oder auch wohl (denn auch dieß ist vorgekommen) ihnen zumuthen und vorschreiben, die Religion zu wechseln, wie ein Kleid. Ja, in dieser geistlich-weltlichen Fürsten-Herrschaft, dem sogenannten Cäsareo-Papismus, der die beiden Gewalten, die Christus von einander getrennt hat, unnatürlich wieder mit einander vermischt, da steckt der leibhaftige Gewissens-Zwang und der wissenschaftliche Ausdruck desselben ist der bekannte verrufene Satz: cujus regio, illius religio, d. h. wer über die Leiber herrscht, herrscht auch über die Seelen. Wo ist aber dieser aller Gewissensfreiheit in's Angesicht schlagende Satz erfunden und wo ist er als sogenanntes Staats-Kirchenthum praktisch zur Geltung gelangt? Auf katholischem Boden doch gewiß nicht. Und wie können also diejenigen, die, selbst in die Zwangsjacke des Staats-Kirchenthums eingeschnürt, unter dem Gewissens-Drucke fast erstickt werden, das Wort Gewissens-Zwang und Gewissens-Druck auf diejenigen anwenden, welche in kirchlichen Dingen nur von ihrem rechtmäßigen kirchlichen Obern abhangen, denen sie sich ja frei unterwerfen? Wirklich ein solches Gerede ist nicht aufrichtig, viel aufrichtiger die oben gedachte Erklärung der Gnadenauer Conferenz protestantischer Prediger, daß das Papstthum auch für die protestantische Gewissens-Freiheit ein Hort sei.

Ein anderes protestantisches Vorurtheil gegen das Papstthum ist in dem Worte Ultramontanismus ausgesprochen. Die Katholiken, die am Papstthum festhalten, und im Römischen Bischofe ihr geistliches Oberhaupt verehren, werden ultramontan genannt, denn in diesem Sinne wird dieses Stichwort gewöhnlich ge-

braucht, — alle wahren und treuen Katholiken heißen ultramontan. Ich lasse den Ursprung dieser Benennung hier außer Acht; jetzt hat das Wort im Sinne der Wortführer der öffentlichen Meinung zugleich die Nebenbedeutung einer Entfremdung gegen vaterländische Denk- und Gefühlsweise, gegen ächte patriotische Gesinnung. Ihr Katholiken, sagt man uns, habt euren eigentlichen König jenseits der Berge, an euren Landesherrn zahlt ihre eure Steuern, aber am Papste hängt euer Herz; — ächten vaterländischen Patriotismus kennt ihr nicht. In Tagesblättern und Kammern ertönt immer dieses Echo. Mir selbst wurde diese Anklage (ich war eben in mein bischöfliches Amt eingetreten) von einem hochgestellten protestantischen Manne meiner Diöcese auf eine wenig höfliche Weise in's Angesicht gesagt. „Ihr Katholiken", hieß es, „seid keine guten Patrioten, keine guten Preußen". Aber warum denn nicht, antwortete ich; — ich für meine Person muß mir diesen Vorwurf verbitten. „Ja, ihr haltet mehr auf den Papst, als auf den König von Preußen". — Sonderbar, erwiederte ich, diese beiden erhabenen Personen können in Absicht auf die Pflichten, die wir ihnen schulden, mit einander gar nicht verglichen werden; und das „Mehr" und „Weniger" paßt hier gar nicht. Wir Katholiken halten uns an das Wort unsers göttlichen Lehrmeisters: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers; aber gebet auch Gott, was Gottes ist"; — und ich glaube, fuhr ich fort, ich glaube, geehrter Herr, wenn alle Unterthanen des Preußischen Staates so treu und loyal wären, als die wahren Katholiken es sind, dann hätte der Preußische Staat von seinen Unterthanen nichts zu fürchten. Wir sind nicht bloß um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen, unserem

Könige treu und gehorsam; die Pflichten gegen Gott und die Pflichten gegen den König sind bei uns zwei verwandte Pflichten, von denen wir die eine von der andern nicht trennen. Suchen Sie also, mein Herr, die Feinde des Preußischen Staates anderswo, als in unserm Heerlager. Wir erschrecken Niemanden, aber wir lassen uns auch von Niemanden erschrecken. Dieses alte Wort drückt noch unsere heutige Gesinnung aus. „Ich danke Ihnen, Herr Bischof, erwiederte er mir; es ist mir wohlthuend, solche Worte gerade aus Ihrem Munde zu vernehmen". Ich aber entgegnete: „Was ich Ihnen gesagt habe, ist nichts Neues, Sie finden es ungefähr in jedem unserer Katechismen ebenso gesagt". Wir schieden dann als gute Freunde von einander; denn der Mann erwies sich später und bis zu seinem Scheiden aus meiner Diöcese mir sehr gefällig; er war durchaus rechtlich, und hatte jenes Vorurtheil, das ich bei ihm zu bekämpfen hatte, und das er von seiner nordischen Heimath mit herübergebracht, später aufrichtig abgelegt. Was ich aber hier dem genannten Herrn auf seinen Vorwurf erwiedert, das ist auch die Antwort auf den uns gemachten Vorwurf des Ultramontanismus. Den Papst, der jenseits der Berge ist, verehren wir als unser geistliches, den König, der in Preußen ist, als unser weltliches Oberhaupt. Würde der König über die Befugnisse seiner weltlichen Gewalt hinausgreifen und uns etwas gebieten, was gegen unsere Religion und gegen unser Gewissen wäre, so würden wir antworten: „Wir können nicht, denn man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen"; würde aber der Papst, über die Befugnisse seiner geistlichen Gewalt hinausgreifen und uns etwas gebieten, was nicht geistlich, sondern weltlich ist, so würden wir ihm ebenso kühn antworten: hierin

hast du uns nichts zu gebieten, und hierin brauchen wir dir nicht zu gehorchen. Denn gerade dieses ist die Lehre der katholischen Moral, daß menschliche Gesetze, die über die Befugniß des Gesetzgebers hinausgreifen, ungerechte und daher unverbindliche Gesetze sind. Und ich glaube nicht, daß unsere Regierung Ursache hat, mit uns Katholiken in Beziehung auf Erfüllung unserer loyalen und patriotischen Pflichten unzufrieden zu sein. Die Wahlen zum Hause der Abgeordneten, die am wenigsten regierungsfeindlich, erfolgten bis jetzt immer noch in den vorwiegend ultramontanen oder katholischen Kreisen und Provinzen. Wir könnten deßhalb von Seiten unserer Regierung auf Gunst und Gewogenheit hoffen, wir wollen und suchen aber nichts, als Parität und Gerechtigkeit.

So also verhält es sich mit dem uns so oft vorgeworfenen Ultramontanismus. Ich läugne nicht, daß es auch viele Katholiken gibt, die schlechte Patrioten sind, aber ich läugne, daß Katholiken deßhalb regierungs- oder königsfeindlich sind, weil sie Katholiken sind: denn katholisch getauft sein, und katholisch handeln, sind zwei verschiedene Dinge; und Mißtrauen auf der einen Seite erzeugt auch leicht Mißtrauen auf der andern. Ich glaube, daß Niemand dem hochseligen Könige Friedrich Wilhelm IV., der in hochherziger Gesinnung zuerst den Verkehr seiner katholischen Unterthanen mit dem Römischen Stuhle freigegeben, ein so dankbares Andenken bewahrt, als gerade die guten und wahren preußischen Katholiken. Die katholische Religion verträgt sich zum Glück mit jeder weltlichen Regierungsform, aber mit einer gemäßigten monarchischen am allerbesten, denn ihre geistliche Regierungsform ist selbst nichts anderes. Möchtet Ihr also endlich aufhören, in unsere

preußische, deutsche oder patriotische Gesinnung deßhalb Mißtrauen zu setzen, weil wir Katholiken sind, und im Bischofe von Rom unser geistliches Oberhaupt verehren. Je mehr man uns als Katholiken gewähren läßt, desto bessere Patrioten werden wir sein. —

„Der Papst hat aber doch den westfälischen Frieden nicht anerkannt und auf diesem beruhet doch die gesellschaftlich religiöse Ordnung der Gegenwart". Wie vieles ließe sich auf diesen Vorwurf sagen; ich kann aber hier, weil ich nicht weitläufig sein darf, nur so viel darauf sagen, daß der Papst durch diese Nicht-Anerkennung der westfälischen Friedens-Schlüsse nur gethan hatte, was er nicht unterlassen konnte, daß er aber auch geschehen ließ und noch geschehen läßt, was einmal nicht zu ändern ist. Der Papst konnte als Oberhaupt der Kirche nicht anders, er mußte gegen die Säkularisation der geistlichen Güter protestiren, sowie gegen die den betheiligten Landesherrn gestattete Möglichkeit, auch die ihnen untergebenen Personen zu säkularisiren, d. h. sie aus Katholiken zu Protestanten zu machen. Auch ein Papst kann das Unrecht nie und in Ewigkeit nicht in Recht umwandeln. Das friedliche Zusammenleben und sich in einander Schicken und Finden zwischen den deutschen Katholiken und Protestanten wird jedoch durch jene Protestation des hl. Stuhls nicht im mindesten gestört. Wir Katholiken sind durch unsere Religion ohnehin angewiesen, mit Jedermann, so viel an uns liegt, Frieden zu halten; und die Pflichten wahrer Nächstenliebe gegen jeden Menschen zu erfüllen. Auch der hl. Stuhl ist im gewöhnlichen Lebens-Verkehre mit Protestanten gegen diese nicht im mindesten abstoßend. Er verleiht ihnen mitunter sogar besondere Gunstbezeigungen, verleiht ihnen

sogar Orden u. dgl., und wie dankbar auf der andern Seite diese Gunstbezeigungen von sonst unbefangenen Protestanten entgegengenommen, auch mit mancher Mühe erstrebt werden, davon wüßte ich gerade vielerlei zu erzählen. Ich kenne 'hochgestellte, hochangesehene Protestanten, die glücklich waren, dem Papste vorgestellt zu werden, und ich kenne andere, die nichts sehnlicher wünschten, als wegen ihrer vermeinten oder wirklichen Verdienste um die katholische Kirche von der Hand des hl. Vaters einen Orden zu erhalten. Ein solcher Orden, schrieb mir einstens ein berühmter Rechtsgelehrter und Staatsmann, ein solcher Orden von Seiner Päpstlichen Heiligkeit würde mich mehr erfreuen, als alle die andern, die jetzt meine Brust zieren. Und wie unser gegenwärtiger Papst (und was er in dieser Beziehung für recht hält, hielten seine Vorgänger nicht für unrecht) sein Verhältniß zu edlen Protestanten (zu solchen, die besser sind, als ihr religiöses System) persönlich auffaßt: davon hat er doch — meine ich — Beweise genug gegeben. Welche Hochachtung, Liebe und Verehrung ihn insbesondere zu unserm verstorbenen hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. beseelte, drückte er mir einmal selbst in schönen Worten aus, als er im April 1859 — wo der ebengenannte hochselige König sich gerade zur Wiederherstellung seiner untergrabenen Gesundheit in Rom aufhielt — mich einer Unterredung würdigte. In einem unnachahmlichen Tone, wie er an ihm jedesmal mich entzückte, und indem er mit seinem offenen, freundlichen, unaussprechlich milden und lebensvollem Auge mich ansah, sprach er zu mir: „Sie haben wahrhaft einen guten, edlen und hochherzigen König; und wie sehr beklage ich die Katholiken Preußens, daß seine Tage gezählt und zu seiner Wieder=

herstellung keine Hoffnung vorhanden scheint. Er war unter allen Fürsten und Königen der Welt der erste, der mir, als ich mich auf meiner Flucht nach Gaëta befand, eigenhändig einen Brief schrieb, den aber weniger seine Hand, als sein ganzes volles goldenes Herz geschrieben — und worin er mir auf seinem Rheinischen Schlosse zu Brühl mit königlicher Huld eine Zufluchtsstätte anbot". So verstehen, trotz des Protestes gegen die Westfälischen Friedens-Schlüsse, Päpste die wahre Toleranz; und so wird sie von den Edlen hüben und drüben geübt.

Schließlich muß ich noch ein Wort über die sogenannte Römische Frage, nämlich über des Papstes weltliche Herrschaft sprechen, denn sie wird gerade in den letzten Jahren so viel und so vielseitig von Freund und Feind verhandelt und ihre letzte Entscheidung macht die Einen ebenso viel fürchten, als sie die Andern hoffen macht. Ich habe mich hierüber schon öfters ausgesprochen, schriftlich, wie mündlich, auch die hierauf bezügliche Adresse der vor zwei Jahren aus der ganzen katholischen Welt in Rom versammelten Bischöfe habe ich mit vollzogen, und ich kann auch Euch gegenüber, liebe protestantische Freunde, hierüber nichts anderes sagen, als ich meinen katholischen Diöcesanen darüber wiederholt gesagt habe. Es war, glaube ich, im Monate October des Jahres 1861, als hier in Paderborn eine General-Versammlung des sogenannten Michaels-Vereins stattfand (dieser Verein setzt sich zu seiner Aufgabe, den hl. Vater in seiner gegenwärtigen Bedrängniß durch Gebet und Almosen zu unterstützen). Bei Gelegenheit dieser Versammlung hielt ich an die versammelten Mitglieder des Vereins, so weit ich mich dessen noch erinnere, ungefähr folgende Ansprache: „Ich habe Euch", sagte ich,

„den Michaels-Verein gleich Anfangs empfohlen. Aber seine beste Empfehlung ist der Zweck selbst, den er sich setzt. Alle übrigen frommen Vereine, die jetzt Gott Lob so zahlreich sind, beschützen und unterstützen, so edel, schön und heilig sie auch sonst sein mögen — doch immer nur einzelne Theile am großen mystischen Leibe Christi; aber der Michaels-Verein beschützt und unterstützt das Haupt dieses Leibes, – und daß das Haupt, wenn es angegriffen wird, beschützt werde, thut vor Allem Noth. Es sind zwar, wie es scheint, nur die zeitlichen oder weltlichen Rechte, in denen unser hl. Vater beschädigt ist, aber gesetzt, diese zeitlichen und weltlichen Rechte ständen mit den Rechten der Kirche, die er zu vertreten hat, in keiner Verbindung, so wäre es doch noch immer nicht schön und edel von uns, wenn wir ihm keine Theilnahme widmeten. Widmen sie ihm doch selbst edle Protestanten, die durch die Kundgebungen derselben viele Katholiken wahrhaft beschämen. Daß sein Fürstenthron unter allen jetzt stehenden Fürstenthronen der älteste und der legitimste ist, da er nicht durch die Gewalt des Schwertes erobert, nicht durch Intrigue und Hinterlist erworben, ja im Grunde nicht einmal gesucht, sondern vielmehr durch die Macht der Zeitverhältnisse, d. h. durch die unsichtbare Hand der göttlichen Vorsehung selbst aufgerichtet worden; --

daß Pius IX., der gegenwärtige Inhaber dieses Fürstenthrones, ein ächter und rechter Friedens-Fürst, Repräsentant des ewigen Friedens-Fürsten ist, — ein Fürst, der nach keiner fremden Krone lüstern, Niemanden auch nur noch ein Haar gekrümmt hat;

daß Pius IX. ein Fürst ist, der ein wahrhaft fürstliches, ein wahrhaft edles, großes und goldenes Herz hat,

ein Fürst, dem man nichts vorwerfen kann, als höchstens, daß er sein Volk zu sehr geliebt und es auch noch liebt, wenn auch von Manchen für seine edle hochherzige Liebe mit schwarzem Undank belohnt;

daß Pius IX. rechts und links, von Lüge, Treubruch und Verrath umgeben, bis zur Stunde von den ewigen Grundsätzen des Rechts und der Gerechtigkeit noch kein Haarbreit abgewichen ist; sondern, obgleich ein schwacher Greis, von Freunden und Bundesgenossen verlassen, und von Feinden umlauert, diese ewigen Grundsätze immerfort mit lauter ungeschwächter Stimme vor der ganzen Welt verkündigt und durch diese seine heldenmüthige Haltung der ganzen Welt Bewunderung einflößt;

daß Pius IX., selbst wenn er auf seine Fürsten-Rechte resigniren wollte, doch darauf nicht resigniren dürfte, weil er geschworen hat, sie ungeschmälert, wie er sie von seinen Vorfahren empfangen, auch, so viel an ihm liegt, auf seine Nachfolger fortzuerben: alles dieß erweckt für ihn selbst bei den edelen und billig-denkenden Protestanten die aufrichtigste Sympathie und Verehrung.

Bei uns Katholiken aber kommt noch hinzu, daß dieser für seine unbestreitbaren Fürstenrechte so heldenmüthig kämpfende Fürst zugleich unser geistlicher Vater ist: ja er ist und bleibt, auch für diese seine weltlichen Rechte kämpfend, unser Vater. Und für einen Vater nichts übrig haben, mit einem bedrängten Vater kein Mitleid haben, sondern mit kalter Untheilnahme ihn schutz- und hülflos seinen Feinden überlassen: das ist nicht schön und edel, nicht christlich und katholisch.

Jene Voraussetzung aber, daß die weltlichen Fürstenrechte des hl. Vaters mit seinen geistlichen Rechten und den

Rechten der Kirche überhaupt in keinem Zusammenhange stehen, gebe ich nicht zu, und kein Katholik der Welt kann sie zugeben.

Es ist wahr, der Kirchenstaat ist nichts, was zum Papstthum absolut gehörte: die Verheißungen des Stifters unserer Kirche lauten nicht auf den Kirchenstaat, und insofern könnte der Kirchenstaat tausendmal zertrümmert werden, ohne daß deßhalb auch das Papstthum fiele, denn eher werden Sonne, Mond und Sterne vom Himmel fallen, ehe der Fels zertrümmert wird, den Christus aufgerichtet, und von dem er gesagt hat, daß die Pforten der Hölle ihn nicht überwältigen sollen. Auch hatte das Papstthum ohne einen Fetzen Landes schon Jahrhunderte lang gewaltet und gewirkt. Die schönsten Blätter der Geschichte der Kirche waren schon mit seinen Thaten beschrieben. Auch ist wahr, daß eine weltliche Herrschaft an sich kein Zuwachs ist zu dieser höchsten und erhabensten Macht, die es auf Erden gibt, zu der geistlichen Macht des Papstes, die ein Reich umfaßt, von dem in einem viel vollkommeneren Sinne jenes Wort gesagt werden kann, daß darin die Sonne nicht untergeht. Ja ich gehe noch weiter und sage, daß eine weltliche Herrschaft zu dieser erhabensten geistlichen Macht nicht nur kein Zuwachs ist, sondern sich vielmehr daran nur wie ein schweres Blei-Gewicht anhängt und daß es an sich wünschenswerth sei, wenn der Papst, auf dessen Schultern ohnehin die schwerste aller Lasten ruht, nicht auch noch an der Last weltlicher Regierungs-Sorgen zu schleppen hätte. Alles dieses ist wahr, und doch sage ich, und ich sage es mit den redlichen und einsichtigen Katholiken der ganzen Welt (denn Gott Lob herrscht hierin unter uns eine fast wunderbare Uebereinstimmung, indem

die entgegengesetzten Stimmen weniger Sonderlinge, die, wie in allen Dingen, so auch hierin nun einmal durchaus ihre aparte Meinung haben müssen, hier kaum in Betracht kommen); ich sage also: der Kirchenstaat ist, wie die Dinge jetzt einmal stehen, ein nothwendiges Annexum, wenn man will, ein nothwendiges Uebel des Papstthums, nothwendig durch die Schwäche, Hinterlist, Eifersucht und Bosheit der Menschen; nothwendig, nicht etwa nur, um dem Papste die Mittel zur Regierung der Kirche zu gewähren (denn diese könnten ihm nöthigenfalls auch von der opferwilligen Liebe seiner in der ganzen Welt zerstreuten Kinder gewährt werden; und ich bin überzeugt, wenn es darauf ankäme, so gäbe es zu jeder Zeit noch Millionen Katholiken, die lieber selbst darbten, als daß sie zuließen, daß ihr geistlicher Vater darbte oder der nothwendigen Mittel der Regierung der Kirche beraubt sei), sondern vielmehr nothwendig, damit der Papst als Papst frei sei. Denn ein Almosen bettelnder Papst wäre kein Widerspruch. Seitdem Christus die Armen selig gepriesen und seitdem er von sich selbst gesagt: die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel des Himmels ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wohin er sein Haupt legt — seit dieser Zeit ist arm sein und betteln müssen keine Schande mehr; — ein unfreier Papst aber wäre allerdings ein Widerspruch, und, was man auch immer sagen mag, unfrei würde er, wie die Dinge jetzt stehen, ohne die weltliche Herrschaft unzweifelhaft sein, und wenn er nicht unfrei wäre, so würde er wenigstens für unfrei gehalten werden. Wohnte er als Unterthan des Kaisers von Oesterreich in Wien, so würde man ihm, wie einst ein anderer Napoleon sagte, in Paris mißtrauen, und wohnte er als Unterthan des Kaisers der

Franzosen in Paris, so würde man ihm in Wien mißtrauen. Dieß ist der Kern der ganzen Frage, betrachtet man sie unbefangen. Und der Papst kämpft daher nicht für Rechte, die ihm allein gehören, nein, die Rechte, wofür er kämpft, sind die Rechte der Kirche, sind Rechte der 200 Millionen Katholiken und ein Angriff auf diese Rechte ist keine gewöhnliche Ungerechtigkeit, ist nicht bloß Raub, sondern Gottes-Raub, ein Frevel, den die Kirche mit ihren schwersten geistlichen Strafen belegt. Und ich wiederhole also: der Verein des hl. Michael braucht nicht empfohlen zu werden; sein Zweck selbst empfiehlt ihn. Und von Herzen habe ich mich gefreut, daß er gleich auch in meiner Diöcese einen fruchtbaren Boden gefunden hat, daß sich edle katholische Männer, Männer mit katholischer Liebe und katholischer Thatkraft, an die Spitze desselben gestellt und mit Eifer und Opferwilligkeit für ihn gewirkt haben. Möge Gott der Herr ihre Bemühungen segnen und möge es bald in meiner ganzen weit ausgedehnten Diöcese kein Dorf mehr geben, wo der Verein nicht Wurzel faßte, um mit den Waffen, wie sie ihm zu Gebote stehen, den bedrängten hl. Vater zu vertheidigen. Die Waffen, über die der Verein verfügt, sind freilich sehr unschuldig. Was kann es wohl Unschuldigeres geben, als das Gebet? Auch die heidnischen Römischen Kaiser, die den Christen sonst Alles verwehrten, konnten ihnen doch nicht verwehren, für sie zu beten. Und was kann es Unschuldigeres geben, als das Almosen, das wir auch einem darbenden Feinde darreichen? Aber so unschuldig diese Waffen auch immer sein mögen, und so wenig die Tyrannen sich vor denselben fürchten, so werden sie doch in diesem Kampfe den Ausschlag geben. Immer hat noch die Kirche

mit diesen Waffen gesiegt. Immer, wenn sie bedrängt war, und bei den Machthabern der Erde keine Hülfe fand, appellirte sie an ihren höchsten Schirmherrn, den Herrn der Heerschaaren, und ihr erster und letzter Trost war immer: adjutorium nostrum in nomine Domini (unsere Hülfe ist im Namen des Herrn). Und wie viele Zwingherrn und Bedränger der Kirche von jenen alten heidnischen römischen Kaisern an bis auf den gewaltigen Napoleon, haben nicht schon die Macht dieses Wortes erfahren! Sie sind geschlagen worden weniger durch Armeen von Soldaten, als durch das Gebet, durch den Herrn der Heerschaaren, und sie sind der lebendige Beweis dafür, daß die Welt in letzter Instanz doch nicht bloß durch Bataillone und durch die Intriguen der Diplomaten regiert wird. Gott schweigt oft lange, aber er schweigt nicht immer. Er läßt die Bäume oft wachsen, aber er läßt sie doch nicht bis in den Himmel wachsen. Ist der Uebermuth und der Druck auf eine gewisse Höhe gestiegen, so spricht er auf einmal: so weit und nicht weiter. Und was bis jetzt immer geschehen ist, wird auch dießmal wieder geschehen. Und wenn über den hl. Apostolischen Stuhl noch größere Drangsale hereinbrechen sollten, und wenn, wie es fast den Anschein gewinnt, ihm der ganze Kirchenstaat bis auf den letzten Fetzen geraubt würde, und wenn unser hl. Vater, wie es die Gottlosen wünschen, uns mitten in diesem Wirrwarr durch den Tod entrissen würde, ja wenn selbst das Aeußerste und Schrecklichste geschähe, und eine verruchte sakrilegische Hand an diesem kostbarsten Leben sich vergriffe, — es würde auf den Charfreitag immer wieder ein Ostersonntag folgen. Alle Dränger des hl. Stuhles, ein Viktor Emmanuel und ein Louis Napoleon werden sterben,

so gut wie Cavour, der hl. Stuhl wird sie alle sterben sehen, er selbst aber wird nicht sterben, und auch das Patrimonium Petri, sollte es ihm auch auf zehn oder zwanzig Jahr entrissen werden, würde ihm immer wieder zurückgegeben werden.

Dieß, meine theuern Diöcesanen, muß unser Vertrauen sein und mit diesem Vertrauen müssen wir die Waffen schwingen, wie sie uns der Verein des hl. Michael an die Hand gibt. Dieß ist jedenfalls besser, als wenn wir bloß weibisch zagen und über die Schlechtigkeit der Zeiten klagen.

Daß die Zeiten schlecht sind, wissen wir; aber sie sind nicht bloß schlecht. Sie sind schlecht, ja; denn Wahrheit, Ehrlichkeit, Recht und Gerechtigkeit werden schamlos mit Füßen getreten, selbst von solchen, welche diese Güter beschützen sollten; — aber die Zeiten sind nicht bloß schlecht, weil die Sonne der Wahrheit und Gerechtigkeit in der Kirche nur um so heller strahlt. Die Zeiten sind schlecht, — weil der Fanatismus der Irreligion, des Hasses gegen die Religion offen oder versteckt (versteckt nämlich unter allerlei Larven des Liberalismus, des Carbonarismus, der Freimaurerei, des Nationalitäten-Schwindels u. dgl.) einen Vernichtungskrieg gegen die Religion und die Kirche Jesu Christi führt. Aber die Zeiten sind nicht bloß schlecht; denn es ist besser, daß die Kirche verfolgt wird, als daß sie wie ein stagnirendes Gewässer in sich verfault. Verfolgungen hat ihr Christus vorausgesagt, Verfolgungen sind für sie Salz, Pfeffer und Gewürz. Sie ist nie stärker, als wenn sie in dieser Weise schwach ist, und als wenn sie weint; und wenn sie durch ihre Thränen ihre eigenen entarteten Kinder nicht mehr erweicht, so kommen andere

Kinder, so kommen die ihr bis dahin entfremdeten Kinder, um ihre ehemals verkannte und nungekannte Mutter zu trösten. Durch Leiden ist die Kirche geboren worden, sie ist jene himmlische Braut, jene wahre Eva, die aus der Seite des getödteten neuen Adam gebildet worden ist; durch Leiden ist sie gewachsen, denn das Blut der Martyrer hat immer noch ihren Boden gedüngt, durch Leiden ist sie glorreich geworden und durch Leiden wird sie auch erhalten. Was für den Einzelnen gilt: „nur im Kreuze ist Heil", gilt auch für die ganze Kirche. Wehe denjenigen, die sie kreuzigen, denn sie kreuzigen in ihr Christus selbst; wehe allen Christen- und Kirchen-Verfolgern, aber ihre Verfolgungen schaden der Kirche nicht, und diejenigen, die immer davon reden, daß die Tage des Papstthums nun gezählt seien, können noch lange warten, ehe sie dessen Ende sehen.

Die Zeiten sind schlecht, ja, — weil so viele ein Schwindel-Geist ergriffen, weil manche selbst bisher für treu gehaltene Söhne ihrem bedrängten Vater den Rücken kehren, bezaubert durch das Lügenwort der Schlange, durch die Stich- und Schlagworte Fortschritt, Volkswohl, Nationalität, Freiheit; auch weil es so viele Katholiken gibt, welche die Blätter, die täglich ihre Mutter beschimpfen, selbst mit ihrem eigenen Gelde bezahlen. Aber die Zeiten sind nicht bloß schlecht, indem auf der andern Seite die Liebe, Verehrung, Hingebung an die Kirche und ihren Mittelpunkt nie so aufrichtig und so allgemein war, wie jetzt, wo man nichts mehr wissen will von einer deutsch-josephinischen oder einer gallikanischen Kirche, sondern nur noch etwas wissen will von einer Kirche, welche keine Berge und keine Meere zu Grenzen hat, und die Raum genug hat für alle Völker und Nationen, — von der Einen hl. Römisch-katholischen Kirche.

In Anbetracht dessen sollen wir daher nicht bloß klagen, sondern wir sollen handeln; wir sollen Muth haben und unsere Pflicht thun, damit wir die Mahnung des Apostels erfüllen: „Die Zeiten sind böse und deßhalb erkaufet die Zeit". Wir sollen die Zeit erkaufen, wir sollen, so viel an uns liegt, die böse Zeit benutzen, damit sie uns gut werde, wir sollen es machen, wie es Gott macht, der das Böse nur zuläßt, auf daß das Gute daraus hervorgehe.

Eine ähnliche Zeit, wie die heutige, erleben wohl unsere Nachkommen sobald nicht wieder, eine Zeit, die so fruchtbar ist an abscheulichen Freveln und zugleich an so herrlichen Thaten, an Thaten, die der Ewigkeit würdig sind. Uns ist vergönnt, was kaum jemals unseren Vorfahren vergönnt war und unseren spätesten Nachkommen vielleicht nicht wieder vergönnt sein wird; ja jedem armen Tagelöhner, jeder armen Dienstmagd ist jetzt vergönnt, was sonst nur Königen und Kaisern vergönnt war, daß sie die Kämpfe des Herrn mitkämpfen und den beschützen können, der uns alle beschützt, den hl. Vater, daß sie ihn vertheidigen können mit den Waffen der Liebe, des Gebetes und des Almosens. Freuen wir uns dessen und benutzen und erkaufen wir in diesem Sinne die Zeit. Und ich bin gewiß, wenn einst die Stunde der Abrechnung kommt, so wird uns nichts süßer, nichts trostreicher sein, als der Gedanke: auch ich habe mitgekämpft die Kämpfe des Herrn, ich habe den hl. Vater vertheidigen helfen, und in ihm denjenigen, dessen Stelle er hier auf Erden vertritt, Christus selbst".

So ungefähr, geliebte protestantische Freunde, sprach ich damals, im Oktober des Jahres 1861 — noch ehe

ich also die oben gedachte berühmte Adresse der zur Feier der Heiligsprechung der Japanesischen Martyrer am Pfingstfeste 1862 zu Rom versammelten Bischöfe an den hl. Vater mitunterzeichnet; — und ich wüßte in der That über diese Frage auch jetzt noch nicht anders zu sprechen! —

VIII.

Katholisches Ceremonien=Wesen.

Ein reicher protestantischer Fabrikherr meiner Diöcese, der außer einer Menge protestantischer Arbeiter auch mehrere hundert katholische beschäftigt, hatte mir schon, als ich vor mehreren Jahren das erstemal in seiner Gegend firmte, manches Verbindliche erzeigt. Denn ein freundliches leutseliges Wesen war nicht die einzige gute Eigenschaft, die ihn auszeichnete. Neben seinen industriellen Interessen kannte er doch auch noch höhere, und er sah es nicht nur gern, daß seine Arbeiter die Pflichten der Religion erfüllten, sondern er ging ihnen auch, so gut er eben konnte, hierin mit seinem eigenen Beispiele voran. So zeigte er sich mir gleich das erstemal, als ich mit ihm zusammentraf, höchst angenehm, und als mich vor Kurzem meine amtliche Pflicht wieder in seine Gegend zurückrief, freuten wir uns beide, die frühere Bekanntschaft erneuern zu können. Er hatte des Morgens unserm feierlichen katholischen Gottesdienste beigewohnt: und das gab ihm Anlaß, als wir uns Nachmittags in seinem Hause zusammenfanden, mich über manche unserer religiösen Ceremonien zu befragen. Ueberhaupt aber, fiel er inzwischen mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit

ein, überhaupt ist gerade das Ceremonien-Wesen dasjenige, was mir an Ihrer Kirche am wenigsten behagt. In vielen Stücken, fuhr er fort, schätze ich Ihre Kirche sehr, ich schätze an ihr besonders, daß sie den Sinn für die Auktorität aufrecht und lebendig erhält (denn von Auktorität in kirchlichen und religiösen Dingen will bei uns Protestanten leider Niemand mehr etwas wissen), aber mit dem katholischen Ceremonien-Wesen kann ich mich doch nun einmal nicht befreunden, und wenn mich etwas von der Rückkehr in Ihre Kirche zurückhält, so ist es gerade dieses. Hierüber entspann sich denn zwischen uns ein etwas weitläufiges doch interessantes Gespräch, wovon ich den Verlauf und Hauptinhalt, soweit ich mich dessen erinnere, nachstehend wiedergeben will.

Zuerst dankte ich ihm, daß er mir diesen Vorwurf so offen und zugleich so gelinde ausgesprochen. Wir sind nämlich gewohnt, sagte ich, eben diesen Vorwurf mit Zusätzen und Ausfällen zu hören, die für unser religiöses Gefühl nichts weniger als schmeichelhaft sind. „Leerer, abgeschmackter Ceremonien-Kram", „jüdisch abergläubischer oder auch heidnischer Werk-Götzen-Dienst", so und ähnlich lauten die Ausdrücke, womit man diesen Vorwurf gewöhnlich würzt. Nachdem Sie aber, fuhr ich fort, erst meinen Dank entgegengenommen, so erlauben Sie mir, lieber Herr, daß ich Ihnen auf Ihren Einwurf oder Vorwurf zweierlei sage, nämlich erstens, daß derselbe mich in Ihrem Munde wundert, und zweitens, daß er mich doch auch wieder nicht wundert.

Dieser Vorwurf gegen unser reiches katholisches Ceremonien-Wesen wundert mich auf der einen Seite in Ihrem Munde. Denn bei Ihrem Verstande und Ihrer

religiösen Bildung müssen Sie doch fühlen und einsehen, daß, wenn wir Katholiken, wie Sie sagen, zu viele Ceremonien haben, Ihr Protestanten wieder zu wenige habt. Sie wissen doch so gut, wie ich, daß der Mensch nicht bloß eine Seele, sondern auch einen Leib hat, und daß er nicht bloß seiner Seele nach, sondern ebensowohl auch seinem Leibe nach Gott angehört und ihm den Ausdruck seiner Verehrung und Liebe schuldet. Nicht also nur unser Verstand und Wille, auch unser Herz und Gefühl, unsere Phantasie und unsere Sinne, kurz alles an uns soll religiös, alles soll mit der Religion beschäftigt, von der Religion veredelt, von ihr gleichsam ganz durchdrungen und verklärt sein. Die Religion bloß in die innere Gedanken-Welt hineinbannen, den Ausdruck der Religion, sei es der Wahrheiten, die sie uns lehrt, sei es der Gnaden, die sie uns vermittelt, oder der innern Gefühle, die sie in uns erregt, durch die äußern Sinne oder sinnlichen Darstellungen und für die äußeren Sinne hinwegwünschen oder hinwegbannen wollen, ist weder christlich, noch überhaupt natürlich. Es ist dieß nicht christlich. Denn was christlich sei, können wir doch von Niemand besser kennen lernen, als von Christus selbst, und als einen Feind religiöser Ceremonien zeigt er sich doch nirgends. Wenn doch irgend Jemand sich über die Ceremonien des Mosaisch-jüdischen Gottesdienstes erhaben ansehen konnte, so war offenbar er es. Warum entzog er sich diesen Ceremonien also nicht? Warum feierte er die religiösen Feste mit, besuchte den Tempel zu Jerusalem, brachte die vorgeschriebenen Opfergaben dar, oder ließ sie darbringen? Aber auch unabhängig von diesen religiösen Ceremonien des alten Gesetzes verwob er auch sein übriges Leben und Wirken mit einer Menge

äußerer ceremonieller heiliger Handlungen, wodurch er nicht weniger, wie durch seine Worte, die übersinnlichen Wahrheiten und Lehren der Religion verkörperte. Denn daß er z. B. seine Wunder auch ohne irgend welche äußere Zeichen, ohne Anwendung aller und jeglicher sinnlichen Mittel durch seinen bloßen allmächtigen Willen wirken konnte, zeigte er doch gewiß dadurch, daß er sie wirklich oft ohne dieselben wirkte und z. B. Krankheiten auch in der Ferne wunderbar heilte? Warum that er es also nicht immer? Warum bestrich er mit Speichel die Ohren des Taubstummen, und die Augen des Blinden mit Koth? Warum segnete er mit ausgebreiteten Händen die Kinder, die man ihm zuführte und seine eigenen Jünger? Warum duldete er es, daß man vor ihm niederfiel und so ihm das Gefühl innerer Verehrung und Dankbarkeit äußerlich ausdrückte; warum warf er sich selbst im Garten Gethsemane auf sein heiliges Angesicht nieder? Warum ließ er von einer Sünderin seine hl. Füße salben und warum wusch er selbst beim hl. Abendmahle seinen Jüngern die Füße? Warum setzte er überhaupt als äußere Zeichen, an die er seine innere Gnade knüpfte, die hl. Sakramente z. B. die hl. Taufe ein? Gewiß versteht man daher sein Wort von der „Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit“ schlecht und man wendet dieses Wort gegen ihn selbst an, man urtheilt über seine eigenen Handlungen und Anordnungen ab, wenn man es etwa im Sinne Kalvin's von der Abschaffung alles äußeren Gottesdienstes, aller sinn- und herzerfreuenden gottesdienstlichen Ceremonien versteht. Daß die äußere Verehrung Gottes künftighin nicht mehr an einen bestimmten einzelnen Ort, wie an den Tempel zu Jerusalem, geknüpft sein, daß überhaupt alle äußere

Verehrung Gottes wahr, d. h. ein wahrheitsgemäßer Ausdruck der innern Herzens-Verehrung Gottes sein und diese ihrerseits wieder auf richtige und wahre Vorstellungen von Gott gegründet sein müsse, das geht wohl aus besagtem Ausspruche hervor: wer mehr daraus folgert, versteht nicht, sondern mißversteht den Geist des Evangeliums und der uns darin berichteten eigenen Handlungen und Anordnungen Christi. Also christlich ist die verächtliche Beiseitesetzung religiöser Ceremonien nicht. Sie ist aber auch nicht natürlich. Denn natürlich ist es doch gewiß, daß man seinen innern Gefühlen auch einen entsprechenden Ausdruck gibt und zwar nicht bloß durch Worte, — denn der Mensch hat nicht bloß eine Zunge, um zu reden und Ohren, um zu hören; sondern er hat auch ein Angesicht, er hat Hände und Augen; und auch die Gegenstände der ihn umgebenden äußeren Natur dienen ihm zu sinnbildlichen Bezeichnungen seiner Gedanken und Gefühle; daß man z. B. vor einem Höheren ehrerbietig aufsteht, daß man, um einen Begegnenden freundlich zu grüßen, den Hut abnimmt, daß man einem alten Bekannten oder Freunde, den man wiedersieht, um ihm die bewahrte alte Liebe und Treue auszudrücken, herzhaft die Hand schüttelt, daß man dem scheidenden oder abwesenden Geliebten irgend ein Andenken, ein Zeichen freundschaftlicher Liebe und Erinnerung widmet, daß man zur Feier einer Hochzeit oder zu welcher andern Feier es sei, Blumen und Kränze windet und so seinen Hoffnungen und Wünschen einen lauten, feierlichen, oft begeisterten Ausdruck leiht; alles das findet doch gewiß Jedermann natürlich. Warum sollte also der äußere Ausdruck seiner religiösen Gefühle oder Ueberzeugungen nicht natürlich sein? Wir werfen uns im Gedanken

an Gott und zum Ausdrucke unserer höchsten Verehrung gegen ihn in den Staub nieder, und bekennen mit Abraham, daß wir selbst vor ihm nichts als Staub sind; wir falten beim Gebete unsere Hände und drücken dadurch unsere Verzichtleistung auf unsere eigene Kraft aus, oder erheben dabei unsere Augen und Hände zum Himmel, um auszudrücken, daß zu Gott auch unser Herz erhoben sei oder sich erheben solle; wir schlagen im Gefühle unserer Schuld vor Gott reumüthig an unsere Brust; um zu bezeichnen, daß nur im Kreuze unsers Heilandes Heil für uns sei, bezeichnen wir uns selbst mit dem Kreuze und wenden dieses Zeichen unzählige Male an. Oder wir wählen auch, um unsere religiösen Gefühle und Stimmungen äußerlich kundzugeben, aus der uns umgebenden äußern Natur diesen oder jenen Gegenstand aus, wir bestreuen uns das Haupt mit Asche, um uns zu erinnern, daß wir unserem Leibe nach selbst Asche sind und wieder zur Asche werden, wir zünden Lichter an, um unsere religiöse Freude auszudrücken, oder um auszudrücken, daß Christus mit seinen heiligen Lehren für uns das wahre Licht sei, auch um uns daran zu erinnern, daß wir selbst als Kinder des Lichtes wandeln und durch unsere guten Werke in der Welt leuchten sollen; wir nehmen bei unserm Eintritt in's Gotteshaus geweihtes Wasser und besprengen uns damit, wiederum (denn von etwaigen übernatürlichen Wirkungen dieser Ceremonie sehe ich hier ab), zur Kundgebung oder Anregung ernster und heiliger religiöser Gedanken und Gefühle, wie unter andern, daß wir einst durch das Wasser der Taufe geheiligt worden, oder daß wir in's Heiligthum Gottes, des Reinsten und Heiligsten, nicht mit einer schmutzigen sündenbefleckten Seele eintreten und daher wenigstens eine

reumüthige Gesinnung erwecken sollen. Wir verwenden in einem ähnlichen Sinne für den gottesdienstlichen Gebrauch Weihrauch, Oel, Salz, Palmen, Blumen und Früchte; wir machen alle diese Gegenstände, sei es zu Trägern himmlischer übersinnlicher Gnaden, sei es zu Deutern und Sinnbildern himmlischer übersinnlicher Lehren oder ihnen entsprechender religiöser Gefühle und Ueberzeugungen; — und thun wir wohl bei allem diesem etwas Anderes, als was uns unseren christlichen Gefühlen und Ueberzeugungen nach ganz natürlich ist? Im Gegentheile unnatürlich wäre es, es nicht zu thun, und z. B. die religiösen Gefühle, wenn sie die Seele mächtig bewegen, einzuzwängen oder zurückzudrängen, daß sie sich nicht in irgend einer äußeren Gestalt offenbaren und gleichsam Fleisch und Blut annehmen können.

Und so gewiß auf der einen Seite der Strom des innern religiösen Lebens von selbst die Schleusen durchbricht und sich einen Weg nach außen sucht, so gewiß wirkt auch auf der andern Seite das Aeußere auf das Innere wieder anregend und belebend zurück. Oft stockt das Innere auch wohl ganz und es bedarf, um es wieder in Fluß zu bringen, eines äußern Anstoßes. Aber bloße Worte thuen es auch hier nicht allein, weil wir einmal, wie eben gesagt, nicht bloß eine Zunge haben, um zu reden, sondern auch Augen, um zu sehen. Kurz, von welcher Seite Sie Sich auch die Sache ansehen mögen, sehen Sie dieselbe mit einem vernünftigen, christlichen Auge an, so können Sie Sich nicht für berechtigt halten, an dem Reichthum unserer religiösen Ceremonien Anstoß zu nehmen, oder auf die kahle, nüchterne Einförmigkeit und Eintönigkeit Ihres protestantischen Gottesdienstes stolz zu sein. Ich wüßte wahrlich nicht, warum das religiöse Leben an erheiternden,

verschönernden, geist- und herzerhebenden Formen weniger reich sein sollte, als das gesellig bürgerliche? Die Predigt schätzen auch wir hoch und achten sie für einen wesentlichen Theil des Gottesdienstes. Aber die bloße Predigt und wäre sie auch noch so erbauend, befriedigt das religiöse Bedürfniß nun einmal nicht; geschweige, wenn sie nicht erbauend ist. Und nicht erbauende Predigten werden doch gewiß auch in protestantischen Kirchen gehalten. Gerade auf sie besonders scheint des Dichters Wort gemünzt:

„Ja eure Reden die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt".*)

Es ist eine allgemeine Klage, daß der protestantischen Kirchengänger immer weniger werden; man kann zumal in Städten als Durchschnittszahl nur 10 Procent annehmen, die aber in den meisten Städten nicht einmal erreicht wird. Wie oft kommt es vor, daß der Prediger geradezu vor leeren Bänken predigt oder daß er, besonders zur Winters-Zeit, wegen Mangel an Zuhörern, die Predigt ganz ausfallen lassen muß? Die Ursache dieser traurigen Erscheinung liegt nahe und ist von vorurtheilsfreien Protestanten wohl auch schon ausgesprochen worden. Ich erinnere hier nur an die bekannte Stelle, wo sich Göthe in seiner „Dichtung und Wahrheit", indem er die Vorzüge des katholischen Gottesdienstes heraushebt, hierüber eingehend verbreitet. Er sagt hier geradezu: „Der protestantische Gottesdienst hat zu wenig Fülle und Consequenz, als daß er die Gemeinde zusammenhalten könnte"; und „dieß", fährt

*) Göthe's Faust. I. Th.

er fort, „ist die Ursache, daß Glieder sich von ihr (der protestantischen Kirche) absondern und entweder kleine Gemeinden (d. h. in unsere Sprache übersetzt: Konventikel) bilden, oder, ohne kirchlichen Zusammenhang, neben einander gemüthlich ihr bürgerliches Wesen treiben"; also sich um Gottesdienst und Sakramente nicht mehr bekümmern. Freilich haben auch wir Katholiken an ausgezeichneten Predigern gerade keinen Ueberfluß und auch wir wünschen einer Gemeinde, die zu einem Seelsorger einen schlechten Prediger hat, dazu auch nicht besonders Glück. Doch ist dieses Unglück bei uns nicht so groß; und die Gläubigen werden dadurch noch nicht vom Kirchenbesuche durchaus abgehalten. Die Predigt ist bei uns nur ein Theil des Gottesdienstes und der eigentliche Kultus, wobei die eigene Persönlichkeit des Geistlichen zurücktritt, ist für uns ebenfalls eine Predigt, und meist eine sehr beredte und eindringende. Wie übel berathen dagegen ist eine protestantische Gemeinde, wenn ihr Prediger ein „Komödiant" ist und zu denjenigen gehört, deren Reden, wie es eben hieß, „unerquicklich sind, wie der Nebelwind". So zierlich und sorgfältig er auch sein wöchentliches Pensum ausarbeiten und mit wie kräftigem Pathos er es Sonntags seiner Gemeinde vortragen mag: das Alles hilft allein noch nicht.

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen,
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zusammen,
Braut ein Ragout von Andrer Schmaus,
Und blas't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen 'raus!
Bewunderung von Kindern und Affen,

Wenn euch danach der Gaumen steht;
Doch werd't ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht". *)

Ich wiederhole also: daß bei Euch der Kirchengänger immer weniger werden, wundert mich nicht. Eine bloße kahle, nackte und oft noch sehr langweilige Predigt würde mich auch nicht anlocken, besonders wenn ich dem „Diener am Worte" keine höhere Auktorität als mir selbst beilegte. Unter diesen Umständen würde ich mich, wenn ich mich doch einmal erbauen wollte, lieber auf meine eigene Hand erbauen und etwa mit den Gliedern meiner Familie meinen Gottesdienst zu Hause abmachen. Das Ungenügende der bloßen Predigt fühlt Ihr Protestanten übrigens auch selbst recht gut. Denn warum anders hat man in den neueren Zeiten bei Euch angefangen, der Predigt wieder die „Liturgie" anzuhängen? Leider ist aber die Sache dadurch nicht besser geworden. Man sieht es ja, wie sehr sich Eure Leute bei dieser Liturgie langweilen und wie sie, wenn sie nur eben schicklicher Weise es können, sich, sobald sie anfängt, auf und davon machen. Die Liturgie ist nun einmal auf protestantischem Boden kein einheimisches Gewächs, man sieht es dem Ganzen an, daß es nur eingeschwärzt ist. Es nimmt sich wie ein bloßer Flitterstaat, oder wie ein Hofstaat ohne König aus. Denn der König der Liturgie, der Mittelpunkt, um den sich alles dreht, ist doch nur Christus, der eucharistische. Dessen hat man sich aber bei Euch entäußert. Und das führt mich denn wie von selbst auf das Zweite, was ich Ihnen, geehrter Herr, oben sagte: wie mich nämlich Ihr Vorwurf

*) Göthe's Faust. I. Th.

gegen unser katholisches Ceremonien-Wesen, wenn er mich auf der einen Seite wunderte, doch auf der andern Seite auch wieder nicht wunderte. Es fehlen nämlich bei Euch guten Protestanten die Bedingungen, unsere Ceremonien zu verstehen und richtig zu schätzen. Denn um unsere Ceremonien zu verstehen, muß man unsere Religion verstehen, und um unsere Ceremonien richtig und liebevoll zu schätzen, muß man unsere Religion nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit dem liebenden Herzen verstehen; man muß nicht unter den kalten Zuschauern im Vorhofe des Tempels stehen bleiben, sondern in's Heiligthum selbst eintreten und Alles, was darin vorgeht, sich recht aus der Nähe, mit dem durchdringenden Auge des Glaubens und der Liebe betrachten. Das Wort des Propheten: die Herrlichkeit der Braut sei inwendig,*) gilt in Absicht auf die religiösen Ceremonien der Kirche erst recht. Sie sind dem Auge, das in's Innere dringt, überaus schön; wie könnten sie's aber demjenigen sein:

„der immerfort an schaalem Zeuge klebt"?

So besteht z. B. eine nicht geringe Anzahl katholischer Ceremonien in den verschiedenen Weihungen und Segnungen, die man auch wohl, weil sie mit den hl. Sakramenten eine gewisse Aehnlichkeit haben, schlechthin Sakramentalien nennt. Die katholische Kirche betrachtet sich nun einmal als die Vollstreckerin der Befehle Christi, wie als die Erbin seiner Verheißungen, und daher auch als diejenige Anstalt, welche der ganzen Welt den Segen der Erlösung vermitteln und selbst die unvernünftige und leblose Natur (die nach dem Apostel Paulus ebenfalls nach ihrer Erlösung

*) Ps. 44, (45), 14.

seufzt *) in gewisser Weise desselben theilhaftig machen solle. Sie segnet Personen und Sachen, und unter diesen wieder nicht nur solche, die für den sakramentalen oder gottesdienstlichen Gebrauch bestimmt sind (Gotteshäuser und Gottesäcker, Altäre und Glocken, gottesdienstliche Kleider und heilige Gefäße oder Geräthschaften, Taufwasser und Weihwasser, Lichter, Asche, Palmen, Fahnen, Bilder und was dergleichen ist), sondern auch Gegenstände zum profanen Gebrauche, allerlei Früchte und Eßwaaren, Wohnhäuser, selbst Schiffe und Eisenbahnen; — alles dieses segnet sie und wendet dabei mit Gebet stets das Zeichen des Kreuzes an.

Von der Kraft und Wirkung dieser ihrer Segnungen hat sie weder eine zu große noch eine zu geringe Vorstellung. Sie weiß, daß diese ihre Sakramentalien nicht unfehlbar wie die hl. Sakramente wirken und daß ihr Segen immer nur ein Segenswunsch ist, den zu erfüllen Gott allein die Macht hat. Sie weiß aber auch, daß sie die Braut Christi ist, daß um Christi, ihres Bräutigams willen, ihre Gebete Gott besonders wohlgefällig sind und daß daher ihre frommen und demüthigen Segenswünsche bei keinem, der die von ihr gesegneten Gegenstände fromm und demüthig gebraucht, verloren sind.

Glaubt man aber einmal an die katholische Kirche und ihre Segens-Gewalt nicht, so müssen einem natürlich alle diese ihre Segens-Ceremonien leer und sinnlos erscheinen. Doch gibt es auch Protestanten, die, vielleicht weil sie es ohne ihre Schuld sind, gleichsam aus einem natürlichen katholischen Instinkte die Segens-Gewalt der katholischen

*) Röm. 8, 22.

Kirche doch anerkennen. „Den Segen", sagen sie, „hat die alte Kirche sich vorbehalten", und wenn sie in Noth sind, nehmen sie seltener zu ihren protestantischen Predigern, als zu einem katholischen Priester ihre Zuflucht, wovon mir selbst in meinem Leben manche rührende Beispiele begegnet sind.

Eine andere hl. Handlung, die von einem besonders reichen Schmucke von Ceremonien umgeben ist, fuhr ich fort, ist die hl. Taufe. Auch Ihr Protestanten, die Ihr noch an Christus glaubt, glaubt an die Taufe als an ein wahres Sakrament, und übt und fordert sie. Auch das Wunderbare ihrer Wirkung, oder wie die Rationalisten sich ausdrücken, die „magische Kraft" der Taufe läugnet Ihr nicht, aber Eurer orthodox-lutherischen Anschauungsweise zufolge glaubt Ihr nicht, daß durch die Taufe die Seele des Täuflings wirklich von der Sünde gereinigt, daß sie dadurch wahrhaft innerlich geheiligt und zu einem Tempel Gottes geweiht werde; vielmehr ist Euch die Taufe nur die äußere Handlung, wodurch um Christi willen die Sünde, die in der Seele fortbesteht, nur überdeckt, und dem Täufling nur nicht mehr als Sünde zugerechnet wird, so daß derselbe vor Gott (als ob dieser sich nach Menschen-Art täuschen könne), anders erscheint, als er wirklich ist, indem er zwar ein Sünder ist und nicht aufhört, ein Sünder zu sein, aber doch vor Gott als Gerechter erscheint. So wunderlich nun dieß klingt, erklärt es doch, warum Ihr den vielen schönen Ceremonien, die vom frühesten christlichen Alterthum her mit der Taufe in Verbindung gebracht werden, keinen Sinn abgewinnen könnt. Die Berührung der Ohren des Täuflings mit Speichel (zugleich erinnernd an das einstige Wunder, wodurch Christus die sinnliche Taub-

heit jenes Taubstummen heilte), das auf seine Zunge gelegte Salz, die Salbung desselben mit Katechumenen-Oel und mit Chrysam, die Darreichung der brennenden Kerze, die Bekleidung mit weißem Gewande — wenn Ihr Protestanten alles dieß sehet, könnt Ihr nur mit dem Dichter Göthe sagen: „es wird uns nicht wohl dabei". „Diese Ceremonien erscheinen uns leer und nichtssagend". Uns Katholiken dagegen sind diese Ceremonien sehr vielsagend. Jene Bestreichung der Ohren des Täuflings mit Speichel unter der Wiederholung des evangelischen Wortes Ephetha sagt uns, daß sein geistiges Ohr nun dem Verständnisse des Wortes Gottes erschlossen sei, jenes Salz sagt uns, daß er die Thorheit mit der wahren Weisheit vertauscht, die Salbung mit heiligem Oele, daß er dem priesterlich-königlichen Geschlechte eingereiht sei, das über die eigenen innern Begierden und Leidenschaften herrscht, und Gott täglich das Opfer des Lobes darbringt, das weiße Gewand, daß er in seiner innersten Seele wahrhaft gereinigt und nichts Unheiliges in ihm zurückgeblieben sei, das brennende Licht endlich, daß er das Licht seiner guten Werke leuchten lassen und die hl. Liebe immer in sich brennend erhalten müsse, damit er einst, wenn der Bräutigam wiederkommt, eingelassen werde in den Hochzeitssaal; — kurz, jede dieser Ceremonien weis't uns, weit entfernt, daß sie leer und bedeutungslos sei, auf die wunderbare Umwandlung hin, die in der Seele des Täuflings vorging, auf die große wunderbare Taufgnade, aber auch auf die bei der Taufe übernommenen großen und heiligen Pflichten.

Auch das Sakrament der Eucharistie, von den übrigen Sakramenten gar nicht zu reden, bedingt eine Menge sinnvoller, auf die Erhabenheit und Heiligkeit dieses Geheim-

nisses hindeutender und zugleich unser Gefühl der Verehrung ausdrückender Ceremonien. Die reine Leinwand, in die das hl. Sakrament gelegt wird, das davor Tag und Nacht brennende Licht, die feierliche Weise, wie es in Processionen durch die öffentlichen Straßen und Fluren herumgetragen und zu den Kranken hingetragen wird, das vor demselben aufsteigende Rauchwerk, das anbetungsvolle Niederfallen vor demselben in den Staub: alles das wird von unserm Glauben an den darin verborgenen Gottmenschen absolut gefordert, und es ist dieß alles nicht weniger naturgemäß, als die feierliche Begrüßung und Bewillkommnung eines bei uns einziehenden Königs. Versetztet Ihr Protestanten Euch auf unsern Standpunkt, so würdet Ihr uns dieser Ceremonien wegen nur loben können: auf Eurem Standpunkte dagegen, auf dem Ihr im heiligen Sakramente nur ein Stück Brod, nur ein Sinnbild des Leibes Christi, und, wenn's hoch kommt, erst im Genuß den Leib des Herrn erkennt, bedarf es freilich weiterer Ceremonien nicht.

Die heilige Handlung aber, in der sich die reichsten Ceremonien zusammendrängen, ist das hl. Meßopfer. Und da muß ich gestehen, daß es mir immer etwas unheimlich zu Muthe wird, wenn ich einen Protestanten als kalten Zuschauer bei dieser Handlung gegenwärtig sehe. Was denkt sich dieser wohl, sage ich zu mir selbst, bei diesen buntfarbigen priesterlichen Gewändern, die er bald grün, bald roth, bald weiß oder auch schwarz sieht, — was unter diesen brennenden Lichtern, unter diesem aufsteigenden Rauchwerk, unter diesen hunderterlei Bewegungen des Priesters bald von der Linken zur Rechten, bald zurück in die Mitte des Altars, bald dem Volke zugewendet, bald von ihm wieder abgewendet, und was denkt er sich wohl unter diesen

vielen Haupt- oder Kniebeugungen, unter dem wiederholten Küssen des Altars, unter den bald ausgebreiteten, bald zusammengefaltenen Händen, unter den bald leise, bald laut gesprochenen Gebeten? Entweder, sage ich dann zu mir selbst, ist er von Haus aus gutmüthig, und dann wird er denken, alles ist nur eine angenehme Augen-Weide für den Pöbel, eine Art frommen Schauspiels; oder er ist ein bissiger gemüth- oder herzloser Kritiker, und dann verurtheilt er das Ganze als ein fratzenhaftes, religiöses Possen-Spiel, und bemitleidet die armen Katholiken, zumal die Gebildeten unter ihnen, daß sie verpflichtet sind, wenigstens an allen Sonn- und Feiertagen, dabei gegenwärtig zu sein. Hieraus eben erklärt sich das peinliche Gefühl, das wir Katholiken empfinden, wenn wir neugierige Protestanten bei dieser heiligen Handlung gegenwärtig sehen, und hieraus erklärt sich auch, warum die alte Kirche von der Feier der heil. Geheimnisse alle Nicht-Eingeweihten ausschloß, und selbst die Katechumenen vor dem Anfange der eigentlichen Opferhandlung durch den Ruf: ite missa est, aus der Versammlung entließ.

Was aber so dem uneingeweihten protestantischen Auge entweder ein bloßer angenehmer frommer Zeitvertreib, oder ein fratzenhaftes religiöses Possenspiel ist, das erscheint dagegen dem frommen und gläubigen Auge eines Katholiken als eine sehr feierliche, erhabene und heilige Handlung, wovon die kleinste unscheinbarste Ceremonie eine tiefe geheimnißvolle Bedeutung hat. So eben sprachen Sie, mein lieber Herr, fuhr ich fort, von dieser Handlung, wie von einem Schauspiele. Und ich habe, wenn Sie es einmal so nennen wollen, hiegegen auch nichts zu erinnern. Denn ich wüßte nicht, warum, wenn unbedeutende, oft auch recht

unerbauliche und ärgerliche, wirkliche oder erdichtete Lebens-Vorfälle den Gegenstand einer bewegten theatralischen Handlung abgeben und die neugierigen Zuschauer stundenlang an so schaalem Zeuge sich vergnügen, nicht auch das Heilige und Ehrwürdige, in das Gewand eines natürlichen Schmucks gehüllt, in bewegter Handlung unsern Sinnen vorgeführt werden dürfe. — Also zwar, wenn Sie so wollen, als ein Schauspiel erscheint dem Katholiken die Messe, — aber als ein Schauspiel der höchsten Art, woran außer den guten Menschen auf Erden auch die seligen Geister und Engel des Himmels Theil nehmen; ungefähr wie das Schauspiel auf Golgotha war, wo ein Gott, zwischen Himmel und Erde hing und für die Sünden der Welt starb. Dieses Schauspiel am Kreuze mochte dem jüdischen Auge auch wohl als ärgerliches, dem heidnischen als ein thörichtes Spiel erscheinen; uns ist es das große, hehre und erhabene Welt-Drama, worauf alles in der alten Welt hinzielte, und worauf sich jetzt alles zurückbezieht, und wovon Engelslippen (denn nur sie sind davon zu reden würdig) uns sagen und zurufen:

„Kommt Himmel und Erde und schauet an,
Und seht', was euch ein Gott gethan"!

In der That ist die hl. Messe nichts anders, als die beständig wiederholte Feier dieses Schauspiels auf Golgotha. Hier und dort dieselbe handelnde Hauptperson, ein Gott, der sich opfert, nur dort auf Golgotha in seiner eigenen menschlichen Gestalt und blutiger Weise, hier in der Messe unter dem Schleier des Sakraments und unblutig; dort durch die Hände seiner Feinde, hier durch die Hände seiner Priester und Diener; dort dem himmlischen Vater das Lösegeld für unsere Sünden bezahlend, hier in der Messe

das Lösegeld für unsere Sünden zwar nicht mehr bezahlend, aber es uns zuwendend, aber dort und hier unsichtbar von tausend Engeln umschwebt, und für den himmlischen Vater ein so unendlich wohlgefälliger Gegenstand, daß er in den Augen desselben den Werth der ganzen Welt aufwiegt.

Auch sind die Personen, die an diesem und an jenem Schauspiele sich betheiligen, ihrer Gesinnung nach fast zu jeder Zeit dieselben. Dort unter dem Kreuze stehen Spötter, und auch hier bei der Feier der Messe fehlt es nicht an solchen, zumal heute, wo oft aus bloßer Neugierde, oder aus bloßen conventionellen Rücksichten, auch Ungläubige und Andersgläubige bei der Feier der hl. Geheimnisse sich einfinden. Dort beim Kreuze sind Henker, die Christum kreuzigen und sein kostbares Blut mit Füßen treten, und an frechen Sündern, die ihn durch ihre Sünden auf's neue kreuzigen und in dieser unbußfertigen Gesinnung dem Meßopfer beiwohnen, fehlt es ebenfalls nicht. Dort unter dem Kreuze schlägt sich der Hauptmann reumüthig auf die Brust und spricht: „Wahrhaftig, dieser ist Gottes Sohn", und auch hier, wie viele Sünder erflehen sich hier die Gnade der Buße und einer wahren Aenderung ihres Lebens? Dort unter dem Kreuze stehen eine Maria und ein Johannes, eine Maria Magdalena und eine Salome, schmerzenreich und liebereich, das Kreuz umfassend, und zum Gekreuzigten aufblickend, wie zu dem Gegenstande ihrer mitleidigen Trauer zwar, aber auch ihres Vertrauens und ihres Trostes: und so umfassen mit den Armen des Glaubens und der Hoffnung auch heute noch die frommen gläubigen Theilnehmer an der Meßfeier im Geiste das Kreuz, weinen über Jesus, aber noch mehr über ihre eigenen Sünden, die Jesum an's Kreuz gebracht und flehen mit dem Schächer

zur Rechten zu ihm um Gnade und Barmherzigkeit. Kurz, wie es die Kirche in ihrer eigenen Sprache ausdrückt, die hl. Messe ist dasselbe Opfer, wie das Opfer am Kreuze; hier und dort derselbe Opfergegenstand und derselbe (hauptsächliche) Opfer-Priester, Christus selbst, der sich des menschlichen Priesters hier nur als seines Werkzeuges bedient; — nur die Opferweise ist verschieden. Hieraus aber begreift sich der Reichthum der Ceremonien bei der Messe wie von selbst. Diese Ceremonien sollen uns theils eben das große Drama unserer Erlösung desto mehr veranschaulichen und lebendig vergegenwärtigen, so die Einsetzung des eucharistischen Liebesmahles, das hohepriesterliche Gebet Jesu, seine Gefangennehmung im Garten Gethsemane, seine Hinführung zu Annas und Caiphas, seine Verurtheilung durch Pontius Pilatus, seinen letzten schweren Leidensgang, endlich seine Kreuzigung, seinen Tod und seine Grablegung, — theils sollen sie die Gefühle und Gesinnungen ausdrücken, womit fromme und gläubige Christen an dieser erneuerten Opferfeier sich betheiligen, wie sie bereuen, hoffen, lieben, anbeten und Gott aus ganzer Seele Lob, Preis und Dank sagen. Einzelne dieser Ceremonien lassen wohl, wie die Aussprüche der hl. Schrift, auch einen vieldeutigen Sinn zu, so daß der eine Erklärer diesen, der andere jenen heraushebt; aber immer ist doch der Sinn auch vielbedeutend, schön, tief und geheimnißvoll; ziele er nun auf Christi Verhalten zu Gott und zu uns, also auch auf die dem Kreuze entsprossenen Gnaden und Segnungen hin, — oder beziehe er sich auf unser Verhalten zu dem im eucharistischen Opfer gegenwärtigen Christus und drücke er die dadurch in uns erregten Gefühle und Gesinnungen aus. Ohne Sinn ist auch nicht die geringste der Ceremonien,

nicht die kleinste Bewegung des Priesters, nicht einmal die einzelnen Theile der priesterlichen Kleidung oder deren Farben, die je nach der besonderen Veranlassung der Feier oder des Festes, das begangen wird, entweder Trauer oder Hoffnung, entweder feurige Liebe oder festliche Freude ausdrücken.

Sie sehen also, mein lieber Herr, was Sie in Ihrer Sprache ein leeres Schaugepränge, oder bloßes Ceremonien-Spiel nennen, gilt uns als ein erhabenes und wahrhaft göttliches Schauspiel, es ist für uns das schönste und bedeutsamste Ganze, das wir uns denken können und das wir uns um nichts in der Welt würden zerstückeln lassen. Da Sie aber als Protestant die Bedeutung der ganzen Handlung nicht erkennen oder anerkennen, so kann ich mich nicht wundern, wenn Sie nicht weniger auch die dabei stattfindenden Ceremonien verkennen.

Mein ehrenwerther Gastherr hatte meinen Vortrag hier und da durch dazwischen geworfene Fragen unterbrochen; doch schien er dadurch im Ganzen befriedigt. Unter diesem Gesichtspunkte freilich, versetzte er mir am Ende desselben, habe ich die katholischen Ceremonien bis jetzt natürlich noch nicht betrachten können, und daß daher auch mein Urtheil darüber schief und unreif war, will ich gerne bekennen. Und nach einigem Besinnen fuhr er fort: „nur über zwei Punkte wünschte ich, Herr Bischof, noch von Ihnen eine nähere Aufklärung: nämlich erstlich, wie die katholische Kirche, die doch sonst immer so streng am Alten und Ursprünglichen festhalten will, sich gerade in dem Punkte des Ceremonien-Wesens mit der alten apostolischen Nüchternheit und Einfachheit so sehr in Widerspruch setzen kann, und warum sie zweitens die Feier des Gottesdienstes und die sakramentalen Verrichtungen durchaus nur in

der lateinischen Sprache vornimmt, da doch jeder gewiß in seiner eigenen Mundart ungezwungener und herzlicher Gott lobt, solches auch ohnehin das Natürlichere ist". Die Gründe von beidem, erwiederte ich ihm, liegen näher, als Sie denken, und ich kann mich darüber ziemlich kurz fassen.

Was den ersten Punkt betrifft, so erkenne ich allerdings in Absicht auf Mannigfaltigkeit und Reichthum gottesdienstlicher Ceremonien den Unterschied, der zwischen der alten apostolischen Zeit und unserer heutigen obwaltet, gerne an; dagegen läugne ich, daß wir uns deßhalb im Punkte des äußern Gottesdienstes und des religiösen Ceremonien-Wesens mit der apostolischen Kirche im Widerspruch befinden. Nein, der heutige Zustand unsers religiösen Ceremonien-Wesens ist gegen den der ehemaligen apostolischen Zeit nicht ein Gegensatz oder ein Widerspruch, sondern vielmehr nur eine weitere natur- oder zeitgemäße Entwickelung desselben.

Alle wesentlichen religiösen Ceremonien, wie wir sie heute haben, hatte auch schon die alte apostolische Zeit: dieselbe eucharistische Opferfeier, dieselben sieben Sakramente, auch schon verschiedene heute übliche kirchliche Segnungen oder Sakramentalien, und bei deren Vollbringung denselben Gebrauch des Zeichens des Kreuzes, dem, wie man auch schon damals wußte, alle Segenskraft entquillt. Ueberhaupt macht man sich von der „Einfachheit und Nüchternheit" des Gottesdienstes in der alten apostolischen Zeit vielfach sehr übertriebene Vorstellungen. So einfach, wie man aus Mißvergnügen über unser heutiges religiöses Ceremonien-Wesen, den Gottesdienst in der apostolischen Zeit sich denkt, war derselbe nicht. Wir sehen dieß unter andern aus den mancherlei Vorschriften, die schon der

Apostel Paulus zur Regelung des göttlichen Dienstes in seinen Briefen gibt, wir sehen es aus dem hohen, bis in die ersten christlichen Jahrhunderte hinaufreichenden Alter der meisten unserer noch heute üblichen Taufceremonien, aus der Beschreibung, die Justinus der Märtyrer (im 2. Jahrhunderte) über die damalige Feier der Messe macht, sowie überhaupt aus den ältesten Liturgieen oder liturgischen Formularen des Morgen- und Abendlandes, von verschiedenen anderen in den Schriften der ältesten kirchlichen Schriftsteller uns aufbewahrten Dokumenten gar nicht zu reden.*) Wie überall, kehrt also auch hier, beim Vergleiche unserer neuern Liturgie mit der ältern apostolischen, dasselbe Spiel wieder. Diejenigen, die selbst vom Baue der alten apostolischen Kirche, ich möchte sagen, keinen Stein über dem andern gelassen haben, werfen uns Abweichung von dieser alten apostolischen Kirche vor. Ein anderes Mal dreht man wieder das Blatt um, und wirft uns ein zu zähes Festhalten am Alten, Verknöcherung oder Stagnation vor. Bald sind wir also zu conservativ, bald sind wir nicht conservativ genug. Wir mögen uns stellen, wie wir wollen, so gerathen wir immer zwischen zwei Feuer. Ich wiederhole also, nicht als Gegensatz oder als Widerspruch gegen die alte apostolische Zeit verhält sich der heutige Zustand unsers religiösen Ceremonien-Wesens, wohl aber als eine Entwickelung. Entwickelung ist aber keine Wesens-Aenderung; aus der Quelle entwickelt sich der Bach, der Fluß, aus dem Keime die Pflanze und der Baum, aus dem Wiegen-Kinde der Jüngling und der Mann. Aber das Wesen aller dieser Dinge ist durch ihre Entwickelung

*) Vgl. Tertullian. De Coron. milit. c. 3.

nicht verändert, vielmehr nur offenbart. Und eine solche Entwickelung sollte auch der Kirche, nach den Absichten ihres göttlichen Stifters, mit nichten abgeschnitten sein. Bekanntlich vergleicht sie dieser ihr göttlicher Stifter mit einem Senfkörnlein, das zu einem Baume heranwachse, auf dessen Zweigen die Vögel des Himmels nisten. Und der Kirche eine solche Entwicklung verargen, heißt ebenso viel, als es der Quelle verargen, daß sie sich zum Flusse, dem Keime, daß er sich zum Baume, dem Wiegen-Kinde, daß es sich zu einem Jünglinge und Manne entwickelt. Zumal erfolgte die Entwickelung hier unter Aufsicht, Leitung und Anordnung der rechtmäßigen Auktorität. Denn die Kirche ist nun einmal, wie die hl. Schrift sagt, zur Ausspenderin und Anordnerin der Geheimnisse Christi bestellt, und so wenig sie als solche an der Wahrheit und Gerechtigkeit, wie Christus sie verkündet hat, etwas ändern kann, so gewiß ist sie sowohl berechtigt als verpflichtet, diejenigen Anordnungen zu treffen, welche nach Umständen der Zeit und des Orts dazu dienen, daß die christliche Wahrheit besser und vollkommener erkannt, und daß die christliche Gerechtigkeit besser und vollkommener geübt werde. Und nun, nachdem ich Ihnen, mein lieber Herr, über den ersten Punkt Rede gestanden, erlauben Sie mir noch ein Wörtchen über den zweiten, den Gebrauch der lateinischen Sprache, als der eigentlich gottesdienstlichen oder liturgischen Sprache, worüber freilich in neueren Zeiten viel gestritten worden ist, nicht allein zwischen Protestanten und Katholiken, sondern auch zwischen streng kirchlichen Katholiken und den sogenannt aufgeklärten und neuerungssüchtigen. Hier muß ich denn vor Allem bemerken, daß immer und überall nicht bloß bei den Juden, sondern vielfach auch bei den Heiden

und in der christlichen Kirche für eine heilige Sache, und eine heilige gottesdienstliche Feier auch eine besondere, von der Volks-Sprache unterschiedene heilige Sprache, gleichwie ein heiliges Gefäß für einen heiligen Inhalt, geliebt und gewählt war. Als die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrten, war die alte hebräische Sprache schon eine todte, nicht mehr Volkssprache, und gleichwohl ward sie für den Gottesdienst beibehalten. Bei den Brahmanen, um von den ältern heidnischen Völkern nicht zu reden, fand der hl. Franz Xaver eine geheime Sprache vor, und er erzählt uns, daß die Religionen der Japanesen mit geheimen, dem Volke nicht bekannten Buchstaben aufgezeichnet gewesen seien. Was die christliche Kirche insbesondere betrifft, so galten in ihr gleich von Anfang als heilige Sprachen die drei Sprachen, in denen die Ueberschrift am Kreuze geschrieben war und die dadurch gleichsam waren geheiligt worden: die hebräische, die griechische und die lateinische. Unter diesen gelangte bald wieder die letztere zur besonderen Geltung: theils hatte sie ihre ganz besonderen Vorzüge (Klarheit, Bestimmtheit, Wohlklang, Würde und Feierlichkeit — diese Vorzüge sind ihr, wie keiner andern, sämmtlich zugleich eigen), theils war sie die Sprache des Oberhauptes und Mittelpunktes der Kirche, sowie so vieler großen heiligen Kirchenlehrer.

In dieser überall und immer wiederkehrenden Anwendung einer besonderen heiligen Sprache offenbart sich aber doch unverkennbar ein geheimer tiefer Naturzug menschlichen Wesens, das Gefühl eines nothwendigen und unentbehrlichen Bedürfnisses. Und in der That erscheint doch auch nichts schicklicher, als daß das Heilige auch in einer heiligen Sprache vollzogen werde, in Tönen, die man nicht

auf der Gasse hört, und worin nicht jeder Zotenreißer den Schmutz seiner Seele ergießen kann. Feiert man die heiligen Geheimnisse des Gottesdienstes in der gemeinen Sprache des Volkes oder auch des Pöbels, so wird die Folge davon, und die Menschen genommen, wie sie sind, fast die unvermeidliche Folge davon immer die sein, daß man das heilige Geschäft des Gottesdienstes nicht über die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens, sondern neben sie stellt und es auch nur als eines dieser gewöhnlichen Geschäfte in der Reihe der übrigen behandelt; kurz, es wird der Gottesdienst bald um seine Würde, seine Majestät und Erhabenheit gebracht sein; das Heilige wird noch häufiger, als es schon jetzt geschieht, profanirt und in den Koth gezogen werden.

Was die lateinische Sprache als unsere gottesdienstliche Sprache insbesondere betrifft, so läßt sich dafür als zweites und drittes noch anführen, daß diese Eine gottesdienstliche Sprache beides zugleich ist, sowohl Sinnbild der Einheit der Kirche, als auch das Mittel, diese Einheit zu bewahren. Der Glaube spricht sich natürlich gerade vorzugsweise im Gottesdienste aus und der Eine Glaube wird durch die Eine Art der Feier desselben, auch was die Sprache betrifft, schön versinnbildet. Wie wohlthuend ist es nicht einem fühlenden Katholiken, der in fremdem Lande und unter fremden Menschen immer nur fremde Laute hört, wenn er wenigstens in der Kirche, bei der gottesdienstlichen Feier, dieselben Töne wieder vernimmt, wie er sie auch in seiner Heimath gleichsam als Töne einer zweiten Muttersprache von Kindheit an gehört. Er fühlt sich dann wie in einer geistigen Heimath, in dem allgemeinen Vaterlande des Glaubens, das über Meere und Berge und über alle die verschiedenen fremden Zungen sich

weit hinaus erstreckt. Einem Protestanten, der nur Staats=, Landes= und Volkskirchen kennt, kann freilich das Bedürfniß nach einem solchen allgemeinen Vaterlande nicht fühlbar werden; der Katholik empfindet es, zumal bei dem heute neu erwachten Nationalitäten=Schwindel, nur desto mehr, und die diesem Bedürfnisse und zwar gerade durch die Eine allgemeine gottesdienstliche Sprache zu Theil werdende Befriedigung achtet er für einen großen Vortheil. Auf der andern Seite ist diese Eine gottesdienstliche Sprache aber auch ein Mittel, das Band der Einheit des Glaubens und des Geistes zu bewahren. Die Worte, als Dolmetscher unserer Gedanken und Gefühle, wie wichtig sind sie nicht gerade auf religiösem Gebiete? Ein heiliger Kirchenlehrer sagt nicht mit Unrecht, daß ein Aendern oder ein Mißverstehen der durch den kirchlichen Sprachgebrauch einmal geheiligten Worte die meisten Häresien veranlaßt. Die Worte unserer Liturgie, wie sie in unsern liturgischen Büchern, dem Meßbuche, dem Römischen Rituale und Pontifikale enthalten sind, drücken aber offenbar eben unsern Glauben aus, so daß diese liturgischen Bücher selbst für öffentliche Dokumente oder Symbole gelten können, woraus der Glaube erwiesen werden kann. Wie schwer ist es aber, Worte, zumal Worte von so tiefem geheimnißvollen Sinne zu ändern und in anderen Sprachen wiederzugeben, ohne zugleich ihren Sinn selbst zu ändern; z. B. unsere schönen, ebenso einfachen, als tiefen und gehaltreichen alten lateinischen Kirchen=Gebete, die sogenannten Orationen, man versuche es doch einmal, sie ganz entsprechend, ganz sinn= und sachgemäß, in unsere deutsche Muttersprache zu übertragen. Man wird dann gleich die große Schwierigkeit fühlen. Hiezu kommt, daß unsere lebendigen Volks= und Landes=

Sprachen beweglich, wie die Wasser-Welle sind, daß, was heute darin neu, morgen schon wieder veraltet ist, daß auch die ursprüngliche Bedeutung der Worte sich ändert und daß mithin in lebendigen Volkssprachen abgefaßte liturgische Bücher und Formulare fast alle zehn Jahr neu umgeschrieben und umgeändert werden müßten, kurz, daß die Liturgie und der durch sie ausgedrückte Glaube selbst der Gefahr des Wechselns, der Veränderung und Zerstückelung anheimfiele, eine Gefahr, die durch den gottesdienstlichen Gebrauch der todten lateinischen Sprache glücklich beseitigt ist. Durch sie werden die durch Zeit und Raum gesetzten Schranken aufgehoben und wie alle Räume und Welttheile des Gottesreiches, so werden dadurch auch alle Zeiten, Vergangenheit und Gegenwart, gleichsam mit einander ausgeglichen und in Eins verbunden. Wir glauben nicht nur, was unsere vor so vielen Jahrhunderten hingeschiedenen Brüder geglaubt und was unsere auf der ganzen Welt gegenwärtig zerstreuten Brüder glauben, bei dem wichtigsten, heiligsten und feierlichsten Geschäfte, was es für uns gibt, reden wir mit diesen längst gestorbenen und den Millionen noch lebender Brüder auch dieselbe Sprache dieses Glaubens: ein Gefühl, was für uns ebenso erhebend ist, als er uns unsere Einheit und Gemeinschaft jedesmal wieder zum Bewußtsein bringt und die Liebe zu dieser Einheit in uns wieder anfacht. Einem Protestanten freilich, dem an der Einheit überhaupt nichts gelegen ist, braucht auch an einem solchen Mittel der Bewahrung der Einheit nichts gelegen zu sein; aber deßhalb ist auch Verständigung hierüber mit ihm so schwer. Uebrigens braucht man sich auf protestantischer Seite nicht allzu viel Sorge darüber zu machen, daß, da nun einmal bei

uns der Gottesdienst in der todten lateinischen Sprache gefeiert wird, deßhalb dem Volke das Verständniß des ganzen Gottesdienstes abgeschnitten sei. Es ist für dieses Verständniß auf andere Weise genugsam gesorgt. Jeder Katechismus gibt über das Wesentliche, was das Volk aus der Liturgie zu wissen nothwendig hat, hinreichende Auskunft, und auch an sonstigen religiösen Unterrichts-, Gebets- und Erbauungs-Büchern ist kein Mangel! Ohnehin schreibt die Kirche ausdrücklich vor, in Predigten, christlichen Lehren, auch gelegentlich der gottesdienstlichen Verrichtungen selbst das Volk über Sinn und Bedeutung der gottesdienstlichen Worte und Handlungen zu belehren und wie gern das Volk sich über solche Gegenstände belehren läßt, und den hierauf sich erstreckenden christlichen Unterricht anhört, weiß ich aus eigener Erfahrung. Und selbst wenn es sich auch nicht gerade von allen Einzelnheiten beim Gottesdienste bewußte und deutliche Rechenschaft geben kann und oft sogar genöthigt ist, in Worte einzustimmen, deren Sinn es nicht versteht: so kommt es beim Gottesdienste überhaupt weniger auf das klare Verständniß des Einzelnen, als auf die fromme und demüthige Gesinnung im Ganzen an. Man kann alle einzelnen Worte seines Gebetsformulars verstehen und doch schlecht beten, und man braucht umgekehrt keines dieser Worte zu verstehen und kann doch gut beten, indem man sich tief vor Gott verdemüthigt und mit jenen Lauten seines Mundes diejenigen seines Herzens vermischt, und in jenen feurigen Liebes-Seufzern betet, von denen es heißt, daß sie wie Pfeile das Herz Gottes durchbohren. Ohnehin ist ein gewisses mystisches Halbdunkel der wahren Andacht eher förderlich, als hinderlich: es erregt und unterhält mehr die Gefühle der Bewunderung

und eines ehrfurchtsvollen Staunens vor der Größe und Herrlichkeit Gottes und daher einer tiefen Verdemüthigung vor uns selbst: und wir haben mehr nöthig, gedemüthigt, als erleuchtet zu werden. Eine allzu große Helle können wir nun einmal hienieden nicht ertragen, wir wandeln hier im Glauben, und das Schauen erwartet uns erst jenseits.

Mein theurer Gastherr hatte mich mit aller Aufmerksamkeit angehört; und als ich geendet, sagte er: ich will wenigstens für die Belehrung, die Sie mir geschenkt, nicht undankbar sein. Nehmen Sie daher (denn besser glaube ich Ihnen gegenwärtig meinen Dank nicht ausdrücken zu können), nehmen Sie von mir das Versprechen entgegen, daß ich über das katholische Ceremonien-Wesen künftig nie wieder vorschnell aburtheilen oder mich geringschätzig darüber äußern will. Und so schieden wir als gute Freunde von einander.

Die Vorurtheile aber, die er mir so offen ausgesprochen und die ich hier einer Prüfung unterzogen, theilen mit ihm unzählige Protestanten, und gewiß auch unzählige Protestanten meiner Diöcese. Und deßhalb werdet Ihr, geliebte protestantische Freunde, mir die Bitte nicht verargen, daß Ihr die vorstehende Erwiederung, die ich ihm gewidmet, so ansehen möget, als ob sie Euch Allen gewidmet sei und daß Ihr das hier Gesagte redlich prüfen und beherzigen möget. Und hiermit Gott befohlen!



Ein bischöfliches Wort

an die

Protestanten Deutschlands,

zunächst an diejenigen meiner Diöcese,

über die zwischen uns

bestehenden Controverspunkte

von

Dr. Konrad Martin,
Bischof von Paderborn.

II. Die Lehren der Kirche.

Paderborn,
Druck und Verlag von Ferd. Schöningh.
1864.

I.

Katholische Werkheiligkeit und Stockgläubigkeit.

Mit den einzelnen Lehren unserer Kirche macht Ihr es, geliebte protestantische Freunde, ungefähr ebenso, wie mit den Lehren von der Kirche. Verkennung, Mißverständnisse, absichtliche wie unabsichtliche Verdrehungen und übel angebrachte Vorwürfe. So gleich in Absicht auf diejenige kirchliche Lehre, um die sich der ganze confessionelle Streit ursprünglich drehte, auf die Lehre von der Rechtfertigung, insbesondere vom Verhältnisse des Glaubens zu der Liebe und zu den guten Werken. Die katholische Kirche lehrt, der Glaube ist zum Heile zwar nothwendig, aber er ist allein nicht genügend; die Liebe, die in guten Werken thätig ist, muß noch hinzukommen. Dem Protestantismus dagegen ist der Glaube entweder Alles, oder er ist ihm Nichts. Dem ursprünglichen war er Alles. Die Rechtfertigung durch den Glauben allein (d. h. durch den Glauben auch ohne die Liebe) war sein eigentliches Panier. „In diesem Artikel“, sagten die Reformatoren, „ist alles enthalten, was wir gegen Papst, Teufel und alle

feindliche Mächte der Welt lehren"*). Um dieses einzigen Artikels willen hielt man den Bruch mit der katholischen Kirche für gerechtfertigt, ja für geboten und Luther, welcher dieser Lehre den schärfsten Ausdruck gab, indem er an seinen Freund Melanchthon schrieb: „Sündige kräftig, aber sei auch kräftiger im Glauben"**); — Luther sagt es geradezu: fällt diese Lehre, so fällt mit ihr unser ganzes Bekenntniß und es ist um uns geschehen***). Der spätere und neuere Protestantismus hat sich aber doch an diesen Ausspruch Luthers wenig gekehrt; oder vielmehr er hat ihn Lügen gestraft. Es ging mit dieser Lehre von der Rechtfertigung „durch den Glauben allein", gerade, wie mit der Lehre von der Bibel allein. Anfänglich vergötterte man die Bibel, um sie später in lauter Fetzen zu zerreißen. Denn was haben nicht rationalistische protestantische Bibelforscher aus ihr gemacht? Und so überschätzte man auch Anfangs den Glauben, um ihn dann zu unterschätzen. Denn was liegt unsern Rationalisten und Indifferentisten am Glauben überhaupt, oder an diesem oder jenem Glaubens-Dogma, sei es dem Dogma von der Rechtfertigung, sei es dem Dogma von der Gottheit Christi oder welches andere auch immer? Wahrlich, diejenigen unter Euch Protestanten, die noch im Sinne Luther's den Glauben hoch- und über alles schätzen, lassen sich zählen. Diesem Häufchen Altlutheraner steht die große Masse solcher Protestanten entgegen, welche den Glauben an bestimmte christliche Dogmen unter die entbehrlichen Dinge zählen und die auf

*) Art. Smalc. p. 305.

**) Epist. Dr. Mart. Luth. a Joh. Aurifabro coll. Tom. 1. Jena 1556. 4. p. 345. b.

***) Art. Smalc. p. 305.

ihre Fahne den bekannten Spruch schreiben: „Thue recht und scheue Niemand.“

Solchen Gegnern nun steht die katholische Kirche mit ihrer ebengenannten Lehre gegenüber, und die einen wie die anderen, die Altlutheraner oder, wie man sie auch sonst wohl nennt, die Pietisten, wie die Rationalisten lassen sie diesen Gegensatz hübsch entgelten und überschütten sie deßhalb mit entgegengesetzten Vorwürfen. Die Altlutheraner oder Pietisten werfen ihr Selbstgerechtigkeit und Werkheiligkeit; die Rationalisten werfen ihr ihre Stockgläubigkeit vor, ohne daß sie sich jedoch weder durch den einen noch durch den anderen Vorwurf aus ihrer Fassung bringen ließe.

Mir selbst sind beide Vorwürfe schon manchmal in's Gesicht gesagt worden. Ich erinnere mich hier, was den ersten Vorwurf der Selbstgerechtigkeit oder Werkheiligkeit betrifft, eines interessanten Gespräches, das ich — es sind wohl nur zehn Jahre her — mit einem ehemaligen Collegen, einem nunmehr verewigten Professor der protestantischen Theologie in Bonn hatte. Wir trafen uns häufig, theils unter den Hallen des Universitäts-Gebäudes in den Freiviertel-Stündchen, dem sogenannten akademischen Viertel, vor oder nach unsern Vorlesungen, theils auf Spaziergängen; mitunter kamen auch wohl gegenseitige Besuche vor. Es zeichnete ihn eine besondere Milde der Gesinnung aus; gegen Andersdenkende war er sehr rücksichtsvoll und schonend und überhaupt lag in seinem Wesen etwas sehr Einnehmendes und Liebenswürdiges. Die Religion selbst war ihm Herzenssache, und er war voller Hochachtung vor den großen mittelalterlichen Theologen, insbesondere dem hl. Anselmus und dem hl. Thomas von Aquin. Seine Schrift

über den hl. Anselmus gibt davon Zeugniß. Einmal äußerte er mir sogar in all' jener Unbefangenheit, wie sie ihm eigen war, — er sei vollkommen damit einverstanden, wenn seine protestantischen Confessionsverwandten über der theologischen Summa des hl. Thomas von Aquin den Katholiken brüderlich die Hand zur Versöhnung reichten, obgleich doch gerade dieser englische Lehrer es ist, auf den Luther seine schärfsten Pfeile richtet und den er als einen Erz-Sophisten derb genug ausschilt. Aber alle diese liebenswürdigen Eigenschaften schien der Kollege eines Tages verläugnen zu wollen, bei Gelegenheit einer Unterhaltung über die aufopfernde Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus im Johannes-Spitale zu Bonn. Ob es der Verdruß über das von einer der ersten Diakonissinnen dortselbst so eben angestiftete Aergerniß, oder was es sonst war: genug als ein Dritter, der sich gerade bei uns befand, sich über die Wirksamkeit und Aufopferungstüchtigkeit der genannten barmherzigen Schwestern in vollem Lobe erging, ließ er übelgelaunt das Wort Werkheiligkeit fallen. Aber, lieber Herr Kollege, fiel ich sogleich ein, wie kommen Sie doch zu einer so bitterbösen Bemerkung, deren ich Sie, wie ich Sie bisher gekannt, fast nicht für fähig gehalten hätte! Aber so seid ihr Protestanten einmal; — und ich sehe, daß ungeachtet Ihrer Liebe zum hl. Anselmus und zum hl. Thomas von Aquin doch auch in Ihnen noch etwas vom protestantischen Geist spukt —; sind wir Katholiken pflichtvergessen und verkehrt in unserm Handeln, gleich soll diese Pflichtvergessenheit als Maßstab für den Werth oder vielmehr den Unwerth unsers Glaubens gelten; sind wir aber pflichttreu, aufopferungstüchtig und des Guten eifrig beflissen, gleich seid ihr dann wieder mit einem an-

dern Vorwurfe, mit dem Vorwurfe der Selbstgerechtigkeit oder Werkheiligkeit bei der Hand, und wie wir es daher auch machen, wir machen es Euch niemals recht.

Damals als Luther noch lebte und seine Lehre von der Rechtfertigung noch die Standarte bildete, um die seine Anhänger sich sammelten, damals hätte wohl der Vorwurf, den Sie uns machen, noch einen gewissen Sinn, wenn auch einen falschen, gehabt. Es ist Ihnen so gut, wie mir bekannt, wie Luther, wo es sich um die Rechtfertigung des Menschen handelt, mit Hand und Fuß sich gegen die Liebe und die guten Werke wehrt und wie er von beiden nichts wissen will, sondern sich nur mit dem Glauben allein begnügt. „Unsere Pabisten und Sophisten", sagt er in seiner Auslegung des Briefes an die Galater, „haben dergleichen auch gelernt, als nemlich, daß man solt an Christum glauben und daß der glaube die Grundveste were der Seligkeit. Aber doch künde derselbige niemand gerecht machen, es were denn fides formata, das ist, er hette seine rechte Gestalt von der Liebe zuvor empfangen. Dieses ist denn nicht die warheit, sondern ein eitler, ertichter Schein und falsche triegliche teuscherei des Evangelii".

Darumb ists nur ungeheurs unnützs Gewesche, wie die tollen Sophisten von fide formata, das ist, von dem Glauben, der seine rechte Art und Gestalt von der Liebe empfahen sol, geleret haben. Denn allein der glaube macht gerecht, der durchs wort Christi ergreifet und mit dem geschmückt oder geziert wird, und nicht der glaube, der die Liebe in sich schleußt. Denn sol der glaube gewiß und beständig sein, so muß er sonst nichts anderes ergreiffen, noch sich an etwas anderes halten, denn nur an den einigen Christum. Denn in Not des Gewissens kann er sonst

auf keinem anderen Grunde bestehen, denn auf dieser edlen Perlen allein. Derhalben es schrecke einen das gesetz und drücke jn der Sünde last, wie seer sie immer künnen, so kan er dennoch, wo er Christum durch den glauben ergrieffen hat, gleichwol nichts desto weniger immerdar rhümen, daß er dennoch gerecht und from sei*).

Und in derselben Schrift heißt es: „Und auff das die Widersacher diese ire schädliche und giftige auslegung (nämlich daß nur der durch die Liebe lebendige Glaube gerecht mache) bestetigen, ziehen sie den spruch an, aus dem 13. Kap. der ersten Epistel an die Korinther: „„Wenn ich mit Menschen und Engel Zungen redete und wenn ich weissagen künde; und wüßte alle geheimniß und erkenntniß und hette allen glauben, also daß ich berge versetzete, und hette die liebe nicht, so were ich nichts."" Welchen spruch sie halten, daß er jhnen eine eiserne Maur sei. Aber unverstendige, grobe Esel sinds, darum künnen sie in S. Pauli schriften gar nichts, weder verstehen noch sehen, haben derhalben mit dieser falschen Auslegung nicht allein S. Pauli worten gewalt gethan, sondern auch noch dazu Christum verleugnet, und alle seine Wohlthaten unterdrückt. Darumb soll man sich auch dafür hüten und fürsehen als für einen recht teuflischen und hellischen gifft, und soll mit S. Paulo allso schließen, daß wir gerecht werden durch den glauben allein und nicht per fidem formatam charitate." **)

Es ist Ihnen desgleichen, lieber Herr College, so gut, wie mir bekannt, wie Amsdorf, der ehemalige Bischof von Naumburg und der nachherige Freund und An-

*) Luthers Werke. Wittenb. Ausg. I. Th. S. 47. b.
**) A. a. O. S. 70. a.

hänger Luthers, durch diese fortwährende Erhebung und Betonung „des Glaubens allein" im Gegensatze zu dem in Liebe thätigen sich sogar zu dem so abenteuerlichen als schrecklichen Satze fortreißen ließ: „Daß die Propositio: gute Werke sind zur Seligkeit schädlich, eine rechte christliche Propositio sei, durch die heiligen Paulum und Lutherum gepredigt" *)

Auch das wissen wir, daß die guten Reformatoren vom gefallenen Menschen die Vorstellung hatten, daß er irgend einer guten sittlichen Handlung schlechthin nicht mehr fähig sei, sondern nur noch fähig sei (wie die Concordien-Formel sich ausdrückt), „Gott zu widerstreben", oder wie Luther selbst sagt, daß er nur noch frei sei in rein weltlichen und natürlichen Dingen, daß er aber in geistlichen oder Gottes-Sachen schlimmer sei als „ein Stein, ein Klotz oder eine Salzsäule", oder wie er an einer andern Stelle in seiner Schrift vom „unfreien Willen" sich ausdrückt, daß der menschliche Wille wie ein Reitthier zwischen Gott und den Satan in die Mitte gestellt sei: wenn Gott sich auf ihn setzt, will und geht er, wohin Gott will; wenn der Satan ihn reitet, wohin der will. Wobei man freilich nicht begreift, wie bei solcher gänzlicher Unfreiheit und totalen geistigen Unvermögenheit der gefallene Mensch es auch nur zum Glauben bringen könne. Denn man lege dem Glauben so viel oder so wenig Werth bei, als man will, man bestimme ihn, wie wir Katholiken thun, als ein festes Fürwahrhalten der uns von Gott geoffenbarten Wahrheiten oder, wie Ihr Protestanten, als ein hingebendes Vertrauen auf Christi Verdienst und Gottes Barmherzigkeit —

*) Gedruckt 1559. 4.

ohne alle geistige Selbstthätigkeit des Menschen geht es dabei nicht ab.

Endlich kennen wir beide die mit der ebengenannten in Verbindung stehende reformatorische Lehre von Gottes unbedingter Vorherbestimmung und alleiniger Wirksamkeit im Heils- oder auch im Unheils-Geschäfte des Menschen, die Lehre, wonach Gott von Ewigkeit her die Menschen entweder zur Seligkeit oder zur Verdammniß und zur Sünde, die zur Verdammniß führt, durch einen unabänderlichen Rathschluß seines Willens vorherbestimmt hat, und wonach er ebenso die Ursache des Bösen, der Verstockung Pharao's, des Ehebruchs Davids, des Verrathes des Judas, der Verläugnung des Petrus, — als die Ursache des Guten ist. Alle diese reformatorischen Lehren sind uns bekannt, und wie vom Standpunkte dieser Lehren aus uns Katholiken der Vorwurf der Selbstgerechtigkeit oder Werkheiligkeit gemacht werden konnte, ist wenigstens erklärlich. Die Urheber und Anhänger dieser Lehren von des Menschen Unfreiheit und gänzlichen Unvermögenheit auf der einen Seite und von Gottes alleiniger Wirksamkeit auf der andern Seite konnten sich nun mal nicht von der Meinung losmachen: behaupten, auch der Mensch müsse etwas zu seinem Heile mitwirken, er müsse, um Gott zu gefallen, mehr, als nur an Gott glauben, er müsse auch lieben und der guten Werke sich befleißen, sei eben so viel, als Gott etwas von seinem Ruhme und seiner Ehre entziehen oder gar sich anmaßen, die Gerechtigkeit und Heiligkeit durch sich selbst und aus eigenen Kräften erlangen zu können.

Sie aber, lieber Herr College, sehen so gut, als andere Ihres Gleichen auf die genannten reformatorischen

Lehren jetzt mit mitleidigem Achselzucken hin. Auch Sie halten die strenge Lehre von einer absoluten Vorherbestimmung und alleinigen Wirksamkeit Gottes im Guten wie im Bösen für eine schauerliche, Gott beleidigende Lehre; auch Sie achten jene Lehransicht, wonach der gefallene Mensch alles, was den Menschen zum Menschen macht, seine Vernunft und Willens-Freiheit verloren, mit Kaiser Karl V. für eine mehr viehische als menschliche; auch Sie halten den Menschen für keine bloße Maschine, für keine bloße Säge, die nur von der Hand Gottes hin und her bewegt werde, und wissen recht gut, daß es auch mit dem bloßen Glauben noch nicht gethan ist, daß Christus gesagt hat: „Nicht die zu mir sagen: Herr, Herr, werden in's Himmelsreich eingehen, sondern die den Willen meines himmlischen Vaters erfüllen", und daß der Glaube ohne Liebe und ohne gute Werke, wie der hl. Jakobus sagt, ein todter und nutzloser Glaube ist. Sie wissen, daß die Erklärung jener Paulinischen Stellen, woraus die Reformatoren ihre Lehre von der Rechtfertigung „durch den Glauben allein" hergeleitet, ganz und gar verfehlt und daß, wenn der Apostel sagt: der Mensch werde nicht durch die „Werke des Gesetzes", sondern durch den „Glauben" gerechtfertigt, er unter „diesen Werken des Gesetzes" nur die äußeren Werke jüdischen Ceremonien-Dienstes oder doch solche, die nicht aus dem Glauben an Christus gewirkt sind und daß er dagegen unter dem „Glauben", dem er die Kraft der Rechtfertigung zuschreibt, nicht den bloßen Erkenntniß-Glauben, sondern den von der Liebe beseelten und in der Liebe thätigen Glauben versteht, wie er sich selbst hierüber an verschiedenen Stellen so klar als möglich ausspricht. Alles das wissen Sie recht gut, und doch

noch einen solchen Vorwurf! Freilich lehren und glauben wir Katholiken, daß der Mensch zur Rechtfertigung nicht gelangen könne ohne sein Mitwirken und daß, wie der hl. Augustinus sagt, Gott, der uns ohne uns erschaffen hat, uns nicht ohne uns selig machen will; wir lehren und glauben, daß wir, um die Gerechtigkeit von Gott zu empfangen, uns dafür empfänglich machen müssen — durch Glauben, Fürchten, Vertrauen, durch rechte Reue und rechten Vorsatz —; und daß alle diese Erfordernisse uns, so zu sagen nicht von selbst anfliegen; aber wo haben wir jemals gelehrt, daß wir auch nur die geringste dieser Handlungen ohne die übernatürliche Gnade vollbringen können, oder daß diese übernatürliche Gnade nicht allen diesen Heilshandlungen nothwendig vorangehen und sie immerdar begleiten müsse? Hat nicht die katholische Kirche den Pelagianismus, der zur Gerechtigkeit der übernatürlichen Gnade nicht zu bedürfen glaubte, wie den Semipelagianismus, der wenigstens den Anfang des Heilsgeschäftes nicht von der Gnade, sondern von dem freien Willen des Menschen herleitete, wiederholt und feierlich verworfen?

Und Sie sehen demnach, verehrter Herr College, soll mit dem Vorwurfe der Selbstgerechtigkeit, den man uns macht, gesagt sein, daß wir in pelagianischem oder semipelagianischem Sinne die Meinung hegten, wir könnten die christliche Gerechtigkeit uns selbst, durch unsere eigenen Kräfte erwerben: so spricht man damit gegen uns nichts als eine elende Verläumdung aus. Soll er aber besagen, daß wir nach unserer katholischen Lehre wirklich selbst und in eigener Person gerecht sein und nicht bloß, wie die Reformatoren sagen, für gerecht erklärt und angesehen werden müssen: so lassen wir ihn uns gern gefallen.

Die reformatorische Ansicht, daß die Sünde im Gerechtfertigten bloß durch die ihm zugerechnete Gerechtigkeit Christi zugedeckt, aber nicht wirklich vertilgt, daß die Gerechtigkeit Christi dem Gerechtfertigten bloß äußerlich angeklebt oder angekleckſ't, aber nicht in ihn wirklich aufgenommen, daß der Sünder, der gerechtfertigt wird, von Gott nur für gerecht angesehen, aber nicht wirklich von ihm innerlich gerecht gemacht werde, kein lebendiges Glied am Leibe Christi, kein lebendiger Rebzweig an seinem Weinstocke werde; — oder um ein Bild zu gebrauchen, das in einem ähnlichen Sinne unser Heiland selbst gebraucht, daß er nur ein übertünchtes Grab sei, äußerlich schön, aber innerlich voll von üblem Geruch und Todtengebein — diese reformatorische Ansicht können wir nun einmal weder mit der Wahrheit des Evangeliums, noch mit der Wahrhaftigkeit Gottes oder dem Zwecke der Erlösung vereinigen. Es gereichte auch unserm Erlöser wahrlich zu keinem besondern Ruhme (und doch setzt die reformatorische Lehre gerade in der Beförderung des Ruhmes und der Ehre Christi ihren besondern Vorzug), wenn sein Blut bloß die Kraft hätte, uns als äußerlich gerecht vor Gott hinzustellen, nicht aber unsere Seele vom Schmutze der Sünde wirklich zu reinigen; ein Erlöser und ein Urheber und König der Heiligkeit zu sein und doch keine wahrhaft erlöſ'ten, keine wahrhaft heiligen Unterthanen zu haben. Wer rühmt nicht einen Arzt, der einen schon aufgegebenen unglücklichen lahmen Menschen durch seine Kunst dahin gebracht hat, daß er wieder selbst gehen kann; und statt daß dieses Selbstgehen oder Wandeln den Ruhm des Arztes irgend beeinträchtigen sollte (dies zu denken wäre ja geradezu lächerlich), wird er dadurch erst recht in's Licht

gesetzt. Und je vollkommener die Wiederherstellung des Kranken, desto vollkommener erscheint der Ruhm des Arztes. So also, lieber Herr College, fuhr ich fort, verhält es sich mit der katholischen Selbstgerechtigkeit; und mit der katholischen Werkheiligkeit verhält es sich ungefähr ebenso.

Der Vorwurf der Werkheiligkeit nämlich kann einen sehr verschiedenen Sinn haben. Man kann damit sagen wollen: wir Katholiken suchten unser Heil nur in gewissen äußerlichen, leicht und obenhin verrichteten Werken, in äußerem Ceremonien-Kram, in Verrichtung leichter Gebete, Bußen oder kirchlicher religiöser Uebungen, wir legten sogar Werth auf die äußern Werke als solche, betrachtet als abgetrennt von der innen guten Gesinnung, nicht als Ausdruck oder Frucht dieser Gesinnung, und vielleicht noch befleckt durch unedle unreine Absichten und Beweggründe; — wenn man diese Vorstellung mit dem Vorwurfe Werkheiligkeit verbindet, so trifft uns derselbe mit nichten. Niemand kann an Werke, die gut oder heilig sein sollen, strengere Forderungen stellen, als wir. Wir fordern von einem Werke, das wahrhaft und vor Gott gut sein soll, nicht nur, daß es an sich wie seinen Umständen nach gut und dem göttlichen Willen entsprechend sei; es gibt Handlungen, die an sich gut sind, z. B. seinen Glauben bekennen, die es aber nicht sind ihren Umständen nach, z. B. den Glauben zur Unzeit bekennen und dadurch nur die Bosheit reizen oder sich selbst der Gefahr der Verläugnung des Glaubens aussetzen; — solche Handlungen oder Werke achten wir nicht für theils gut und für theils schlecht, sondern für ganz schlecht.

Auch das genügt uns noch nicht, daß das Werk, das wahrhaft gut, das Gott wahrhaft wohlgefällig, und vor

ihm verdienstlich sein soll, — nicht aus irgend einem unreinen Beweggrunde oder aus irgend einer unedlen und unreinen Absicht verrichtet werde; denn das versteht sich für uns von selbst, daß uns auch das äußerlich schönste und beste Werk durch solche unheilige Beweggründe oder Absichten vergiftet gilt. Von einem Werke, das wahrhaft gut und Gott wohlgefällig sein soll, fordern wir auch, daß es im Stande der hl. Gnade und unter dem Einflusse des hl. Geistes gewirkt sei. Nur wenn man selbst gerecht und heilig ist, ein lebendiger Rebzweig am mystischen Weinstocke, kann man auch gerechte und heilige Früchte hervorbringen; nur ein guter Baum bringt gute Früchte. Nicht alle Handlungen oder Werke eines Ungerechten oder eines Ungläubigen brauchen gerade sündhaft und schlecht zu sein; — nein das lehren nicht wir, das lehren Ihre Reformatoren, die dem gefallenen Menschen sogar die Freiheit, Gutes zu thun, absprechen; wir können z. B. jene Handlungen, wodurch sich ein Nicht-Gerechtfertigter auf die Rechtfertigung vorbereitet: glauben, beten, fürchten, bereuen, vertrauen u. dgl. unmöglich für schlecht halten; sie sind gut und für ihren nächsten Zweck tauglich; aber wahrhaft und im strengen Sinne vor Gott *gut* sind sie nicht; sie sind nicht verdienstlich und sie verdienen uns weder die Gnade der Rechtfertigung (diese kann auch nach unserer Lehre nicht verdient werden, sondern wird uns *umsonst*, um der Verdienste Christi willen mitgetheilt), noch einen himmlischen Lohn. Erst wenn man gerecht und im Stande der Gnade ist, vereinigt mit Gott und ein Tempel des hl. Geistes, erst dann kann man auch wahrhaft gerechte, heilige und verdienstliche Werke wirken. Die größten und glänzendsten Werke eines Ungerechten haben vor Gott keinen

Werth; die geringsten und unscheinbarsten Werke eines Gerechten, die aus dem Borne der heiligen Liebe quellen, und mehr vom hl. Geiste, der in uns ist, als von uns selbst gewirkt werden, haben vor Gott einen großen und ewigen Werth. So lehren und so glauben wir.

Der Vorwurf der Werkheiligkeit kann auch besagen sollen: wir brüsteten uns mit unseren guten Werken, hielten sie anmaßlich, wie jener Pharisäer im Tempel, Gott gleichsam vor die Augen, rechneten ihm vor, was er uns dafür schulde und dgl.; — und wenn mich, lieber Herr College, nicht alles täuscht, so haben Sie selbst in einer Anwandlung von Unmuth das Wort so verstanden; Sie haben auf die guten Schwestern, die sich im Dienste der Nächsten-Liebe opfern, den Verdacht geworfen, als ob sie in ihrem opferwilligen Wirken nun auch so recht sich bespiegelten und sich für die entbehrten Freuden der Welt durch die eitlen Freuden des Wohlgefallens an sich selbst entschädigten; mithin eine eitle Freude an die Stelle der andern setzten. Aber damit machen Sie freilich Sich noch mehr als ihnen ein schlechtes Kompliment, Sie werfen sich zum Richter über innere Herzens-Angelegenheiten Ihrer Mitmenschen auf, die nur der alldurchdringende Blick Gottes erforscht und greifen in sein höchstes Majestäts-Recht ein, — entgegen der Mahnung unsers Heilandes: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." Unsere katholische Lehre berechtigt Sie zu einem solchen Verdachte nicht. Unsere Kirche lehrt nicht, daß der Gerechtfertigte solche gute und heilige Werke auf eigene Hand verrichten könne, so wenig wie sie lehrt, daß er auf eigene Hand sich auf die Rechtfertigung vorbereiten und dafür sich empfänglich machen könne; — wohl aber lehrt sie, daß wir ohne

Gott nichts, auch gar nichts vermögen; nichts, was für das ewige Leben ersprießlich wäre, wie der Heiland sagt: „ohne mich könnt ihr nichts"; und daß unsere guten Werke oder Verdienste mehr Werke Gottes in uns, Geschenke seiner barmherzigen Liebe und Güte, als unsere eigenen sind. Unsere Kirche lehrt nicht, daß wir uns unserer guten Werke erheben oder uns derselben rühmen sollen; wohl aber, daß der Ruhm derselben Gott allein gebührt, der in uns das Wollen und das Vollbringen wirkt. Unsere Kirche lehrt nicht, daß wir mit unsern guten Werken Gott anmaßlich uns gegenüberstellen sollen; wohl aber lehrt sie, daß auch, wenn wir Alles gethan, was uns befohlen worden, wir uns dennoch Gott gegenüber nur als unnütze Knechte ansehen sollen. Unsere Kirche ist also wahrlich nicht Schuld daran, wenn uns unsere guten Werke stolz und eitel machen. Die Möglichkeit, ja die Gefahr ist freilich vorhanden, daß auch die Tugend mißbraucht werden kann und insbesondere zur Befriedigung der Eitelkeit und des Geistesstolzes mißbraucht werden kann; denn was kann nicht alles mißbraucht werden; der Feind lauert uns überall auf und der Feind des Stolzes ist der erste und der letzte, den wir zu besiegen haben, und der, wenn er aus einem Winkel unseres Herzens vertrieben ist, gleich sich in einen andern wieder einschleichen will: aber diese Gefahr rührt nicht von unserer Lehre, sondern von unserem Mangel an Wachsamkeit, oder, drücken wir es noch stärker aus, von unserer eigenen Bosheit her, sie rührt daher, daß viele von uns nicht sind, oder nicht sein wollen, wie uns unser Lehre haben will, — demüthig und sanftmüthig von Herzen; und daß wir durch eigene Schuld unser Herz nicht immer mit unserm Kopfe in Einklang bringen, mithin nicht mit un=

serm ganzen Wesen und unserm ganzen Menschen in's Christenthum und in die Lehre unserer katholischen Kirche eingetaucht sind.

Das Wort Werkheiligkeit läßt aber auch einen guten Sinn zu: daß wir nämlich wirklich, wie in unserm Innern, so auch in unserm Aeußern, in unserm Thun und Unterlassen, heilig sein, daß wir nach der Mahnung und dem Befehle unsers Heilandes gute Werke thun und unser Licht vor den Menschen leuchten lassen, daß wir uns hierin Gott, den himmlischen Vater, der immerdar wirkt, und Christum, unsern Heiland, der umherging und Allen Gutes that, zum Muster und Vorbilde nehmen und, wie der Apostel sagt, im Gutesthun nie ermüden sollen. Auf Thätigkeit ist der Mensch angewiesen; und ist er es nicht im Guten, so ist er es im Bösen. Jede Kraft erfüllt nur, indem sie wirkt, ihre Bestimmung; und so nothwendig die Sonne leuchtet und das Feuer wärmt, so nothwendig erweis't sich das wahre Gut= und Gerecht=Sein auch durch gute und gerechte Thaten. An diese guten und gerechten Thaten knüpft daher auch der Herr die Verheißung der Seligkeit, wie an ihre Unterlassung die Drohung der Verdammniß. „Die Gutes gethan haben," heißt es, „werden eingehen in's ewige Leben; die aber Böses gethan haben, werden in's höllische Feuer gehen". Sie sehen, Herr College, der Lehre von der Nothwendigkeit guter Werke, oder, wenn Sie wollen, von der Werkheiligkeit brauchen wir uns nicht zu schämen. Sie ist so christlich, als es nur irgend eine sein kann. Und weit entfernt, daß dadurch Gottes Ruhm und Herrlichkeit geschmälert würde, wird sie dadurch sogar befördert und verbreitet. Denn es gereicht doch Gott gewiß mehr zum Ruhme, wenn

er gute und guthandelnde, als wenn er schlechte Kinder hat. Unser Heiland sagt uns ja ausdrücklich, daß wir durch unsere guten Werke unser Licht vor der Welt leuchten lassen sollen, damit die Menschen den Vater preisen, der im Himmel ist. Durch schlechte, schlechtlebende Christen, nicht durch gute wird der Name Christi geschändet, und der christlichen Religion Unehre gemacht.

Und wenn wir endlich lehren, daß die guten Werke des Gerechtfertigten auch vor Gott verdienstlich seien und unter andern die ewige Seligkeit verdienen, so darf Sie auch dieß nicht stoßen. Die ewige Seligkeit wird nun einmal auch in der hl. Schrift nicht nur als eine Gnade, sondern auch als ein Lohn vorgestellt. Sagt doch der Heiland zu seinen Jüngern mit ausdrücklichen Worten: „Freuet euch und frohlocket, denn groß wird euer Lohn sein im Himmel." Gott, der uns freilich, wenn es auf das bloße Können ankommt, die Seligkeit auch umsonst und als ein ganz unverdientes Geschenk verleihen kann, will nun einmal, daß wir sie verdienen, daß wir, statt die Hände in den Schooß zu legen, uns um den Himmel zu gewinnen anstrengen und ihn, in die Fußstapfen unsers Erlösers tretend, gleichsam erobern sollen. Aber er will auch dieß nur zu unserm eigenen Besten, nur aus Liebe zu uns selbst, weil eine verdiente Seligkeit für uns Geschöpfe besser ist, als eine unverdiente. Was aber das zwischen der Geringheit unserer guten Werke und der unermeßlichen Größe der Seligkeit obwaltende Mißverhältniß betrifft, so wird dieß unserer Lehre nach dadurch ausgeglichen, daß jene Werke, wie sie die hl. Schrift nennt, Früchte des hl. Geistes sind. In jedem gerechtfertigten und geheiligten Christen wohnt und wirkt dieser göttliche

Geist und er drückt jeder guten That desselben sein göttliches Siegel und Gepräge auf. Dieser göttliche Künstler weiß aus unseren irdenen oder kupfernen Münzen goldene zu machen, solche, die auch vom himmlischen Hausvater für voll angenommen werden. Aber eben deßhalb, weil wir die Kraft, den Himmel zu verdienen, nicht uns selbst zuschreiben, sie vielmehr für ein Geschenk göttlicher Güte ansehen, ist auch hier jeder Selbstruhm abgeschnitten. Wenn wir uns rühmen wollen, dürfen wir uns nur im Herrn rühmen.

Mein lieber College schien über meine Expectoration nicht wenig verwundert. Er fühlte wohl, daß er ein unpassendes Wort gesprochen, und gestand dieß auch ein; daß ich aber hierüber so in Feuer gerathen würde, hatte er sich gewiß nicht gedacht; denn jemanden zu verletzen, war überhaupt nicht seine Art. Er bat mir durch sanfte begütigende Worte die Uebereilung ab, und unsere Unterredung war dießmal beendigt, ohne daß wir einander etwas nachgetragen hätten. So oft ich aber seitdem den Vorwurf Selbstgerechtigkeit oder Werkheiligkeit wieder höre, fällt mir immer der gute treue College ein, und seinen vor Kurzem erfolgten Hingang habe ich aufrichtig bedauert.

Der entgegengesetzte Vorwurf von dem ebengenannten, den man uns um unserer obigen Lehre willen von anderer Seite her macht, ist der Vorwurf der Stockgläubigkeit. Weil wir lehren, daß der Glaube nicht allein genügend ist, nannten und nennen uns die ehemaligen Anhänger der Reformations-Lehre und die heutigen Altlutheraner und Pietisten selbstgerecht und werkheilig; und weil wir lehren, daß der Glaube zum Heile, wenn auch allein nicht genügend, doch nothwendig ist, nen=

nen uns die Rationalisten und Indifferentisten stockgläubig: ein Vorwurf, der heut zu Tage sogar noch häufiger ist, als der erste, und den man von allen Arten von Personen, gebildeten und ungebildeten, Theologen und Nicht-Theologen, selbst mitunter von Bauern, Handwerkern und Fabrikarbeitern, und zwar nicht bloß von protestantischen, sondern selbst von katholischen d. h. von solchen, die katholisch getauft sind, hört; denn leider hat das Gift des Indifferentismus, des Unglaubens oder Halbglaubens auch einen nicht geringen Theil der katholischen Bevölkerung angesteckt. „Ei, was, mit eurem Glauben, und euren starren Glaubens-Dogmen", sagen sie, „darauf kommt doch bei Gott wohl wenig an, was ich glaube; wenn ich nur rechtschaffen lebe und meine Pflicht thue, Thue recht und scheue Niemand, das allein ist ächte Religion, wobei man des Glaubens oder bestimmter Glaubens-Dogmen allenfalls entbehren kann." So oder ähnlich lauten in dieser Hinsicht die immer und überall wiederkehrenden Vorwürfe, wie sie mir schon hundertmal selbst begegnet sind. Was soll man dazu sagen? Ich habe immer, wenn ich etwas darauf gesagt habe (denn öfterer ist es gerathen, darauf gar nichts zu sagen), etwa Folgendes gesagt:

Ihr sagt, es sei gleich, ob und was man glaube oder nicht glaube. Aber ist denn die Wahrheit — und die christlichen Glaubens-Dogmen sind doch für einen Christen der Ausdruck der Wahrheit, — und ist die Erleuchtung unseres Verstandes durch die Wahrheit nichts? Ihr sprecht ja doch sonst immer so gerne von Wahrheit und von Liebe zur Wahrheit: warum denn also gerade hier diese Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit?

Ihr legt, um den Glauben als etwas Entbehrliches hin-

zustellen, den Nachdruck auf die Liebe. Aber auch wir gläubige Katholiken ziehen die Liebe allem Andern vor, nur verstehen wir unter Liebe etwas Anderes. Wir verstehen darunter nicht die Liebe, die aus Fleisch und Blut stammt, sondern diejenige, die uns über Fleisch und Blut erhebt, die heilige Liebe, die aus Gott geboren ist. Diese aber hat den Glauben an Christus und an Alles, was er gelehrt hat, zu ihrer nothwendigen Voraussetzung. An diesem Glauben nährt und erwärmt sie sich, von ihm wird sie geführt und geleitet. Denn so gewiß der Glaube ohne die Liebe todt und nutzlos ist, so gewiß ist die Liebe ohne den Glauben unsicher und blind. Denn natürlich kann ich Gott nicht wahrhaft als das höchste Gut lieben, wenn ich ihn nicht zuvor durch den Glauben als das höchste Gut erkannt, und wenn ich den Blick wegwende von jenen Werken, worin die Schönheit seiner Liebe am hellsten strahlt. Die Krippe, wo er als armes Kind für uns in Windeln liegt, die Hütte in Nazareth, wo er, der Herr Himmels und der Erde, um unsertwillen so lange Zeit in Niedrigkeit und Verborgenheit lebt, der Berg der Seligkeiten, wo er seinen Jüngern seine wunderschöne Lehre von den acht Seligkeiten lehrt; die Ufer des galiläischen See's, wo er die Wunder seiner Liebe und Barmherzigkeit wirkt; der Berg Tabor, wo er in seiner Verklärung uns einen Strahl unserer einstigen himmlischen Verklärung zeigt; Gethsemane, wo er für uns Blut schwitzt, Golgotha, wo er für uns stirbt, und der hl. Tabernakel endlich, wo die Liebe zu uns ihn gleichsam Tag und Nacht eingeschlossen und gefangen hält: sieht man von diesen strahlenden Mittelpunkten seiner Liebe weg, welche andere Beweggründe werden uns denn wohl noch zur Liebe gegen ihn entzünden!

Ihr sprecht ferner immer von Nächstenliebe: wie kann man aber seinen Nächsten wahrhaft lieben, wenn man in ihm nicht Gottes Ebenbild und in jedem armen, gedrückten Mitmenschen den Bruder und Stellvertreter Jesu Christi erkennt? Und ist es nicht gerade wieder der christliche Glaube, der diese Erkenntniß uns vermittelt? Wahrlich, nichts ist leichter, als von Liebe reden, und die ganze Welt redet davon; ihre wahre Uebung aber ist nicht so leicht, und diejenigen, welche die Liebe auf Kosten des Glaubens preisen und mit Berufung auf sie den Glauben bekämpfen, mißbrauchen und entweihen nur ihren schönen und heiligen Namen.

Ihr legt, um den Glauben als entbehrlich hinzustellen, den Nachdruck auf das Handeln. „Thue recht, und scheue Niemand, das ist die beste Religion.“ Als ob nicht auch unser Glaube uns lehrte, recht zu thun. Nur fordert er von uns noch etwas mehr, als dasjenige, was ihr unter Rechtthun versteht. Denn das wahre Rechtthun besteht doch offenbar in der Erfüllung aller seiner Pflichten. Und ich habe doch auch Pflichten gegen Gott, und unter diesen Pflichten gegen Gott ist eine der ersten die, daß ich ihm meinen Verstand in Demuth unterwerfe und also Alles fest für wahr halte, was er uns geoffenbart hat. Und auch die übrigen Pflichten gegen Gott: Ehrfurcht, Vertrauen, Dankbarkeit, Hingebung, Liebe, Lobpreis und Anbetung; alle diese Pflichten, die schönsten, die der Mensch üben kann und die ihn zu den Engeln des Himmels erheben, beruhen doch sämmtlich auf der Grundlage des Glaubens und passen daher schlecht zu einer Rechtschaffenheit, die vom Glauben wegsieht, und Nichts von ihm wissen will.

Desgleichen habe ich doch auch offenbar Pflichten gegen mich selbst und gegen meine unsterbliche Seele. Und Sehnsucht, Hoffnung, Furcht, Vertrauen, Freude und Traurigkeit, diese und ähnliche Seelenstimmungen sind doch im gläubigen Christen gewiß etwas Anderes, als im Indifferentisten. Kurz, ich leugne nicht, daß man auch außer dem Glauben vermöge seiner natürlich guten Kräfte manche böse That meiden und manche gute verrichten kann, aber man ist doch noch nicht gut und handelt noch nicht rechtschaffen, wenn man nur keine Handlungen begeht, die einen in's Gefängniß bringen, und die Rechtschaffenheit, die nicht aus dem Glauben kommt, und um Gottes willen geübt wird, ist in der Regel doch nur ein äußerer schöner Anstrich, nur ein bloßer Firniß von Tugend, jedenfalls aber nur ein sehr ungenügender, kümmerlicher Nothbehelf.

Sie, die Rechtschaffenheit, die nicht aus dem Glauben kommt, erfüllt vielleicht gewisse Pflichten, die ihr gerade bequem sind; die wahre christliche Gerechtigkeit erfüllt alle Pflichten, auch diejenigen, die ihr unbequem sind. Jene wirkt vielleicht Glänzendes, was ihr Ruhm und den Beifall der Welt einbringt, diese wirkt still und bescheiden, auch wo kein Menschen-Auge es sieht und kein Menschen-Lob es anerkennt. Jene läßt gleich den Muth sinken, wenn ihr Thun verkannt wird, diese flüchtet sich vor den Unbilden der Mißkennung in's Gewissen zurück und ist zufrieden mit Gott allein. Jene gibt dem Armen wohl ein Almosen, diese aber gibt ihm mit dem Almosen zugleich die Liebe und das Herz. Jene beobachtet wohl eine gewisse äußere Wohlanständigkeit des Betragens, diese verabscheut selbst den leisesten unreinen Gedanken und achtet die Seele für einen geweihten Tempel Gottes. Jene

lebt glücklich und zufrieden mit einem gleichgestimmten Ehegatten; diese erträgt auch in Geduld den launigten und zänkischen. Jene freut sich mit den Fröhlichen, diese trauert auch mit den Trauernden. Jene geht mißwollend dem Mißwollenden aus dem Wege, diese sammelt auf des Feindes Haupt feurige Kohlen. Jene liebt das ihr Angemessene, das ihren Wünschen und Neigungen Entsprechende, diese trägt geduldig das Kreuz, sie küßt und herzt es, weil es das Kreuz ihres Jesus ist. Jene sucht, wenn sie ihre vermeinte Pflicht erfüllt, den Lohn schon hienieden, und will auch etwas, wie sie sagt, vom Leben genießen, diese will das Leben nicht genießen, sondern verwerthen, um das himmlische und ewige zu erlangen. Jene ist im Glücke übermüthig, im Unglück kleinmüthig; diese ist gleichmüthig im Glück und Unglück und denkt immer, daß auf ein heute wieder ein morgen kommt und daß denen, die Gott lieben, Alles zum Besten gereicht. Kurz, überall wohin ich blicke, sehe ich große, tiefgreifende Unterschiede und will man daher den genannten Satz: „Thue recht und scheue Niemand", gegen die Nothwendigkeit des Glaubens durchaus geltend machen, so muß man entweder sehr gedankenlos oder sehr unredlich sein; man muß entweder mit seinen Worten keinen vernünftigen Sinn verbinden und nicht wissen, daß man ohne sittliche Grundsätze (die doch wieder nur im Glauben wurzeln) nicht sittlich und rechtschaffen leben könne, oder man muß annehmen, es sei gleich, ob man als Muhammedaner, etwa in der Vielweiberei, oder ob man als Christ rechtschaffen lebt. In solchen und ähnlichen Worten also vertheidigte ich in der Regel, wo ich mit Indifferentisten zusammentraf, denen ich Rede zu stehen für gut fand, unsere katholische Stock-

gläubigkeit. Freilich machte ich aber auch gewöhnlich die Erfahrung, daß sie gerade zu denjenigen Gegnern unsers Glaubens gehören, gegen welche mit Gründen wenig auszurichten ist.

Doch für dießmal, geliebte protestantische Freunde, hiervon genug! Aber die Eine Bitte erlaubt mir noch: verfolgt uns doch nicht immer und ewig mit ungegründeten Vorwürfen und fangt doch endlich an, gegen uns Gerechtigkeit zu üben! —

II.

Die Siebenzahl der hl. Sakramente.

Wir kommen nun zu den Sakramenten, den Mitteln der Rechtfertigung. Denn unter einem Sakramente verstehen wir mit dem Römischen Katechismus ein äußeres sinnliches (von Christus eingesetztes) Zeichen, das in Kraft göttlicher Anordnung Uebersinnliches, Heiligkeit und Gerechtigkeit, nicht nur veranschaulicht, sondern auch bewirkt. Wir erkennen es dankbar als einen besondern Beweis der Liebe und Weisheit Gottes, daß er die Mittheilung seiner übersinnlichen Gnade an solche sinnliche Zeichen geknüpft und verehren mit dem ganzen christlichen Alterthume sieben solcher Sakramente. Aber eben diese Siebenzahl ist für Euch, geliebte protestantische Freunde, ein Stein des Anstoßes. Ihr nennt diese Siebenzahl eine spätere willkührlich menschliche Erfindung und Ihr habt von unsern sieben Sakramenten nur zwei, und auch diese nur in verkümmerter Gestalt übrig gelassen. Der Vorwurf, daß dasjenige, was uns als das Ehrwürdigste an der Religion erscheint, etwas willkührlich Erfundenes sei, schmerzt uns. Gesetzt, es wären nicht alle sieben Sakramente durch die hl. Schrift ausdrücklich bezeugt, folgte schon hieraus etwas

gegen ihre Wahrheit? Wir wissen, daß unser göttlicher Heiland nach seiner Auferstehung noch 40 Tage mit seinen Aposteln auf Erden verkehrte, und sie über das Reich Gottes unterwies. Wir wissen auch, daß nicht Alles, was er hier zu ihnen sprach oder anordnete, so wenig wie alles das, was er früher vor seinem Kreuzestode zu ihnen geredet, in der hl. Schrift aufgezeichnet worden ist. Aber Alles, was Christus gelehrt und angeordnet, ist uns heilig, mag es nun geschrieben oder nur mündlich fortgepflanzt sein. Ihr steift Euch zwar immer auf den Grundsatz, das biblische, und nur das biblische Christenthum anzuerkennen. Ihr selbst aber seid die Ersten, die Ihr diesem Grundsatze praktisch untreu werdet. Denn wie Vieles, was in der Bibel gesagt ist, ignorirt Ihr; und wie Vieles, was darin nicht gesagt ist, erkennt Ihr an und übt es! In der Bibel wird z. B. geradezu gesagt: „Ihr sollt gar nicht schwören;" „eure Rede sei: ja, ja, nein, nein, was darüber ist, das ist vom Bösen" *), und Ihr schwört doch. In der Bibel wird geradezu gesagt: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen"; — und „ein Weib, das unter einem Manne steht, ist an das Gesetz gebunden, wenn aber der Mann stirbt, so ist sie vom Gesetze des Mannes entbunden" **); und Ihr trennt die Ehe doch, auch ihrem Bande nach. Geld auf Zinsen ausleihen wird in der hl. Schrift untersagt, und Ihr thut es doch. Denn wenn auch wir es thun, so pochen wir nicht, so wie Ihr, auf das streng buchstäbliche biblische Christenthum. Und umgekehrt, wo steht denn in der hl.

---

*) Matth. 5, 34. 37.
**) Röm. 6, 2.

Schrift geschrieben, daß die Christen statt des jüdischen Sabbath den Sonntag, oder daß sie dieses oder jenes religiöse Fest, etwa das Weihnachts- oder Christi Himmelfahrts-Fest feiern sollen: und Ihr feiert den Sonntag und die genannten christlichen Feste doch. Wo steht in der hl. Schrift geschrieben, daß dieses oder jenes Buch des N. T. vom hl. Geiste eingegeben sei, und Ihr (ich meine die Christgläubigen unter Euch), redet doch immer von den Büchern des N. T. als von heiligen, Gott eingegebenen Schriften, und die Strengsten unter Euch beziehen sogar die göttliche Inspiration auf die einzelnen Buchstaben und dem Wortausdruck der hl. Schrift. Wo steht ferner in der hl. Schrift etwas von der Kindertaufe geschrieben? Umgekehrt sollte man nach den Worten unsers Heilandes an seine Apostel: „Gehet hin, lehret die Völker und taufet sie"; so wie nach seinem Ausspruche: „Wer glaubt und getauft ist", wird selig werden; — hiernach sollte man umgekehrt schließen, daß (neugeborne) Kinder, die noch nicht (aktuell) glauben können, auch nicht getauft werden dürften, und Ihr tauft deßungeachtet die Kinder, so gut, wie wir. Ihr seht, das bloße Reden von einem sogenannten biblischen Christenthum ist wohlfeil und es hat damit wenig auf sich. In der That nehmt Ihr es, was Eure eigenen religiösen Lehren und Uebungen betrifft, mit der Prüfung, ob sie auch in der Bibel enthalten oder vorgeschrieben seien, nicht allzugenau, und es scheint, daß Ihr es damit nur genau nehmt und nur dann engherzig auf den Buchstaben der Bibel dringt, wenn Ihr unsere Lehren und Einrichtungen bekämpfen wollt. Die Streiche, die Ihr mit dieser Waffe gegen uns führt, treffen uns aber doch nicht. Denn wie gesagt, wir nehmen die Bibel als

Gottes Wort an, aber die von den Aposteln mündlich als geoffenbarte Wahrheit fortgepflanzte Lehre ist uns nicht minder Gottes Wort, und wir sind nicht so engherzig oder auch so prätentiös, den göttlichen Geist und das ganze göttliche lebendige Christenthum in geschriebene todte Buchstaben einzwängen zu wollen, zumal die hl. Schrift selbst sagt, daß Vieles von dem, was Jesus gethan, nicht geschrieben sei.*) Wäre daher auch die Siebenzahl der Sakramente in der hl. Schrift nicht ausdrücklich bezeugt, so könnte sie doch göttlich wahr sein, wenn nur die apostolische Ueberlieferung sie bezeugte. Diese aber bezeugt sie ganz unwidersprechlich. Die abendländische und die morgendländische oder rechtgläubig griechische Kirche hält sie als ein göttliches Erbe fest, und selbst Sekten, die sich schon im fünften Jahrhunderte von der Gemeinschaft der Kirche losgesagt (die Nestorianer und die Monophysiten), nahmen sie in ihre Getrenntheit mit hinüber, was sicherlich nicht geschehen wäre, wenn diese Siebenzahl auch nur mit einigem Schein als bloßes Menschenwerk hätte zurückgewiesen werden können. Auf die Zeugnisse im Einzelnen einzugehen, ist nicht nöthig, und würde uns dieß ohnehin auf gelehrte Untersuchungen führen, die hier nicht an ihrem Platze sind. Daß man einzelne dieser Zeugnisse bestritten und ihnen ihre Beweiskraft zu entziehen gesucht hat, weiß ich; so lange aber diejenigen, die diese Zeugnisse bestreiten, mir nicht urkundlich nachweisen, in diesem und diesem Jahre und Jahrhunderte fing man erst an z. B. die hl. Firmung oder die hl. Priesterweihe als Sakrament zu glauben und zu handhaben; so lange werden sie mich

*) Joh. 20, 30.

durch allen Aufwand von Spitzfindigkeit und Gelehrsamkeit nicht irre machen. Bis jetzt ist den gelehrten Bestreitern der Katholicismus ein solcher urkundlicher Beweis noch nicht gelungen.

Uebrigens ist es aber auch mit der biblischen Begründung der gedachten Siebenzahl der hl. Sakramente so übel nicht bestellt, wie Ihr, geliebte protestantische Freunde, die Welt gern überreden möchtet. Von der hl. Taufe und dem hl. Abendmahle braucht natürlich hier gar keine Rede zu sein. Was die hl. Firmung betrifft, so wissen wir, daß Petrus und Johannes nach Samarien reis'ten, um den dort Getauften die Hände aufzulegen, damit sie den hl. Geist empfingen*). Und ist dies denn etwas Anderes, als unser heutiges Sakrament der Firmung? Wir haben hier ein äußeres Zeichen, nämlich die Handauflegung der Apostel (die Salbung mit hl. Chrysam hat, nach andern Stellen der hl. Schrift zu schließen**), gewiß hierbei auch nicht gefehlt), wir haben die innere Gnade, die durch dieses äußere Zeichen nicht bloß gesinnbildet, sondern auch vermittelt wird, den hl. Geist mit seinen verschiedenen Gnaden und Gaben; — und die Einsetzung Christi, — die hier von selbst folgt, weil die Apostel aus sich mit einem äußern Zeichen innere Gnaden nicht verbinden konnten. Was fehlt hier also noch an einem wahren und eigentlichen Sakramente des n. B., d. h. an einem göttlich angeordneten äußern Zeichen, welches eine innere Gnade ebenso anzeigt, als vermittelt und bewirkt? Auf den Namen, ob der sich in der hl. Schrift findet, kommt es doch nicht an, wenn nur die Sache selbst sich darin findet. Ihr sucht

*) Apst. 8, 14—18.
**) 2. Kor. 1, 21. 22.

dieses Zeugniß der hl. Schrift, so wie die ähnlichen Zeugnisse der ältesten Kirchengeschichte freilich dadurch zu entkräften, daß Ihr die Handlung der hl. Firmung als ein bloßes Anhängsel der Taufe darstellt. Wir läugnen nicht, daß sie in den Fällen, wenn der Bischof selbst die Taufe verrichtete, an diese sich gleich anschloß. Aber folgt daraus ihre Einerleiheit mit der Taufe? Empfangen wir nicht auch heute noch oft zwei oder sogar drei Sakramente, z. B. Buße und Eucharistie, gleich nach einander, ohne daß wir deßhalb ihre Verschiedenheit antasten? Daß die Firmung in der alten Kirche wirklich nicht als ein bloßes Anhängsel, sondern als ein für sich bestehendes besonderes Sakrament erschien, wird nicht nur von den ältesten Kirchenschriftstellern, wie z. B. von einem Cyprian (im 2. Jahrh.) ausdrücklich bezeugt*); es beweis't dieß auch der Umstand, daß, wenn nicht der Bischof, der eigentliche Spender der Firmung, sondern ein Priester oder ein bloßer Diakon die Taufe verrichtete, die Firmung oft erst Jahre lang nach der Taufe ertheilt zu werden pflegte. So pflegte es in unserm oben genannten Falle schon zur Zeit der Apostel, so pflegte es auch noch zur Zeit des hl. Hieronymus im 4. Jahrhunderte zu geschehen. Der letztgenannte Kirchenlehrer sagt ausdrücklich, daß zu seiner Zeit die Bischöfe im Lande herumgereis't seien, um den Getauften die Hände aufzulegen. Endlich deutet auf die Verschiedenheit der Firmung von der Taufe auch die Verschiedenheit der durch das eine und das andere Sakrament ertheilten Gnade hin. An der genannten Stelle in der Apostelgeschichte wird gesagt, die Getauften, denen die Apostel die Hände aufgelegt,

*) Epist. 75.

hätten den hl. Geist empfangen, nämlich den hl. Geist in einem größeren Maaße. In Beziehung auf die Taufe finden wir dieß nirgends gesagt, und die Firmung wird daher auch das Sakrament des hl. Geistes schlechthin genannt. Und der Papst Melchiades (im Anfange des 4. Jahrh.) gibt in einem Briefe an die Spanischen Bischöfe den Unterschied der Wirkung der beiden Sakramente dahin an: „In der Taufe“, sagt er, „wird der Mensch zum Kriegsdienste aufgenommen; und in der Firmung wird er bewaffnet zum Kampfe; im Taufbrunnen verleiht der hl. Geist die Fülle (der Gnade) zur Unschuld, in der Firmung aber ertheilt er die Vollendung zur Gnade; in der Taufe werden wir wiedergeboren zum Leben, nach empfangener Taufe aber werden wir (durch die Firmung) gestärkt zum Kampfe; in der Taufe werden wir abgewaschen, nach der Taufe werden wir (durch die Firmung) bekräftigt. Die Wiedergeburt rettet an sich diejenigen, die die Taufe im Frieden empfangen; die Firmung bewaffnet und rüstet uns zum christlichen Streiter-Leben.“

Ich meine, solche Aussprüche sind doch klar genug. Sie werden aber von Euren Theologen wohlweislich verschwiegen. Auf den gethanen Vorschlag, die hl. Firmung nur als eine Ceremonie gelten zu lassen, wobei etwa der erwachsene Christ bloß in seinen religiösen Kenntnissen geprüft würde und ein Bekenntniß seines Glaubens ablegte, konnten wir daher unserseits mit nichten eingehen. Der erwachsene Christ muß kämpfen, und der Kampf, den er zu bestehen hat gegen die Verführung zur Untreue an Gott und an seiner hl. Kirche, ist besonders in heranwachsendem Alter nicht allzu leicht; mit bloßen Scheinwaffen kann er ihn nicht bestehen, und seine eigene natür-

liche sittliche Widerstandskraft gleicht einem zerbrechlichen Rohre; das Bedürfniß nach höherem übernatürlichem Beistande gerade in diesen bestimmten Gefahren, wie sie das heranwachsende Alter mit sich bringt, haben auch diejenigen schon erfahren, die es nicht anerkennen. Mit einer bloßen Ceremonie, die uns nicht wirklich übernatürliche Stärke mittheilt, ist es nicht gethan; und die hl. Synode von Trient hatte Recht, sich gegen eine solche Verkümmerung und Ausleerung unsers Sakraments so entschieden, als möglich, zu erklären.

Das Sakrament der Buße ist nach unserer Auffassung das ordentliche Mittel der Sündenvergebung für diejenigen, die nach der Taufe, untreu ihrem Taufversprechen, die Gesetze des Evangeliums verletzt haben. Daß Christus der Herr seinen Aposteln und natürlich auch ihren Nachfolgern die Macht, Sünden zu vergeben, übertragen hat, läßt sich mal, nach den klaren Aussprüchen der hl. Schrift, nicht bestreiten. Auch lassen die Ausdrücke, in denen er ihnen diese Gewalt überträgt, es nicht bezweifeln, daß sie die Gewalt in Form eines Gerichtes ausüben sollten; denn unser Heiland sagt nicht schlechthin: „Empfanget die Gewalt der Sündenvergebung; wem ihr die Sünden vergeben werdet, dem sollen sie vergeben sein"; sondern er fügt auch hinzu: „Und wem ihr sie behalten werdet, dem sollen sie behalten sein".*) Hierin ist doch klar ausgesprochen, daß sie urtheilen und richten sollen, wem die Gnade der Lossprechung von den Sünden zu Theil werden dürfe, und wem nicht; — denn daß sie auf's gerathewohl nach bloßer Willkühr und Laune den einen lossprre-

*) Joh. 20 23.

chen sollten und den andern nicht, dieß war und konnte unmöglich die Absicht unsers Erlösers sein.

Dieß Urtheil oder Gericht fordert aber auf der andern Seite wieder genaue Kenntniß des Thatbestandes, weil es sonst ein Gericht in's Blaue hinein ist, und da es sich hier nicht bloß um ein Vergeben und Behalten von öffentlichen, notorischen Vergehen handelt (dafür sind die Ausdrücke, deren sich unser Heiland bei Uebertragung der genannten Gewalt an die Apostel bedient, zu allgemein), sondern ebenso sehr auch um die geheimen und verborgenen Sünden; so ist für nicht allwissende Menschen, wie die Apostel und deren Nachfolger sind, eine solche Kenntniß des Thatbestandes auf einem andern Wege, als indem die Sünder ihrem Gerichte sich stellen und ihre Sünden ihnen äußerlich einzeln bekennen oder beichten, nicht zu erlangen. Und entweder, schließen wir, hat Christus die Gewalt der Sündenvergebung in seiner Kirche nicht zur Auferbauung, sondern zur Zerstörung eingesetzt, oder er hat auch zugleich die Beichte, und zwar so, wie sie von uns verstanden wird, eingesetzt. Denn wer den Zweck will, muß natürlich auch die Mittel zum Zwecke wollen. Das äußere Bekenntniß seiner Sünden, wodurch man zugleich seine innere reumüthige Gesinnung offenbart, und auf der andern Seite die im Namen Christi vom Priester stattfindende Lossprechung des Sünders von seinen begangenen Sünden, ist nun aber eine äußere Handlung, ein äußeres Zeichen, womit nach dem eben Auseinandergesetzten eine innere sehr kostbare Gnade, die Gnade der Sündenvergebung, verbunden ist: und wir haben also hier wieder ein wahres und eigentliches Sakrament des neuen Bundes, das uns durch die h. Schrift nicht undeutlich bezeugt wird.

Das fünfte Sakrament, die letzte Oelung, blieb in der hl. Schrift ebenfalls nicht unbezeugt. Bekanntlich wird in der hl. Schrift *) von den vorläufig von Christus ausgesandten Jüngern erzählt, daß sie Buße gepredigt, viele Teufel ausgetrieben, viele Kranke mit Oel gesalbt und sie geheilt hätten. Ich will auf diese Stelle der hl. Schrift kein allzugroßes Gewicht legen, und will zugeben, daß die Kranken-Salbung, wie sie hier von den vorläufig ausgesandten Jüngern vorgenommen ward, nicht mit unserer Kranken-Salbung im Sakramente der letzten Oelung ein und dasselbe sei; daß aber in jener Kranken-Salbung eine Art Hindeutung auf unser Sakrament, ein Vorbild desselben, enthalten sei (und mehr darin zu finden, verpflichtet uns die Kirche nicht), lasse ich mir nicht ausreden. Die ausgesandten Jünger Christi haben diese Kranken-Salbung offenbar nicht auf eigene Hand, sondern aus Auftrag ihres Meisters vorgenommen, denn auf eigene Hand konnten sie die wunderbare Wirkung der Heilung durch diese Salbung nicht hervorbringen. Es ist aber eine bekannte Sache, daß unser Heiland, ehe er seine Heils-Anstalten wirklich einsetzt, durch Verheißungen oder verheißende, vorbildende Handlungen die Menschen erst darauf vorbereitet. So war es z. B. der Fall bei der Taufe; noch ehe er sie als eine für Alle verbindliche Anstalt nach seiner Auferstehung einsetzt, spricht er auf sie hinweisend zu Nikodemus: „Wer nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem hl. Geiste, kann nicht eingehen in's Himmelreich". So war es gleichfalls der Fall bei der Eucharistie. Fast ein Jahr vor ihrer

---

*) Mark. 6, 13.

wirklichen Einsetzung am Abende vor seinem Leiden spricht er aus Anlaß jener wunderbaren Brodvermehrung zu den Juden in Kapharnaum: „Das Brod, das ich euch geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt . . . . Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, wenn ihr das Fleisch des Menschen-Sohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken"*) u. s. w. Offenbar eine Hinweisung auf die Eucharistie, eine auf sie vorbereitende Verheißung derselben. Das Gleiche ist der Fall bei dem für die Kirche so wichtigen Institute des Primates Petri. Ehe er diesem Apostel in den Worten: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe" **), das Oberhirten-Amt über die Lämmer und Schafe in seiner Kirche d. h. über seine ganze Kirche wirklich verleiht, spricht er verheißend zu ihm: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen".***)

Bei diesem sonst von unserm Heilande beobachteten Verfahren überrascht es mich nicht, auch vorbildlichen Hinweisungen auf das Sakrament der hl. Oelung zu begegnen, und eben dafür halten wir, wie gesagt, jene oben berichtete Kranken-Salbung. Ein ausdrückliches Zeugniß der hl. Schrift für den sakramentalen Charakter der letzten Oelung finden wir aber im Briefe des hl. Jakobus. „Ist Jemand krank unter Euch", sagt dieser Apostel, „so rufe er die Priester der Kirche zu sich und die sollen über ihn beten, und ihn mit Oel salben im Namen des Herrn:

*) Joh. 6, 54.
**) Joh. 21, 16. 17.
***) Matth. 16, 18.

und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken zum Heile sein und der Herr wird ihn aufrichten, und wenn er Sünden auf sich hat, so werden sie ihm vergeben werden" *). Ich meine, deutlicher hätte sich wohl der Apostel über unsern Gegenstand nicht aussprechen können. Wir haben hier ein äußeres Zeichen: die Salbung mit Oel und das Gebet des Priesters; wir haben eine mit diesem äußeren Zeichen verknüpfte und dadurch gesinnbildete innere übernatürliche Gnaden-Wirkung: die Erleichterung des Kranken und die Sündenvergebung d. h. die Vergebung oder Tilgung der etwa noch vorhandenen Sünden („wenn der Kranke noch Sünden auf sich hat", heißt es) und deren Ueberbleibsel. Daß diese Wirkung als eine übernatürliche nur auf einer positiven Anordnung Christi beruhen kann und daß mithin der Apostel, was er hier sagt, nicht aus sich selbst sagt, sondern durch höhere Bevollmächtigung, versteht sich von selbst. Und was fehlt demnach noch an einem eigentlichen und wahren Sakramente?

Es hilft Euch guten Protestanten nichts, daß Ihr uns statt des Sakramentes hier nur eine Art medicinischen Hausmittels unterzuschieben sucht. Denn so unerfahren und thöricht können wir uns den hl. Jakobus doch nicht denken, daß wir annehmen sollten, er habe das Oel wirklich für ein universales Heil- und Hausmittel bei allen nur möglichen Krankheiten gehalten; — denn, wohl gemerkt, er nennt uns nicht irgend welche bestimmte Krankheiten, wo man den Kranken mit Oel salben solle, — sondern er sagt schlechthin: „Ist Jemand krank unter Euch",

---

*) Jak. 5, 14. 15.

also gleichviel, an welcher Krankheit er auch leiden möge. Nicht besser ist das Auskunftsmittel, wenn man die genannte Stelle des hl. Jakobus in Verbindung bringen will mit der wunderbaren Heilkraft der apostolischen Kirche, so daß die an dieser Stelle angeordnete Kranken-Salbung etwa nur zeitweilig für die mit wunderbaren Heilkräften ausgestattete apostolische Kirche berechnet gewesen sei. Hiermit behauptet man auf der einen Seite zu viel und auf der andern zu wenig. Man behauptet damit zu viel, denn die Wunderkraft, die Christus unmittelbar vor seiner Himmelfahrt den Gläubigen verlieh, knüpfte er nicht gerade an eine Salbung der Kranken mit Oel und es waren auch nicht bloß die Apostel und die Priester, denen er sie verlieh, sondern er sagt schlechthin: „Es werden aber denen, die da glauben, diese Wunder folgen: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden, Kranken werden sie die Hände auflegen und sie werden gesund werden." *)

Auf der andern Seite behauptet man mit jener Ansicht auch wieder zu wenig. Denn der Apostel gibt als Wirkung der verordneten Kranken-Salbung nicht etwa nur die körperliche Erleichterung, sondern zugleich die Sünden-Vergebung an. Diese letztere ist eine ungleich größere und schätzbarere Gnade, als die erstere; sie ist die vorzüglichere Wirkung, die bei der rechten Disposition des Empfängers immer erfolgt, während die erstere, wie alle zeitlichen Gnaden uns nur mit Rücksicht auf unser ewiges Heil verliehen wird. Und daß zugleich eine solche höhere geistige

*) Mark. 16, 17. 18.

Gnade hier an die Kranken-Salbung geknüpft wird, hindert uns, in dieser Ceremonie nur etwas Temporäres, für die apostolische Zeit Berechnetes zu erkennen, etwa wie die außerordentlichen Wundergaben der Apostel. Diese mochten, insofern sie zu ihrem hauptsächlichen Gegenstande zeitliche Gnaden hatten, immerhin in der Kirche wieder erlöschen; dasjenige, was sich auf das geistliche Wohl bezieht, kann in der Kirche niemals erlöschen.

Ihr seht also, geliebte protestantische Freunde, wenn Ihr nicht mit Luther den ganzen Jakobus-Brief als eine Strohepistel verwerfen wollt, so möget Ihr Euch drehen und wenden, wie Ihr wollt; Ihr kommt vor dem Sakramente der letzten Oelung nicht vorbei. Und daß unser göttlicher Heiland in seiner unendlichen Güte gerade für den Zeitpunkt unsers Lebens, wo wir der Hülfe so sehr bedürftig sind, alle menschliche Hülfe uns aber versagt ist, uns die Quelle seiner übernatürlichen Hülfe öffnet und diese uns, dem Bedürfnisse unserer Natur angemessen, in einem äußern sinnlichen Zeichen mittheilt, dafür, glaube ich, sind wir ihm einen ganz besondern Dank schuldig.

Den Scherz Eurer Theologen über die an einem katholischen Krankenbette und wenn es zu „einem regelrechten katholischen Sterben komme" *), so sehr zusammengehäuften Heils- und Sühnungsmittel, — finde ich übel angebracht. Es läßt sich gut scherzen und lachen, wenn man sich den entscheidenden Augenblick noch aus weiter Ferne ansieht. Fänden sich die protestantischen Prediger so oft, wie die katholischen Priester, an den Kranken- und Sterbebetten der ihrer Pflege empfohlenen Pfarrgenossen

*) Hase, Handbuch der protest. Polemik. Seite 550.

ein, und sähen sie dem Tode in seinen verschiedenen schrecklichen Gestalten und dem Elende in den Häusern und Familien der Sterbenden ebenso oft und mit ebenso viel Theilnahme in's Angesicht, so würde ihnen das Scherzen und Lachen wohl vergehen. Und überhaupt werden diejenigen, die jetzt lachen, nicht immer lachen; man lacht sich oft zum Leben hinein, aber man lacht sich nicht aus dem Leben hinaus. Und vielleicht möchte Mancher, der jetzt über ein „regelrechtes katholisches Sterben" scherzt, sich einst ein solches regelrechtes katholisches Sterben selbst wünschen und etwa sich an das bekannte Wort Melanchthon's an seine Mutter erinnern: „protestantisch ist gut leben, aber katholisch ist gut sterben". Wenn man sich das Leben auf hunderterlei Weise auszuschmücken und es sich möglichst angenehm und behaglich zu machen sucht, so mag man's thun. Viel gewinnt man dabei nicht, man kann aber Viel dabei verlieren. Mir scheint von Allem, was der weise Sokrates sprach, das das weiseste Wort, das uns sein großer Schüler Plato in seinem Phäthon aufbewahrt: die wahre Lebens-Weisheit bestehe darin, daß man sterben lerne.

Die hl. Weihe, wodurch man unter Handauflegung und Gebet den dafür Erwählten von dem übrigen Volke absondert und dem göttlichen Dienste ausschließlich widmet, halten wir gleichfalls für ein wahres und eigentliches Sakrament des neuen Bundes, und bei dieser Auffassung läßt uns die hl. Schrift ebenfalls nicht im Stiche. Zwar sagt sie uns nicht, wann und auf welche Weise Christus das Sakrament der Weihe eingesetzt habe; sie sagt uns aber, daß wir mit der Ceremonie der Handauflegung, mittelst deren man die dafür Auserwählten dem hl. Dienste widme, eine

geheimnißvolle innere Gnade verbunden sei; indem unter andern der hl. Paulus den Timotheus ermahnt, daß er die ihm durch die Handauflegung mitgetheilte Gnade nicht vernachlässigen, sondern in sich erneuern solle*). Und hieraus folgt die wirkliche göttliche Einsetzung von selbst; da die Apostel, die diese hl. Ceremonie verrichteten, mit derselben aus sich eine solche innere Gnade offenbar nicht verbinden konnten. Es sind also auch hier wieder alle zu einem Sakramente nothwendigen Erfordernisse aus der hl. Schrift erweislich.

Es bleibt schließlich noch die Ehe zurück. Aber auch sie betrachtet die hl. Schrift nicht als ein weltliches und profanes Ding, nicht als ein Werk menschlicher Willkühr, als ein bloßes Mittel zur Befriedigung roher Sinnlichkeit, oder als einen leicht und leichtfertig eingegangenen Bund, den man heute schließt und morgen, wenn die Laune wechselt, wieder bricht; eine solche Auffassung der Ehe, wie sie uns gewisse „Tischreden" wiederspiegeln, ist der hl. Schrift ganz und gar fremd; sie sagt von ihr, daß sie von Gott selbst gestiftet, und daß sie ein großes Sakrament, d. h. ein heiliges geheimnißvolles Zeichen der Verbindung Jesu Christi mit der Kirche sei. „Darum", heißt es beim Apostel**), „wird der Mensch seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen und die zwei werden sein Ein Fleisch. Dieses Geheimniß ist groß; ich sage aber: in Christo und in der Kirche"***). Dieser Ausspruch des Apostels enthält doch gewiß für unsere Auffassung der Ehe, als eines Sakramentes, Grund genug.

*) 1. Timoth. 4. 14.; 2. Timoth. 1, 6.; vergl. auch Apst. 13, 2. 3. ff. 20, 28.; Eph. 4. 11.

**) Ephes. 5, 31. 32.

Denn ist die Ehe ein heiliges Abbild der Vereinigung Christi mit seiner Kirche, so kann ich sie mir nicht ohne einen sakramentalen Charakter, ohne eine Ausstattung mit jenen übernatürlichen Gnaden denken, wodurch eben die gegenseitige natürliche Liebe und Treue der Eheleute verklärt und dahin vollendet wird, daß sie wirklich der urbildlichen Liebe Christi zu seiner Kirche ähnlich werde. Wäre die Ehe ein bloßes natürliches Verhältniß gegenseitiger Liebe und Treue, so könnte zwischen ihr und der übernatürlichen gnadenreichen Vereinigung Christi mit seiner Kirche ein Vergleich gar nicht stattfinden.

Ihr seht also, geliebte protestantische Freunde, mit der biblischen Begründung der Siebenzahl unserer hl. Sakramente ist es wirklich so gar schlecht nicht bestellt; und wenn Ihr diese Siebenzahl verwerft, so liegt die Schuld davon nicht an der heiligen Schrift.

Hieran muß ich nun noch etwas Anderes anknüpfen. Wie nämlich die hl. Schrift und die ununterbrochene Ueberlieferung die Siebenzahl der Sakramente bezeugt, so sprechen für dieselbe auch aus der Natur der Sache hergenommene, sogenannte Schicklichkeits- oder Angemessenheits-Gründe. Ich will Euch hier nur an eine schöne Stelle des englischen Lehrers, des hl. Thomas erinnern, der die Siebenzahl der hl. Sakramente als zu dem zwiefachen Zwecke der Sakramente ganz angemessen erweis't, sowohl zu dem Zwecke, den Menschen im Dienste Gottes oder im geistlichen Leben zu vollenden, als auch zu dem Zwecke, Heilmittel gegen die Unordnung der Sünde zu sein. In beider Beziehung, sagte er, bedurfte es gerade sieben Sakramente. „Die Sakramente", sagte er, „sind auf einen zwiefachen Zweck hingeordnet: erstlich

sollen sie den Menschen im Dienste Gottes oder im geistlichen Leben vollenden; zweitens sollen sie Heilmittel gegen die Unordnung der Sünde sein; in beider Rücksicht bedurfte es aber gerade sieben Sakramente. Das geistliche Leben hat nämlich in seinem ganzen Verlaufe eine Analogie mit dem leiblichen Leben. Im leiblichen Leben aber wird der Mensch auf eine zwiefache Weise vollendet, in Absicht auf seine eigene Person und in Absicht auf die menschliche Gesellschaft, in der er lebt. In Absicht auf seine eigene Person wird der Mensch vollendet theils direkt oder an sich, durch Erlangung einer gewissen Vollkommenheit des Lebens, theils indirekt dadurch, daß die Hindernisse des Lebens, Krankheit und ähnliche Unfälle entfernt werden. An sich oder direkt wird er im leiblichen Leben auf eine dreifache Weise vollendet:

1. Durch die Geburt, wodurch er zu leben anfängt; und dieser entspricht im geistlichen Leben die Taufe, als das Sakrament der Wiedergeburt;

2. durch das Wachsthum, wodurch er zu leiblicher Kraft und Größe gelangt; und diesem entspricht im geistlichen Leben die Firmung, worin man den hl. Geist zur Mittheilung der geistlichen Stärke empfängt;

3. endlich durch die Ernährung, worin der Mensch in seiner leiblichen Kraft und Stärke erhalten wird, und dieser entspricht im geistlichen Leben die heilige Eucharistie, welche die geistliche und himmlische Nahrung ist.

Das leibliche Leben ist auch Schwächen unterworfen; und ebenso ist es auch das geistliche; und daher bedarf jenes ebenso wie dieses der Heilung oder Wiederherstellung. Die leibliche Heilung ist aber wieder zwiefacher Art: erstens die Heilung, welche die Gesundheit überhaupt wieder=

herstellt, und dieser entspricht im geistlichen Leben das Sakrament der Buße; zweitens die Heilung, wodurch mittelst einer heilsamen Diät die Gesundheit in ihrer völligen Unversehrtheit wiederhergestellt, rücksichtlich alle Ueberbleibsel der Krankheit beseitigt werden; und dieser entspricht im geistlichen Leben die letzte Oelung, wodurch die Ueberbleibsel der Sünde entfernt und der Mensch zur Erlangung der endlichen Glorie vorbereitet wird.

In Absicht auf die menschliche Gesellschaft wird der Mensch in einer doppelten Weise vollendet, erstens dadurch, daß er die Gewalt erhält, Andere zu regieren, überhaupt in's öffentliche Leben thätig einzugreifen, und dieser Vollendung im leiblichen Leben entspricht im geistlichen Leben das Sakrament der Priesterweihe, indem der Priester nicht nur, wie der Apostel sagt, für sich, sondern auch für das gläubige Volk Opfer darbringt; zweitens wird der Mensch in Absicht auf die Communität der menschlichen Gesellschaft vollendet durch die natürliche Fortpflanzung, die in der Ehe stattfindet; die Ehe ist aber nicht bloß etwas Natürliches, sondern sie hat einen höhern geistlichen Charakter, so daß durch sie als Sakrament die Siebenzahl der Sakramente abgeschlossen wird.

Aus dem Gesagten leuchtet zugleich ein, warum sieben Sakramente nothwendig seien in der zweiten Rücksicht, insofern man nämlich die Sakramente als Heilmittel gegen die Unordnung der Sünde betrachtet. Denn die Taufe ist das Heilmittel gegen den ursprünglichen Mangel des geistlichen Lebens; die Firmung gegen die Schwäche des geistlichen Lebens, wie sie sich noch in den Neugebornen zeigt; die hl. Eucharistie gegen die Hinfällig-

keit der Seele in die Sünde; die Buße gegen die aktuellen Sünden, die man nach der Taufe begangen hat; die letzte Oelung gegen die Ueberbleibsel der Sünden, die durch die Buße, sei es aus Nachlässigkeit, sei es aus Unwissenheit noch nicht beseitigt sind; das Sakrament der Priesterweihe ist das Heilmittel gegen die Auflösung des geordneten geistlichen Lebens in der ganzen Gesellschaft, und die Ehe endlich ist das Heilmittel gegen die persönliche fleischliche Begierlichkeit, so wie gegen die Abnahme des gläubigen Volkes, die durch den Tod stattfindet" *). So weit der hl. Thomas.

Sehe ich nun, geliebte protestantische Freunde, auf alles Gesagte zurück, wie theuer muß uns Katholiken nicht unsere Siebenzahl erscheinen, und wie kümmerlich dagegen Eure Zweizahl! Und möchtet Ihr nur dieß unser Gefühl endlich wieder mit uns theilen und die Siebenzahl der Sakramente ebenso fromm und aufrichtig wieder mit uns verehren, als Ihr sie voreilig und freventlich weggeworfen habt. An einzelnen Stimmen unter Euch, die das Ungenügende und Kümmerliche Eurer Zweizahl erkannt und unsere Siebenzahl gewürdigt, hat es freilich nicht gefehlt; und wenn ich Euch unter diesen Euren lieben Göthe nenne, so werdet Ihr bei diesem doch wohl nicht die Einrede einer allzugroßen Sucht nach äußerem religiösen Gepränge und Ceremonien-Werk vorbringen. Im siebenten Buche des zweiten Theiles seiner „Wahrheit und Dichtung", wo er darstellt, wie das lutherische Bekenntniß nach und nach ihm verleidet worden, spricht er über die Schönheit des katholischen Gottesdienstes und die Angemessenheit unserer

*) Thom. Sum. Th. 3. qu. 65. art. 1.

sieben hl. Sakramente so, als ob er die obige Stelle des hl. Thomas von Aquin vor Augen gehabt hätte. Mit der protestantischen Zweizahl dagegen weiß auch er nichts anzufangen; er findet vielmehr diese Zahl ungenügend. „Der Protestant", sagt er, „hat zu wenig Sakramente, ja er hat nur Eins, bei dem er sich thätig erweis't: denn die Taufe sieht er nur an Andern vollbringen, und es wird ihm nicht wohl dabei." Ich würde gern die ganze schöne Stelle hierher setzen, sie ist aber zu lang und Vielen unter Euch ist sie ohnehin bekannt.

Ich sagte oben, daß die zwei Sakramente, die Ihr beibehalten, noch obendrein bei Euch verstümmelt und ihrer eigentlichen Würde oder Heiligkeit entkleidet seien.

Von Eurer Taufe habe ich Euch dieß schon anderswo gezeigt. Es wird nach Euch durch sie die Seele nicht wahrhaft von dem Schmutze der Sünde reingewaschen, die Sünden werden dadurch nicht wahrhaft getilgt, sondern nur äußerlich zugedeckt, die Seele wird dadurch nicht wahrhaft geheiligt und in einen Gott geweihten Tempel umgeschaffen, sondern sie bleibt, was sie war, ein Tummelplatz für die unreinen Geister. Das Sakrament der Taufe ist also in seinem Wesen beschädigt, es bewirkt nicht innerlich, was es äußerlich anzeigt.

Was aber das Abendmahl bei Euch betrifft, so fällt einem dabei fast unwillkührlich das klagende Wort Maria Magdalena's ein: „Sie haben meinen Herrn weggenommen." Es ist nicht mehr der wirkliche leibhaftige Christus, den Ihr unter der Hülle des Geheimnisses zu empfangen glaubt, es ist nur noch ein Stück Brod übriggeblieben, mit der bloßen Bestimmung, an ihn zu erinnern. Luther hielt wenigstens noch an der wirklichen Gegenwart des

Leibes und Blutes Christi im Genusse fest: wie der aber das Geheimniß sich seinem Geschmacke angepaßt (denn daß Christus nur im Genusse gegenwärtig sei, steht in der Bibel nicht geschrieben, vielmehr sagt unser Heiland schon, noch ehe seine Jünger das Abendmahl genossen: dieses ist mein Leib, dieses ist mein Blut), also habt Ihr Euch Eurerseits wieder Luthers Lehre Eurem modernen Geschmacke angepaßt, und wie er vor dem Genuß, so wollt Ihr auch beim Genusse vom wahren Leibe Christi nichts mehr wissen. Es ist keine Ergebung in's Geheimniß mehr, es ist (alte gute Kernprotestanten, wie den mannhaft deutschen Arndt, hörte man darüber oft bitter klagen) kein heiliges Schaudern mehr, wenn Ihr zum hl. Tische tretet; keiner Eurer namhaften neuern Theologen vertheidigt das Geheimniß mehr und durch die zu Stande gebrachte Union der Lutheraner und Reformirten ist dasselbe als etwas Nebensächliches vollends bei Seite geschoben. Ist also wohl eine größere Beschädigung und Verstümmelung des geheimnißvollen Sakramentes denkbar!

Freilich nach den Grundlehren des Protestantismus mußte es so kommen. Denn nach diesen begreift man überhaupt nicht, wozu es der hl. Sakramente eigentlich bedürfe, und wozu es auch nur eines einzigen bedürfe. Wir bedürfen sie, damit dadurch unser irdisches Leben auf seinen verschiedenen oben angegebenen Stufen wirklich geheiligt und verklärt werde, für uns sind sie die heiligen Kanäle, durch die uns der Preis des kostbaren Blutes Christi wirklich zufließt, wir werden dadurch wirklich geistlich belebt, erquickt und gestärkt und wir finden es der Weisheit und Liebe unseres Gottes vollkommen entsprechend, daß er, der uns freilich auch ohne Vermittelung solcher äußeren sinn=

lichen Zeichen die uns heiligenden Gnaden mittheilen konnte, diese doch an solche äußere sinnliche Zeichen geknüpft hat; mit gerührter Dankbarkeit erkennen wir darin die erbarmungsreiche Herablassung Gottes zu den Bedürfnissen unserer Natur, die nicht eine schlechthin geistige, sondern eine geistig sinnliche ist und die daher auch an ihrer sinnlichen Seite ergriffen und erhoben werden muß. Bei Euch aber, insofern Ihr an den Grundlehren Eurer Confession festhaltet, bedarf es zur Rechtfertigung nur allein des Glaubens und man sieht daher gar nicht, was hier noch besondere Sakramente sollen. Eure Theologen wissen daher auch in der That nichts damit anzufangen und durch ihre schwankenden und sehr von einander abweichenden Meinungs-Aeußerungen über das eigentliche Wesen eines christlichen Sakraments geben sie dieser ihrer Verlegenheit nur Ausdruck. Wenn es hoch kommt, erkennen sie in denselben nur Zeichen und Unterpfänder der göttlichen Gnade oder Verheißung, wie etwa die Sakramente des alten Bundes es waren, also bloße Stärkungsmittel des Glaubens oder des Vertrauens auf die Verheißung Gottes, wobei man aber freilich wieder nicht sieht, wie man z. B. auch Kinder taufen könne, da doch bei ihnen von einem aktuellen Glauben noch nicht die Rede sein kann.

Kurz, zu einer Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, passen Sakramente nicht, und sie mußte gleichsam instinktmäßig erst zur Verkümmerung und dann zur gänzlichen Verwerfung der Sakramente führen. Dieß sollte Euch aber auch gegen die Wahrheit Eurer protestantischen Confessions-Lehren überhaupt mißtrauisch machen, denn daß z. B. die Taufe, die der Heiland in so feierlichen Worten anordnete und die von der ganzen alten

Christenheit für eine so überaus wichtige und hehre Anstalt der christlichen Religion geachtet ward, oder daß ein so hochheiliges und erhabenes Geheimniß, wie die alte Kirche das hl. Abendmahl nennt, — daß solche Anstalten in ein Lehrsystem nicht hineinpassen, und sich darin nur als bloße Nebensachen, nur als bloße beiläufige und leere Ceremonien ausnehmen, kann doch demselben gewiß nicht zum Vortheil ausgelegt werden.

Solche Betrachtungen anzustellen, würde Euch, geliebte protestantische Freunde, jedenfalls mehr ziemen, Euch auch nützlicher sein, als uns wegen unserer Lehren Vorwürfe zu machen, oder gegen uns allerlei alberne Beschuldigungen auszusprechen. Ich weiß, daß es bei den Meisten unter Euch nicht böser Wille ist, der sie zu diesen wegwerfenden Urtheilen verleitet. Sie haben diese Vorurtheile gedankenlos bei sich aufgenommen und pflanzen sie ebenso gedankenlos wieder weiter fort. Wenn sie aber die ihnen dargebotene Belehrung verschmähen, so sind sie nicht mehr schuldfrei. Möchtet Ihr daher endlich, geliebte protestantische Freunde, auch in diesem Punkte der Wahrheit Gehör geben und mit uns dasjenige wieder lieben und üben, was uns wahrhaft frommt — für das gegenwärtige, wie für das künftige Leben!

III.

Die katholische Abendmahls-Lehre.

Das hehrste Geheimniß der christlichen Religion, die Eucharistie, sollte nach der Absicht unseres Heilandes zugleich das Band der Liebe und der Eintracht der Bekenner seines Namens sein. Um so schmerzlicher muß man's empfinden, daß dieses Geheimniß durch die Schuld der Menschen zu einem Anlaß und Gegenstand von Zank und Zwietracht geworden ist. Zwar mehr als tausend Jahre waren hingegangen, ohne daß darüber in der Kirche sich ein Streit erhoben, ja ohne daß auch nur eine abweichende, zweifelnde oder verneinende Meinung darüber laut geworden wäre. Auch der Widerspruch eines gewissen Berengar, der im Laufe des 11. Jahrhunderts hervortrat, verschwand bald wieder und in's christliche Volk war er ohnehin nicht gedrungen. Da aber kamen die Zeiten des unseligen abendländischen Schisma. Freilich blieb im Anfange desselben das Geheimniß ebenfalls noch aus dem Spiele. Es dauerte aber nicht lange, so wurde es in den Streit mit hineingezogen und bald trat es sogar in den Vordergrund desselben. Es konnte auch wohl nicht anders kommen. Es war mit den übrigen Lehren, die von den Reformatoren bekämpft wurden, zu eng und zu vielseitig

verknüpft, als daß es hätte unberührt bleiben können. Denn es ist gleichsam das Herz aller übrigen Lehren der Kirche. Seitdem nun ist der Streit, der darüber entbrannt ist, mit mehr oder weniger Unterbrechung fortgeführt worden und er ist bis zur Stunde noch nicht beigelegt. Im Gegentheile, während Ihr Euch, geliebte protestantische Freunde, in den meisten andern Kontrovers-Lehren im Laufe der Zeit uns genähert, habt Ihr Euch in dieser, ich möchte sagen, nur um so mehr von uns entfernt. Eure protestantischen Vorfahren, insoweit sie sich dem lutherischen Bekenntnisse anschlossen, hielten doch noch gewisse Bruchstücke von diesem Geheimnisse fest, sie glaubten doch noch, daß darin wenigstens im Genusse der wahre Leib und das wahre Blut Christi gegenwärtig sei und Luther selbst kämpfte in seinem Kampfe mit den sogenannten Sakramentirern, den Anhängern des seichten Zwingli, für die reale Gegenwart Christi im hl. Abendmahle mit Gründen, die ihm alle Ehre machen. Aber jetzt, geliebte protestantische Freunde, wie sieht es jetzt bei Euch aus! Der Streit zwar zwischen Lutheranern und Zwinglianern hat aufgehört, es ist eine Stille eingetreten; diese Stille kommt einem aber fast wie eine Kirchhofs-Stille vor. Die Einen haben sich den Frieden nur dadurch erkauft, daß sie das Stück Geheimniß, was sie bis dahin noch bewahrt hatten, den Andern mit in den Kauf gegeben, und Alles, was an diesem hehrsten Geheimnisse der Religion nur irgend geheimnißvoll, ist jetzt so gut wie zu Grabe getragen. Unter Euren neueren namhaften Theologen sieht man sich vergebens nach einem Namen um, der, wenn auch nur aus Mitleid, sich der alten lutherischen Ansicht vom Abendmahle noch anzunehmen und sie wissenschaftlich zu vertheidigen wagte.

Diese gehört vielmehr mit allem, was d'rum und d'ran hängt, einfach zu den überwundenen Standpunkten. Die mehr vorsichtigen, aber vielleicht weniger ehrlichen und aufrichtigen Eurer Theologen und Prediger, wissen zwar bei vorkommenden Gelegenheiten über das „heilige Nachtmahl" noch sehr schön und salbungsvoll zu reden. Was ist aber der eigentliche Kern der Sache? Denn es kann doch nur eins von beiden der Fall sein. Entweder ist im hl. Abendmahle der wahre Leib Christi, mit seinem wahren Blute, gegenwärtig und wir genießen ihn darin wirklich oder er ist darin nicht gegenwärtig. Ein Drittes gibt es nicht. Will man sich also nicht zum Ersten, mit Ergebung in's Geheimniß, rundweg bekennen, so bleibt einem vom Sakramente nichts mehr übrig, als ein Stück Brod und ein Trunk Wein, etwa an Christus und seinen Kreuzestod erinnernd. Was es aber dann mit dem Abendmahle noch Besonderes auf sich hat und was es dann vor den geringsten übrigen religiösen Zeichen oder Handlungen noch voraus haben soll, ist schwer zu sagen. Erinnert nicht auch jedes Bild Christi an ihn, und nicht jedes Crucifix an seinen Tod? Und kann ich nicht auch bei jedem Mahle, das ich mit Dank gegen Gott genieße, die Erinnerung an ihn ebenso bei mir erneuern? Wozu bedürfte es dann dieses ganzen Apparates religiöser Vorbereitungen und Förmlichkeiten; wozu bemühte ich mich dann überhaupt zur Feier des Abendmahls nur noch in's Gotteshaus, da ich es in meinem eigenen Hause ebenso gut feiern kann? Und selbst der Zweck einer Communion mit andern gleichgesinnten Christen ließe sich allenfalls auch beim Anschluß der Feier an gewöhnliche öffentliche Gastmähler ebenso bequem erreichen. Mit einem gemeinsamen Glauben, der

zu bekennen wäre, hat es im heutigen Protestantismus ohnehin nicht viel auf sich und manchmal mögen diejenigen, die sich bei irgend einem gemeinschaftlichen öffentlichen Mahle einfinden, in ihren religiösen Ansichten nicht so weit auseinandergehen, als diejenigen, die sich in demselben Gotteshause zusammenfinden. Kurz, hat man einmal das eigentliche Geheimniß des Sakraments aufgegeben, d. h. den leibhaften Christus daraus entfernt, so ist alles Reden über die Heiligkeit des Nachtmahls nur leeres Wortgeklingel. Hierüber machen sich auch die sogenannten „Verständigen" unter Euch keine Illusionen. Sie meiden einfach das kirchliche Nachtmahl, und wenn sich die Zahl dieser „verständigen" Christen in demselben Verhältnisse, wie in den letzteren Jahrzehnten, fortvermehrt, so könnte es bald dahin kommen, daß die Abendmahlstische in Euren Kirchen ganz leer stehen. Den Kranken das Nachtmahl zu bringen, bildet ohnehin in manchen protestantischen Gegenden, zumal in den größeren Städten, nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

Man kann an alles dieses nicht ohne Wehmuth denken. Eine Anstalt, so viele Jahrhunderte hindurch von der ganzen Christenheit so heilig gehalten und hochverehrt, — nun in so tiefem Verfall zu sehen, kann den wahren Christen nur schmerzlich berühren. Wann wird doch der Tag wiederkommen, wo Alle, die an Christus, als den Gottmenschen glauben, wenigstens wieder Eins sein werden in der gleichen Anerkennung und Verehrung des hehren Testamentes, das er, von uns scheidend, in dem hl. Abendmahle errichtet hat! —

Während aber ein Theil Eurer Theologen diesem Sakramente wenigstens noch den Schein von etwas Hei-

ligem zu erhalten sucht, sind dagegen Eure andern Theologen weniger zurückhaltend und zeigen, daß ihnen auch an diesem Scheine nichts mehr gelegen ist. Die wegwerfende und höchst geringschätzige Art, wie sie davon reden, müßte selbst die Gefühle besserer Protestanten verletzen, zumal durch die frivolen Aeußerungen ihre guten alten Vorfahren, die doch wenigstens an den im Genusse gegenwärtigen Christus noch glaubten, fast ebenso sehr getroffen werden, wie wir Katholiken. Um daher ihre eigenen protestantischen Confessions-Verwandten bei guter Laune zu erhalten, geben sie ihren Ausfällen eine confessionelle Wendung und richten dieselben ausschließlich gegen uns Katholiken. Sie wissen, daß sie sich gegen uns schon etwas herausnehmen dürfen. Mit diesen schmähenden Reden gehen natürlich Vorurtheile und Unkenntniß der Sache Hand in Hand. Sagt doch noch der neueste protestantische Polemiker, ein vielgenannter und hochgelehrter Professor der Theologie, der seine Kenntniß unserer katholischen Lehren und Zustände nicht nur aus anerkannten katholischen Schriften, sondern auch aus lebendigen Anschauungen katholischer Verhältnisse während seines längeren Aufenthaltes in der Hauptstadt der Christenheit geschöpft haben will: der vornehmste Grund der Kelchentziehung in der katholischen Kirche liege im Bestreben, möglichst das katholische Priesterthum zu verherrlichen*). Ich meine, alberner könnte man doch wohl über diese Sache nicht sprechen. Ein rechter Beobachter katholischer Verhältnisse würde auch beobachtet haben, daß Priester, und seien es auch die höchsten Priester, Bischöfe oder der Papst selbst, nur, wenn sie selbst

*) Hase, Handbuch der protestantischen Polemik gegen die Römisch-katholische Kirche. Leipz. 1862; S. 496.

das Meßopfer feiern, den Kelch empfangen, sonst aber nie, weder, wenn sie am grünen Donnerstage, die Messe nicht selbst celebrirend, das hl. Abendmahl empfangen, noch, wenn sie auf ihrem Kranken- oder Sterbe-Bette die hl. Wegzehr empfangen. Wie kann also hier von einer Bevorzugung oder Verherrlichung des Priesterthums die Rede sein? Was müßt Ihr Euch doch, liebe protestantische Freunde, nicht Alles bieten lassen, nicht bloß von Euren gewöhnlichen Predigern, sondern auch von Euren gelehrtesten Theologen! Und da sollte man sich noch wundern, daß Ihr vielfach gegen uns so eingenommen seid!

Unsere vielgeschmähte Lehre von der Eucharistie, sowohl als Sakrament, denn als Opfer betrachtet (denn als beides betrachten wir sie), ist im Grunde sehr einfach und zugleich so einleuchtend, daß, wenn man den Glauben an Christus festhalten will und dabei folgerecht denkt, man daran nicht vorbeikommen kann. Eine kurze Darlegung dieser Lehre ist daher auch die beste Antwort auf die Schmähungen, die in neuerer und neuester Zeit dagegen laut geworden sind.

Der Mittel- oder auch der Stütz-Punkt aller einzelnen kirchlichen Lehren über die Eucharistie, ist die Lehre von der realen Gegenwart Christi in diesem Geheimnisse. Denn ist die Lehre von Christi realer Gegenwart in der Eucharistie wahr, so sind auch alle andern kirchlichen Lehren darüber nothwendig wahr. Gibt es aber irgend eine erwiesene wahre Lehre des Christenthums, so ist es diese. Sie stützt sich auf die recht verstandene hl. Schrift nicht weniger, als auf die übereinstimmende Ueberlieferung aller christlichen Jahrhunderte, und gibt man sie auf, so muß man folgerecht den Glauben an Christi Gott-

heit und somit auch den Glauben an das Christenthum als eine göttliche Religion aufgeben. Auf die Zeugnisse der allgemeinen Ueberlieferung will ich hier nicht weiter eingehen. Ihr legt ja darauf doch keinen besondern Werth; und diejenigen, die sich damit bekannt zu machen wünschen, können sie in jedem umfassenden katholischen Lehrbuche zahlreich zusammengestellt finden.

Unsere Lehre stützt sich aber auch, wie ich sagte, auf die recht verstandene hl. Schrift.

Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen an eine in meiner Jugendzeit gehörte Katechese, die ein alter ehrwürdiger katholischer Geistlicher über unsern Gegenstand abhielt und worin er an seine Katechumenen wörtlich folgende Frage richtete: Unser göttlicher Heiland sagt: dieses ist mein Leib, dieses ist mein Blut; Luther sagt: dieß wird mein Leib und dieses wird mein Blut sein (nämlich erst im Genusse); Zwingli sagt: dieses bedeutet meinen Leib, dieses bedeutet mein Blut; wem von diesen dreien also werdet ihr wohl glauben? Und in der That ist hiermit der Nagel auf den Kopf getroffen. Denn wenn Christus sagt: dieses ist mein Leib, dieses ist mein Blut, wer gibt dir das Recht, diese Worte in einem andern, als in ihrem einfachen, natürlichen und buchstäblichen Sinne zu nehmen? Uns, die wir die Worte unsers göttlichen Heilandes wirklich so nehmen und die wir daher glauben, daß im hl. Abendmahle der wahre Leib und das wahre Blut Christi wirklich gegenwärtig sei, uns hat Niemand das Recht zu fragen, warum wir diese Worte so nehmen. Eine solche Frage wäre ebenso kurios, als wenn ich einen Wanderer, der auf dem geraden Wege seinem Ziele zugeht, fragen wollte, warum er denn diesen

geraden Weg wähle. Ihr dagegen, die Ihr die Worte unsers Herrn nicht eigentlich, sondern uneigentlich, nicht buchstäblich, sondern bildlich nehmt, und aus dem ist ein bedeutet macht, Ihr müßt dafür Gründe anzugeben wissen, und zwar dringende, sonst ist Eure Auslegung abgeschmackt. Denn die Regel, nicht nur der Auslegung der hl. Schrift, sondern überhaupt eines jeden Buches ist, daß man ohne dringende Gründe nicht vom Wortsinne abgehe. Mißachtet man diese Regel, so lös't man die hl. Schrift in einen Mischmasch willkührlicher Erklärungen auf, und man kann keine Lehre mehr mit Sicherheit daraus beweisen. So also, geliebte protestantische Freunde, stehen wir zu einander, oder vielmehr so stehen wir beide zu dem Ausspruche unsers Heilandes, zu seinen Worten, wodurch er das hl. Abendmahl eingesetzt. Wir brauchen für unsere Auffassung dieser Worte keine Gründe beizubringen, Ihr aber müßt für Eure Auffassung derselben, wenn sie berechtigt erscheinen soll, solche Gründe allerdings beibringen. Aber was geschieht? Für unsere Auffassung, für welche wir an sich keine weitere Gründen beizubringen brauchen, sprechen viele und wichtige Gründe und für Eure Auffassung, die, wenn sie berechtigt erscheinen soll, durch dringende Gründe unterstützt werden muß, spricht kein einziger, der stichhaltig wäre. Befürchtet nicht, daß ich Euch mit weithergeholten Argumenten belästigen werde; ich will, was die Gründe für unsere Auffassung betrifft, hier nur kurz an folgende Punkte erinnern.

Erstens, die Worte der Einsetzung beziehen sich offenbar auf jene Worte der Verheißung bei Joh. Kap. 6. (Die Stelle möget Ihr in Eurer Bibel selbst nachlesen). Bei der Verheißung wird gesagt: Ich werde euch mein

Fleisch zur Speise, mein Blut zum Tranke geben; hier bei der Einsetzung wird gesagt: Nehmet hin und esset, dieses ist mein Leib; nehmet hin und trinket, dieses ist mein Blut. Sind daher die Verheißungsworte eigentlich und buchstäblich zu nehmen, so sind es auch die Einsetzungs-Worte. Das Erstere aber bezweifeln, hieße an der göttlichen Lehrweisheit Christi zweifeln. Als nämlich die Juden seine Worte: „Das Brod aber, das ich euch geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt", buchstäblich nahmen und eben deßhalb daran Anstoß nahmen, wie leicht wäre es für ihn gewesen, falls diese ihre buchstäbliche Auffassung seiner Worte, die den Anstoß hervorbrachte, irrig war, diesen Anstoß durch eine entgegengesetzte Erklärung zu beseitigen; und nach seiner sonstigen Gewohnheit (ich erinnere hier nur an seine Unterredung mit Nicodemus über die Wiedergeburt bei Joh. 3.) hätte er dieß gewiß auch gethan. Statt dessen aber was thut er? Er trägt den nämlichen Gedanken in noch stärkeren Ausdrücken vor, er wiederholt ihn unter verschiedenen Wendungen, und spricht immer vom Essen und Trinken seines Fleisches und Blutes, wie von einer wahrhaften Speise und einem wahrhaften Tranke. Und selbst als seine eigenen Jünger um eben dieser Ursache willen über seine Worte murrten („diese Rede ist hart", sprachen sie, „wer kann sie hören"?), widerrief er keines der buchstäblich verstandenen Worte, änderte nichts daran, deutete sie nicht anders, sondern bedeutete ihnen statt dessen, daß sie sich nicht ein gemeines Essen seines Fleisches als einer seelenlosen ungeistigen Speise, sondern vielmehr einen Genuß desselben als einer geistigen, belebenden, himmlischen Nahrung vorstellen müßten; denn „der Geist ist es", sagt

er, „der lebendig macht; das (bloße) Fleisch nützet nichts". Und selbst nicht durch den um jener Worte willen erfolgten wirklichen Abfall vieler seiner bisherigen Jünger, und nicht einmal durch die Besorgniß, seine eigenen Apostel zu verlieren, konnte er dazu bewogen werden, die so oft und unter so kräftigen Betheuerungen wiederholten Worte entweder zurückzunehmen oder auf eine andere Deutung derselben hinzuweisen.

Was folgt nun aus diesem seinem Benehmen? Für den, der an seine göttliche Lehrweisheit glaubt, folgt daraus, daß er uns in den genannten Worten seinen wahren Leib und sein wahres Blut als Speise und Trank für unsere Seele wirklich verheißen hat. Hat er uns dieß aber wirklich verheißen, so hat er seine Verheißung auch erfüllt und wo anders kann er sie erfüllt haben, als eben bei der Feier und Einsetzung des hl. Abendmahles?

Zweitens, Christus redet in jenen Worten der Einsetzung des hl. Abendmahles: „Thut dies zu meinem Andenken", offenbar als Gesetzgeber, und da er uns das hl. Abendmahl, das er am Abende vor seinem Scheiden einsetzte, als sein letztes Vermächtniß hinterließ, zugleich als Testator. Welcher vernünftige Gesetzgeber oder Testator bedient sich aber in seinen gesetzlichen oder letztwilligen Verfügungen statt der eigentlichen der uneigentlichen und bildlichen Ausdrücke?

Drittens, das Feierliche, Geheimnißvolle, was sowohl die Vorbereitung als die wirkliche Feier und Einsetzung umgibt, können wir nun einmal nicht mit der Annahme vereinigen, daß das Ganze nur auf eine Abspeisung mit Brod und Wein abgesehen sei. Vielmehr muß unserer Ueberzeugung nach dem Außerordentlichen und Wunder-

baren auf der einen Seite auch ein Außerordentliches und Wunderbares auf der andern entsprechen. Es muß etwas Großes, Hochwichtiges und Heiliges sein, was uns hier zum Genusse dargeboten wird, und also jedenfalls etwas mehr als nur ein Stück Brod, oder ein Trunk Wein, wenn auch an Christus und seinen Tod erinnernd. Es kommt hinzu

Viertens die eigenthümliche Beziehung, in welcher der neue Bund zum alten steht. Das alttestamentliche Bundesopfer war bekanntlich das Pascha-Lamm; das Pascha-Lamm des neuen Bundes aber ist Christus selbst; „unser Osterlamm, Christus", sagt der Apostel, „ist geopfert worden" *); und da jenes wirklich genossen wurde (der Genuß von Opfer galt als das Zeichen der Theilnahme am Opfersegen), warum sollte nicht auch dieses wirklich genossen werden? Durch die enge Verbindung, in die Christus selbst das eine zum andern setzt (denn gleich nach der Feier des alttestamentlichen Pascha-Mahles feierte und setzte er das neutestamentliche Bundes-Mahl ein), tritt diese Beziehung nur noch um so klarer hervor.

Fünftens, zu keiner andern Auffassung, als zu der unsrigen stimmen die Worte des hl. Paulus in seinem ersten Sendschreiben an die Korinther, die er an die Geschichte der Einsetzung des hl. Abendmahles anknüpft. „Wer nun", schreibt er, „unwürdig dieses Brod ißt oder den Kelch des Herrn trinkt, der ist schuldig des Leibes und Blutes des Herrn Der Mensch aber prüfe sich selbst und so esse er von diesem Brode und trinke aus diesem Kelche. Denn wer unwürdig ißt und trinkt, der ißt und

*) 1. Kor. 5, 7.

trinkt sich selbst das Gericht, weil er den Leib des Herrn nicht unterscheidet".*)

Aus diesen Worten erhellt doch zu klar, daß der Apostel sich unter dem hl. Abendmahl etwas mehr gedacht hat als Brod und Wein, etwa an Christus und seinen Tod erinnernd. Hätte z. B. Jemand das Bild eines Fürsten verunehrt, so wäre das Höchste, was man von ihm sagen könnte, er habe sich am Fürsten versündigt; aber wer in aller Welt würde von einem solchen sagen, er habe sich am Leibe und Blute des Fürsten versündigt? Und nun gar die Worte: „Wer unwürdig ißt und trinkt, ißt und trinkt sich das Gericht, weil er den Leib des Herrn nicht unterscheidet." Wie kann der unwürdig Genießende den Leib des Herrn nicht unterscheiden, wenn der Leib des Herrn, den er (von einer gewöhnlichen Speise) unterscheiden soll, nicht gegenwärtig ist? In der That ist es beinahe nicht möglich, sich, um die katholische Lehre zu bezeichnen, deutlicher auszudrücken, als es der Apostel hier gethan hat.

Ihr seht, geliebte protestantische Freunde, an Gründen für unsere Auffassung fehlt es nicht und bis jetzt sind dieselben von Euch noch nicht widerlegt worden. Wo sind aber die Gründe, die für Eure Auffassung sprechen und zwar die wichtigen und dringenden, denn solcher bedarf es, wenn sie gerechtfertigt sein soll! Daß das Wort ist in der hl. Schrift manchmal auch im Sinne von bedeutet gebraucht wird, werdet Ihr doch wohl nicht als Grund anführen wollen, warum es auch hier so verstanden werden müsse. Denn nimmt man dieß Wort ist an verschie-

---

*) 1. Kor. 11, 27—30.

denen Stellen der hl. Schrift im Sinne von bedeutet, so hat man dazu eben seine guten Gründe; und ob solche Gründe auch für diese Auffassung an dieser Stelle vorhanden seien, darum handelt es sich ja eben. Also noch einmal: wo sind Eure Gründe? Das Einzige, was Ihr etwa zu Gunsten Eurer bildlichen Auffassung sagen könntet, sind die Worte jener Kapharnaiten: wie kann denn dieser uns sein Fleisch zu essen geben? Wie kann denn dieser Jesus von Nazareth ein solches Wunder wirken? Und in der That, geliebte protestantische Freunde, läuft hierauf bei Euch oder vielmehr bei Euren Predigern und Theologen, die Euch ihre Meinungen aufdrängen, Alles hinaus. „Wir können nicht an ein solches Wunder glauben und wir müssen daher die Worte der Einsetzung willkührlich umdeuten, damit wir nicht daran zu glauben brauchen“. Bei uns Katholiken dagegen besteht diese Schwierigkeit nicht. Weil wir an Christus, als den wahren Sohn Gottes glauben, glauben wir auch an seine Wunderkraft. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“, sagt mit Recht der Dichter. Wir wissen, er wirkte, als er noch auf Erden war, unzählige Wunder, es kostete ihn nur ein Wort, ja nur einen Akt seines allmächtigen Willens, — und es geschah, was er wollte im Himmel und auf Erden. Er sprach zum Gichtbrüchigen: steh auf, nimm dein Bett und wandele, und der Gichtbrüchige that's; er sprach zum Aussätzigen: ich will, sei rein, und er war rein; er sprach zum Königlichen: dein dem Tode naher Sohn lebt, und er lebte; er sprach zu Lazarus: Lazarus, komme aus dem Grabe, und Tod und Grab gehorchten seinem allmächtigen Winke. Bei ihm ist also wollen, sprechen und thun ein und dasselbe. Kann man sich nicht bis zu

diesem Glauben erheben, hält man nicht fest für wahr, daß er dasjenige, was uns unmöglich ist, möglich und wirklich machen und daß er ebenso leicht, wie wir einen Finger bewegen, Himmel und Erde bewegen kann, so verzichtet man eben auf seinen ehrlichen Christen-Namen und hat in dieser Sache kein Wort mitzusprechen.

Man darf auch nicht etwa, wie von Euren Theologen und Predigern so oft geschieht, von einem Wunder-Luxus reden, der nach unserer Auffassung stattfinden würde*): denn mit demselben Rechte könnte man sagen, es sei ein Wunder-Luxus, daß Gott überhaupt Mensch geworden und uns durch seinen Tod am Stamme des Kreuzes erlös't habe. Er konnte ja ebenso gut in seinem Himmel, in seiner ewigen Herrlichkeit, bleiben, er brauchte nicht zu uns zu kommen, und konnte doch, etwa durch einen bloßen Willens-Akt, die ganze Welt von ihren Sünden befreien. Wozu also dieser ganze Luxus von Wundern: diese Empfängniß vom hl. Geiste, diese Geburt von einer Jungfrau, dieses armselige Liegen in Windeln, diese Verborgenheit in Nazareth, diese entsetzliche Armuth, dieses Versuchtwerden vom Satan, dieses mühsame Sichabarbeiten im Dienste der Menschheit, mit heuchlerischen Pharisäern und Schriftgelehrten und mit ungelehrigen Jüngern, — wozu endlich dieses ganze grausame Schauspiel seiner Kreuzigung, und das Sterben eines Gottmenschen am Schandpfahle! Engherzig und mit unchristlichem Auge betrachtet, war alles dieses ein bloßer Wunder-Luxus. Wir aber betrachten dieß alles nicht so engherzig, sondern sagen mit der hl. Schrift: Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er

---

*) Hase a. a. O.

seinen eingebornen Sohn hingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.*) Und in Beziehung auf sein Bleiben unter uns in der Eucharistie, fügen wir jenes andere Wort hinzu: „Seine Freude und Wonne ist es, bei den Menschen-Kindern auf Erden zu sein.“ Er wollte nicht bloß drei und dreißig Jahre als Gott-Mensch unter uns wandeln, er wollte, um uns einen noch größeren und gleichsam noch unbegreiflicheren Beweis seiner Liebe zu geben, auch fortan bis an's Ende der Welt unter uns bleiben, und wie er sich einmal mit unserer menschlichen Natur vereinigt, so wollte er sich sogar eben in diesem wunderbaren Sakramente, unter der Hülle der Gestalten von Brod und Wein, mit jedem einzelnen von uns vereinigen, und zwar so innig, wie sich mit uns die Speise vereinigt, die wir genießen, daher er auch gerade die Form der Speise und des Trankes wählt, in der er fort und fort dieses Geheimniß vollbringt. Uns ist alles das nicht unglaublich, denn wir glauben nicht nur an seine Macht, sondern auch an seine unendliche Liebe, und je mehr irgend eine Handlung oder irgend ein Geheimniß seine Liebe offenbart, desto bereitwilliger glauben wir daran, weil nichts der Gottheit würdiger ist, als uns zu lieben, und ihre liebevollsten Handlungen uns daher auch als die glaublichsten erscheinen.

Endlich kann man auch nicht mit Euren Predigern und Theologen sagen: wir haben am Geiste Christi genug, und wir bedürfen seines Fleisches nicht. Denn es ist doch in der That zu vermessen, Gott sagen zu wollen: das bedürfen

---

*) Joh. 3, 16.

wir von dir und das nicht; wir kennen unsere Bedürfnisse besser, als du sie kennst und du sollst von uns Lehre annehmen, nicht wir von dir. Daß das bloße Fleisch zu nichts nutzt, sagte unser Heiland selbst; aber sein Fleisch ist eben auch kein bloßes Fleisch, kein solches, was man nur mit dem körperlichen Munde wie eine gewöhnliche irdische Speise genießen müßte; sondern es ist, wie seine Worte selbst, Geist und Leben, das wir mit unserer Seele genießen sollen, mit lebendigem Glauben und mit dem heiligen Verlangen, uns zugleich mit seiner allerheiligsten Seele und seiner Gottheit selbst zu vereinigen. Denn so gut das von ihm aus der Jungfrau angenommene und am Kreuze für uns geopferte Fleisch das Band war, das uns mit Gott vereinigte, ebenso gut ist auch sein eucharistisches Fleisch das Band unserer Vereinigung mit seinem Geiste. Wir Menschen sind einmal nicht bloß geistig, sondern auch sinnlich, und die Sinnlichkeit, die wir nicht los werden können, und die uns Gott nicht vergebens anerschaffen hat, soll für uns die Brücke zum Uebersinnlichen werden; wie die ganze Natur für uns ein Spiegel der göttlichen Macht, Weisheit und Liebe ist.

Dieses Alles möget Ihr, geliebte protestantische Freunde, ruhig bei Euch erwägen; und erst, wenn Ihr es gethan, werdet Ihr sagen können, ob unsere Lehre von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im hl. Abendmahle wirklich so mißachtet und geschmäht zu werden verdiene; ob nicht vielmehr jeder Christ, der es ganz und ehrlich sein will, sich zu der nämlichen Lehre bekennen müsse, und ob nicht umgekehrt mit ihr die Göttlichkeit des Christenthums selbst aufgegeben werde. Bekanntlich nennt die Kirche dieses Sakrament vorzugsweise das Geheimniß

des Glaubens: und in der That, ob ich wirklich an Christus glaube und ob ich bereit bin, mit Aufgebung meiner Sinne und meines Verstandes, jedem Worte, das er gesagt, es sei mir begreiflich oder nicht, mich demüthig zu unterwerfen, das muß sich besonders hier bei diesem Geheimnisse ausweisen. Diejenigen, die halbgläubig oder unentschieden sind, was sie glauben oder nicht glauben sollen, werden immer die Frage der Kapharnaiten wiederholen: wie kann denn dieser uns sein Fleisch zu essen geben; wie umgekehrt diejenigen, deren Glaube probehaltig ist, immer mit Petrus sprechen werden: Herr, zu wem sollten wir gehen, denn du hast Worte des ewigen Lebens.

Was unsere übrigen Lehren über dieses Geheimniß betrifft, so bemerkte ich schon vorhin, daß sie alle aus der eben genannten gleichsam herauswachsen, wie die Blumen aus ihrem Kelche. Ich will sie hier in möglichster Kürze nur eben andeuten:

Erstens, der Leib und das Blut Christi ist im hl. Abendmahle gegenwärtig durch Verwandlung der Wesenheit des Brodes in seinen Leib, des Weines in sein Blut, so daß nach dem Akte der Consekration vom Wesen des Brodes und Weines nichts zurückbleibt, als bloß die äußern sinnfälligen Gestalten (Geruch, Geschmack, Schwere, Gestalt u. s. w.), die Hüllen, die das Wesen, das wir freilich auch bei andern Dingen niemals sehen können, verschleiern, damit desto mehr unser Glaube sich bewähre. Diese Verwandlung nennt man passend Transsubstantiation (Wesens-Verwandlung). Mit dem Beweise dieser Lehre quälen wir uns nicht allzusehr ab, und wir brauchen uns dafür, wie Eure Theo-

logen Euch überreden möchten*), nicht auf allerlei wahre oder falsche Wundergeschichten und wunderbare Erscheinungen zu berufen. Diese Lehre folgt vielmehr ganz einfach aus den buchstäblich und eigentlich verstandenen Worten Christi: dies ist mein Leib; dies ist mein Blut d. h. dieß, was ich hier in den Händen habe und euch jetzt zum Genusse darbiete, war Brod und Wein und es erscheint auch jetzt noch als Brod und Wein; aber an die Stelle des Brodes ist durch die Kraft meines allmächtigen Wortes mein Leib, an die Stelle des Weines ist mein Blut getreten, es ist nämlich die Wesenheit des einen in die Wesenheit des andern verwandelt worden. Die altlutherische Lehre, daß im Abendmahle mit dem Brode zugleich der Leib und mit dem Weine zugleich das Blut Christi zugegen sei, findet dagegen an den Worten der Einsetzung nicht die geringste Stütze, ist vielmehr eine Halbheit und Inconsequenz, die weder dem Glauben noch dem Unglauben genugthut.

Zweitens. Der Leib und das Blut Christi ist im hl. Abendmahle gleich vom Augenblicke der Consekration an gegenwärtig, also schon vor dem Genusse, und nicht erst im Genusse.

Diese Lehre ist wiederum eine unmittelbare Folgerung aus den recht verstandenen Worten der Einsetzung: dieses ist mein Leib; dieses ist mein Blut. Diese Worte im Sinne der altlutherischen Lehre dahin umdeuten, daß der Leib und das Blut Christi erst im Genuß gegenwärtig seien, ist willkührlich, und ist ebenfalls wieder nur Halbheit und Inconsequenz.

---

*) Hase a. a. O.

Drittens. In jeder Gestalt und in jedem Theilchen der Gestalten, sowohl in der des Brodes als in der des Weines, ist der ganze unversehrte und ungetheilte Christus gegenwärtig. Denn einmal gestorben, sagt der Apostel, stirbt Christus nicht wieder und unsterblich, wie er jetzt überhaupt im Himmel ist, ist er auch im Sakramente. Wo daher sein wahrer lebendiger Leib ist, da ist auch sein Blut, und seine Seele und seine mit seinem Leibe und seiner Seele immer und ewig vereinigte Gottheit. Also auch hier wieder nichts, als die einfache Folgerung aus den recht verstandenen Worten der Einsetzung.

Viertens. Das hl. Sakrament ist göttlich zu verehren und anzubeten. Es folgt dieß aus dem unmittelbar vorher Gesagten. Denn ist im hl. Sakramente mit dem Leibe und Blute Christi zugleich seine Seele und seine Gottheit gegenwärtig, so versteht sich die Anbetung von selbst; und zwar zunächst die innere Anbetung: unbedingter Glaube, herzinniges Vertrauen und anbetende Liebe, und dann auch der Ausdruck dieser inneren Anbetung, äußere Huldigung als das Zeichen der inneren, die Kniebeugung des Körpers, als das Zeichen der Kniebeugung der Seele.

Fünftens. Ich empfange in jeder Gestalt und in jedem Theilchen der Gestalt den ganzen unversehrten und ungetheilten Christus, sowohl in der des Brodes als in der des Weines; und ich empfange daher, wenn ich in einer Gestalt kommunicire, nicht weniger und wenn ich in beiden Gestalten kommunicire nicht mehr. „Wer unwürdig von diesem Brode ißt **oder** aus diesem Kelche trinkt, macht sich schuldig am Leibe und Blute Christi", sagt der Apostel. Also genügt nach diesem oder des Apostels, daß

man das eine oder das andere unwürdig empfängt, um sich an beiden, am Leibe, wie am Blute zugleich zu versündigen.

Und aus demselben Grunde also (denn diese Folgerung liegt doch zu nahe), aus demselben Grunde wird derjenige, der eins von beidem würdig empfängt, auch beides zugleich ehren, sowohl den Leib, als das Blut Christi und er wird auch die Frucht und die heiligende Kraft von beidem empfangen, weil in dem einen und in dem andern nur eine und dieselbe Kraft, und nur eine und dieselbe Heiligkeit ist. Und ob man folglich eins von beiden, oder ob man beides empfängt, man wird immer gleich viel empfangen. Ihr sagt uns zwar: Christus hat ja aber doch das hl. Abendmahl unter zwei Gestalten eingesetzt und seinen Aposteln geboten, es unter den zwei Gestalten zu genießen. Ich antworte: das that er allerdings, jedoch nur für die Apostel und deren Nachfolger, die das hl. Abendmahl als Opfer feierten (indem er zu ihnen sprach: thut **dieß** zu meinem Andenken), denn als Opfer sollte es allerdings gefeiert werden unter den beiden getrennten Gestalten, weil diese beiden von einander getrennten Gestalten Christi blutigen Kreuzestod anschaulicher darstellen. Auf diejenigen aber, die ohne zu celebriren bloß kommuniciren, erstreckt sich das Gebot beider Gestalten nicht. Ich entnehme dieß unter andern daher, daß die hl. Schrift selbst an verschiedenen Stellen auf die Kommunion unter nur e i n e r Gestalt hindeutet. Denn, wie die Kirche selbst auf dem Concilium zu Trient sagt*): „Derselbe, der gesagt hat: Wenn ihr mein Fleisch nicht esset, und mein Blut nicht trinket, werdet ihr das Leben

*) Sess. 21, c. 1.

nicht in euch haben", derselbe hat auch gesagt: „wer von diesem Brode ißt, wird das ewige Leben haben." Und derselbe, der gesagt hat: „wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, wird das ewige Leben haben", hat auch gesagt: „das Brod, das ich euch geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt"; und derselbe, der gesagt hat: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, bleibt in mir und ich in ihm", hat auch gesagt: „wer dieses Brod ißt, wird leben bis in Ewigkeit" und „wer mich ißt, wird leben durch mich."

Hierauf gestützt hat denn auch die Kirche die Kommunion von jeher auf verschiedene Weisen gespendet. Sie spendete dieselbe in den gottesdienstlichen Häusern, sie brachte sie den Abwesenden in ihre Privathäuser; die Kranken empfingen sie unter der einen der beiden Gestalten, die kleinen Kinder unter der andern. Die Gläubigen selbst nahmen sie unter der Gestalt des Brodes mit nach Hause. Auch den Gefangenen brachte man sie unter der nämlichen Gestalt. Die Griechen vermischten die beiden Gestalten und gaben sie den Gläubigen unter beiden zugleich. Man sieht also, die Kirche hat von Anfang an, wo es noch von den ersten Gläubigen, ebenfalls nur mit Hervorhebung der Brodsgestalt, heißt, daß sie verharrt seien im Brodbrechen —, sie hat von Anfang an nicht geglaubt, das hl. Sakrament zu verstümmeln, oder dem Gebote ihres Stifters irgend entgegen zu handeln, wenn sie es nur unter der einen von beiden Gestalten reichte; und wenn im fünften Jahrhunderte die beiden Päpste Leo und Gelasius außer der Kommunion unter der Brodsgestalt auch den Kelch geboten, so hatte dieß einfach darin seinen Grund, daß manche des Kelches sich enthielten, weil sie, von der manichäischen

Irrlehre angesteckt, den Wein für eine Kreatur des Teufels hielten und weil es also hier galt, eine Irrlehre thatsächlich zu widerlegen.

Das gegenwärtige Verbot der Kommunion unter zwei Gestalten ist natürlich nur disciplinärer Natur, das die Kirche jeden Augenblick wieder aufheben kann, und das sie gewiß aufheben wird, wenn sie die Zeit dazu gekommen glaubt, und wenn namentlich die Irrlehre, daß die Kommunion unter Einer Gestalt eine Verkümmerung und Verstümmelung des hl. Sakramentes und die Kommunion unter zwei Gestalten etwas Nothwendiges und Wesentliches sei, vollständig wird besiegt und beseitigt sein. Denn einer der Hauptgründe, weshalb sie das Verbot noch aufrecht hält, ist eben diese, ich möchte sagen, abergläubische Irrlehre, die dadurch thatsächlich widerlegt werden soll. Und es ist daher, geliebte protestantische Freunde, gar kein Grund vorhanden, warum sich Eure Theologen und Prediger über diesen Punkt so ereifern. Sie schieben ihn auch nur vor, sie brauchen ihn nur als Mäntelchen, um die eigene Blöße zu bedecken, und wenn irgendwo wird man hier an das Wort des Herrn erinnert: „Mücken seigen sie und Kameele verschlingen sie." Christus selbst haben sie aus der hl. Kommunion verbannt, auf diese Förmlichkeit der beiden Gestalten aber stemmen sie sich.

Schließlich bleibt mir noch übrig zu sagen, daß das hl. Abendmahl nach unserer Lehre auch ein wahres Opfer sei, und nicht bloß eins der sieben hl. Sakramente. Da berühre ich aber erst recht einen empfindlichen Punkt. Denn was ist nicht alles über unser Meßopfer geschmäht und wie ist die Lehre darüber nicht über die Maaßen absichtlich und unabsichtlich mißverstanden und entstellt worden! Bei

den alten Lutheranern nannte man das Meßopfer schlechtweg „den Schwanz des Drachen, der viel Geschmeiß und Ungeziefer erzeugt"*), bei den Reformirten: eine vermaledeiete Abgötterei (ein Ausdruck, der sogar in den letzten Jahren uns nochmal in's Angesicht geschleudert worden); und die Einen beeifern sich mit den Andern um die Wette, die Welt zu überreden, daß durch das Meßopfer das Kreuzesopfer in den Schatten gestellt und das Leiden Christi verleugnet werde.

Ich könnte auf das Wort „vom Schwanz des Drachen" einfach erwiedern, daß so lange noch eine einzige hl. Messe auf der Welt gefeiert wird, der Drache über die Welt noch keine volle Herrschaft erlangt; der „vermaledeiten Abgötterei" könnte ich einfach entgegensetzen, daß die hl. Messe der lauterste und erhabenste Gottesdienst sei; und was endlich die Verleugnung des Leidens und des Kreuzestodes Christi betrifft, so könnte ich einfach sagen, daß ja die hl. Messe gar nichts anders sei, als die immerwährende Feier eben desselben Kreuzesopfers, daß dadurch folglich das Kreuzesopfer unmöglich verleugnet, daß es dadurch wohl in's Licht, aber nicht in den Schatten gestellt werden könne.

Die Lehre der katholischen Kirche über das Meßopfer selbst ist sehr einfach, und im Grunde auch nur eine Folgerung aus dem Dogma von der Gegenwart des wahren Leibes und Blutes Christi in dem mehrgenannten eucharistischen Geheimnisse. In diesem Geheimnisse lassen sich nämlich zwei Handlungen von einander unterscheiden, die, so sehr sie sich auf einander beziehen, doch von einander

---

*) Art. Smalc. II. 2.

verschieden sind. Die eine ist die Consekration, wodurch Brod und Wein durch das vom Priester wiederholte Wort und die Kraft Christi in sein Fleisch und Blut verwandelt werden, und die andere ist der Genuß dieses Leibes und Blutes Christi: die Kommunion. In der Consekration werden der Leib und das Blut Christi mystisch oder geheimnißweise von einander getrennt, und es wird uns der gewaltsame blutige Tod, den er erlitten, lebhaft vergegenwärtigt.

So stellt sich also kraft jener Consekrations-Worte Christus der Sohn Gottes auf unseren Altären dar, bekleidet mit den Zeichen, die uns seinen Tod vorstellen; und es schließt diese Handlung die Anerkennung der höchsten Oberherrlichkeit Gottes ein, insofern der hier gegenwärtige Christus das Gedächtniß seines Gehorsams bis zum Tode hier erneuert und gleichsam beständig fortsetzt, so daß dieser Handlung nichts zu einem wahren Opfer mehr fehlt.

Daß diese Handlung als solche und unterschieden vom Genusse Gott wohlgefällig sei, ist unzweifelhaft. Stellt sie ihm doch vor die Augen den freiwilligen Tod, den sein vielgeliebter Sohn für uns Sünder erduldet, oder vielmehr sie stellt ihm vor Augen diesen seinen vielgeliebten Sohn selbst unter den Zeichen des Todes, wodurch er ihn versöhnt hat. Und wie nach den Aussprüchen der hl. Schrift die bloße Gegenwart Jesu Christi eine mächtige Fürsprache bei Gott für das ganze Menschengeschlecht ist*): so glauben wir auch, daß er, gegenwärtig auf unsern Altären in dieser Gestalt des Todes, für uns intercedire

*) Hebr. 9, 24.

und seinem himmlischen Vater gleichsam den Tod vorhalte, den er für uns erduldet hat.

In diesem Sinne also sagen wir: Christus opfert sich für uns seinem himmlischen Vater in der Eucharistie; und in diesem Sinne glauben wir, daß diese seine Hinopferung Gnade und Erbarmen auf uns herabzieht und wir nennen daher auch dieses Opfer ein Versöhnungs-Opfer. Und wenn wir nun so betrachten, was Christus in diesem Geheimnisse thut und wir so durch den Glauben ihn hier auf dem Altare unter den Zeichen des Todes gegenwärtig erkennen; vereinigen wir uns zugleich selbst mit ihm, wir stellen ihn Gott dar als unser einziges Opfer, und als unsern einzigen Versöhner, feierlich zu erkennen gebend, daß wir nichts Anderes haben, was wir Gott darbringen können, als Jesum Christum und das unendliche Verdienst seines Todes. Durch diese Darbringung weihen wir alle unsere Bitten und Gebete, und indem wir Gott Jesum Christum seinen Sohn darbringen, lernen wir uns zugleich seiner göttlichen Majestät als lebendiges Opfer selbst darbringen.

Dieß also und nichts Anderes, geliebte protestantische Freunde, ist unser Opfer, das Opfer der Messe. Es ist unendlich verschieden von den Opfern im alten Bunde; denn es ist, entsprechend dem Charakter des neuen Bundes, ein geistiges Opfer, wo das Schlachtopfer als gegenwärtig nur durch den Glauben erkannt wird, wo das Schwerdt das Wort ist, das geheimnißweise Leib und Blut von einander trennt, wo das Blut mithin ebenfalls nur mystisch, geheimnißweise vergossen wird und wo der Tod nur repräsentirt wird. Nichtsdestoweniger ist es doch ein durchaus wahres Opfer, da Jesus Christus darin wirklich ent-

halten und unter dieser Gestalt des Todes Gott seinem himmlischen Vater dargestellt wird. Kurz, es ist eine Erinnerung an das Opfer des Kreuzes, aber keine bloße leere Erinnerung, es ist Bild und Sache zugleich; es erneuert in unblutiger, doch realer Weise die Feier des Kreuzesopfers; es zieht aus diesem Kreuzesopfer alle seine Kraft und wendet dessen Früchte uns zu *).

Der ganze alte Plunder von Vorurtheilen, Mißreden und Verläumdungen fällt hiermit von selbst. Denn wie kann man denn nun noch sagen, durch das Meßopfer werde das Kreuzesopfer in den Schatten gestellt; oder wir Katholiken hielten das Meßopfer feiernd das Kreuzesopfer für unvollkommen und noch einer Ergänzung bedürftig? Wo haben wir denn dieß jemals gelehrt, und wie folgt denn dieses aus unserer Lehre vom Meßopfer? Wir haben immer nur gelehrt, Christus habe durch sein Opfer am Kreuze eine überaus vollkommene Genugthuung für uns geleistet und den Lösepreis für die Sünden der ganzen Welt ein für allemal bezahlt; wir haben immer nur gelehrt, alle Gnaden, deren wir bedürfen, seien uns hierdurch im überschwenglichen Maaße verdient; im Meßopfer aber werden uns die Früchte unserer Erlösung oder des Opfers am Kreuze zugewendet: ist denn beides etwa dasselbe? Und wenn das Meßopfer, d. h. der sich in der Messe Gott opfernde Christus, das Kreuzesopfer beeinträchtigen soll, so müßte man ja auch schließen, daß Christus, wie es im Hebräerbriefe (10, 5.) von ihm heißt, in die Welt eintretend, um sich an die Stelle der Gott nicht wohlgefälligen Opfer des alten Bundes zu setzen, ebenfalls schon im vor-

*) Vergl. Bossuet, exposition de la doctrine de l'église catholique.

aus den Werth der Handlung, wodurch er sich am Kreuze hinopfert, beeinträchtigt habe; oder daß er, wenn er, wie derselbe Apostel sagt, noch jetzt im Himmel fortfährt, für uns vor Gott zu erscheinen *), nachträglich den Werth jener selben Handlung beeinträchtige, wodurch er durch Hinopferung seiner selbst (am Kreuze) ein für allemal vor Gott erschienen ist. Alles dieß zu denken, wäre lächerlich. Möchtet Ihr doch also, geliebte protestantische Freunde, endlich mal aufhören, durch solche lächerliche Vorurtheile, die man Euch in der Erbitterung des Streites aufgedrängt hat, gegen eine Feier Euch einnehmen zu lassen, welche bei Lichte und ohne Vorurtheil besehen wirklich die erhabenste und heiligste ist, die hier auf Erden begangen werden kann, welche wirklich die Sonne alles Gottesdienstes und wahrhaft eine Verehrung und Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit ist. Ohne Opfer, den naturgemäßen Ausdruck der Religion, gibt es einmal keinen wahren Gottesdienst (überall und bei allen Völkern, wo Ihr Religion findet, findet Ihr auch Opfer), und ohne das vollkommene Opfer, das Opfer Christi, gibt es keinen vollkommenen Dienst Gottes. Wir haben nichts, was werth wäre, Gott zu seiner höchsten Verehrung dargebracht zu werden; denn alles, was wir sind und was wir haben, ist seiner erhabenen Majestät unwürdig. Aber Eins haben wir doch, was er uns selbst gegeben, und woran er sein unendliches Wohlgefallen hat, seinen vielgeliebten Sohn Jesus Christus. Und wenn wir nun ihn Gott darbringen, so sind wir gewiß, daß er auf ein solches Opfer wohlgefällig herabschaue, und daß um seinetwillen

---

*) Hebr. 9, 24.

unser Bitten, unser Dank und Lob ihm angenehm seien, wir sind auch gewiß, daß wir um seinetwillen von ihm Alles erlangen können, dessen wir bedürftig sind für Zeit und Ewigkeit, rechte Reue über unsere Sünden, einen rechten Eifer ihm zu dienen, Kraft zu allen Tugenden, auch Nachlaß der Strafen, die wir durch unsere Sünden verdient haben, sowohl für uns selbst als auch für die mit uns noch in Liebe vereinigten Seelen der obgleich noch nicht ganz rein aus dieser Zeitlichkeit geschiedenen Gerechten, endlich auch rechtzeitige Hülfe in zeitlichen Nöthen und Gefahren, insofern solches unserm wahren Heile und seiner eigenen höchsten Ehre förderlich ist. Dieß also ist unser Meßopfer (über die verschiedenen Ceremonien und deren Sinn habe ich mich bei einer anderen Gelegenheit verbreitet). So ist das Opfer der Eucharistie oder das Meßopfer immer in der Kirche betrachtet und von Anfang an in ihr gefeiert worden; — ich verweise, um einzelne Zeugnisse sehr früher Kirchenschriftsteller wie z. B. des hl. Justinus, Cyprian u. A. ganz unerwähnt zu lassen, in dieser Beziehung nur auf die sehr alten morgenländischen und abendländischen Liturgien (die des hl. Jakobus, des hl. Markus, des hl. Chrysostomus, Basilius u. A.), sowie auf die bildlichen Darstellungen in den Katakomben. Da es also ein solches Opfer ist, das Gott in der hl. Messe dargebracht wird, so legt doch, geliebte protestantische Freunde, endlich einmal Euern Widerwillen dagegen ab. Daß eine bloße nackte und kahle Predigt oder auch eine noch so erbauliche Predigt für den lebendigen Gottesdienst kein genügender Ersatz sei, fühlt Ihr selbst und habt Ihr durch Einführung Eurer Liturgie genugsam zu erkennen gegeben. Aber diese Eure Liturgie füllt die Lücke und Leere nicht

aus. Man fühlt sich dabei kalt und frostig, man fühlt (und auch Eure eigenen Brüder fühlen es, denn sie erscheinen nicht dabei, oder verlassen, wenn sie beginnt, die Kirche wieder), man fühlt also, es fehlt etwas dabei, es fehlt gerade dasjenige, was die Seele alles wahren Gottesdienstes ist, Christus selbst.

Es macht einen eigenen, ich möchte sagen, komischen Eindruck, wenn man, wie z. B. im Dome zu Naumburg, sieht, wie jährlich ein paar Mal ganz noch in alter Weise unsre Messe angefangen und dann auf einmal abgebrochen wird, da, wo erst die Hauptsache eigentlich beginnen sollte; als ob man sich fürchtete, zum Geheimnisse selbst zu kommen, als ob man sich vor Christus fürchtete. Die Einleitung hat man beibehalten, die Sache, in die eingeleitet werden soll, ist verschwunden; Stücke vom Rumpfe sind geblieben, das Haupt ist hinweg; es ist noch ein Vorhof, aber es ist kein eigentliches Heiligthum mehr da. Ihr habt noch Altäre in Euren Kirchen; aber sie dienen zu nichts mehr. Gerade so muthet einen auch Eure Liturgie an, in der Ihr so treu unsre Meßliturgie copirt habt, bis auf den Einen Punkt, der der eigentliche Lebenspunkt ist, und ohne den alles Andere eine Schaale ohne Kern, ein bloßer leerer Prunk, eine bloße Parade ist.

Und es hilft Euch daher Alles nichts: wenn Ihr überhaupt wieder einen wahren, lebendigen Gottesdienst wollt, so müßt Ihr zu dem zurückkehren, der von sich gesagt hat: ich bin das Leben; Ihr müßt zurückkehren zu den hl. Altären, auf denen er täglich sich opfert und mit ihm und durch ihn zugleich Euch selbst Gott opfern, Euer Herz, Eure Liebe, Euren Dank, Lob und Preis. Ein solches Opfer allein ist unsers Gottes und unsers Christen-

namens würdig, in diesem Opfer allein erfüllt sich auch jene große Weissagung des Propheten: „Ich habe kein Gefallen mehr an euch, spricht der Herr der Heerschaaren, und nehme kein Opfer an aus euren Händen. Denn vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange wird mein Name groß werden unter den Völkern und an allen Orten wird meinem Namen geopfert, und ein reines Opfer dargebracht werden: denn groß wird mein Name werden unter den Völkern, spricht der Herr der Heerschaaren".*) Offenbar kann doch diese Weissagung nicht unerfüllt bleiben; bis jetzt ist sie aber bei Euch noch nicht erfüllt, und möchte daher doch bald die Zeit kommen, wo sie sich auch bei Euch erfüllte und wo Ihr, mit uns in Liebe vereinigt, durch das Opfer, wovon der Prophet hier spricht, Gottes großen Namen wirklich groß und herrlich machtet!

*) Malach. 1, 10. 11.

IV.

Bußsakrament, Fegefeuer und Ablaß.

Um verschiedenen albernen Vorurtheilen zu begegnen, bemerke ich, daß nach unserer ausdrücklichen Lehre das hl. Bußsakrament aus den drei Bestandtheilen: Reue, Beichte und Genugthuung besteht. Ich nenne die Vorurtheile, die vielfach bei Euch guten Protestanten in Betreff unseres Bußsakramentes bestehen albern; denn kann es wohl etwas Alberneres geben, als wenn man sich vorstellt, es komme bei uns, um Vergebung seiner Sünden zu erlangen, alles „nur auf die Beichte an", und welche wunderliche Ansichten macht man sich obendrein wieder von dieser unseren Beichte? Denn entweder ist sie ein leicht abgemachtes Geschäft, das kaum des Herzens Oberfläche ritzt, und wodurch man also zu einer so großen Wohlthat, wie die Vergebung der Sünden ist, sehr wohlfeil gelangt; oder sie ist eine wahre Gewissens-Folter, die man einem freien Christen-Menschen ohne Unverschämtheit nicht zumuthen kann. Sähe man sich doch nur den ersten besten katholischen Katechismus an, man müßte dann sogleich anderer Meinung darüber werden; denn gerade über diesen Punkt, der in's praktische Leben so tief eingreift, gibt jeder

unserer Katechismen die wünschenswerthesten Aufschlüsse. Wenn man aber über ein so wichtiges Institut unserer Kirche, wie das hl. Bußsakrament ist, ohne sich damit zuvor auch nur im Geringsten bekannt gemacht zu haben, in's Blaue hinein redet: dann können natürlich die Urtheile darüber nur in der obigen Weise albern ausfallen. Hat doch sogar jüngst ein Correspondent der edlen Kreuzzeitung aus Russisch-Polen berichtet, daß katholische Priester dort jenen Männern und Helden der Revolution für die zu vollbringenden Mordthaten, die sie ihnen gebeichtet, im voraus die Absolution ertheilt. Das genannte Blatt wurde ersucht, einem Gegenartikel, der das Unsinnige jener Beschuldigung nachwieß, seine Spalten zu öffnen, was es aber versagte. Wenn das nun am grünen Holze geschieht!

Doch um nicht länger bei bloßen Allgemeinheiten zu verweilen, erlaube ich mir, geliebte protestantische Freunde, Euch ein- für allemal zu bemerken, daß bei uns eine Vergebung der Sünden im Bußsakrament ohne Reue für gar nicht möglich gehalten wird, daß die Reue nach unserer Auffassung im Bußgeschäfte nicht allein das Erste, sondern auch das Wichtigste und Nothwendigste ist. Ich kann im Bußsakramente auch ohne Beichte, wenn sie mir nicht möglich ist, Vergebung meiner Sünden erlangen, ich kann es auch ohne das, was man Genugthuung nennt, — aber ohne Reue kann ich sie schlechthin nicht erlangen; es ist für uns unmöglich, zu denken, Gott vergebe uns Sünden, die wir nicht bereuten und von Herzen verabscheueten. Ich sagte: von H e r z e n v e r a b s c h e u e t e n; und ich will dadurch ausdrücken, daß die Reue, die wir für erforderlich halten, etwas Innerliches, und nicht allein etwas Innerliches, sondern ein Akt unsers Willens sein muß. Was

nicht im Willen begründet ist, was nicht vom Willen ausgeht und von ihm gewirkt wird, hat für uns überhaupt weder Werth noch Unwerth. Der Wille allein ist es, wodurch ich gut oder schlecht bin, und unser ganzes sittliches Leben, die Beschaffenheit unsers Liebens und Hassens, unsers Hoffens und Fürchtens, unserer Freude und Trauer, wird lediglich durch ihn bestimmt. Mit den bloßen Gewissens-Schrecken, die Eure Reformatoren uns für unsere Reue unterschieben wollen, ist es durchaus nicht gethan: das sind vielleicht recht bittere Anfälle und Affekte von Schmerz; aber der Wille hat an ihnen, als solchen, noch gar keinen Theil; und es bleibt trotz dieser Gewissens-Schrecken alles, wie es war. Die erste beste Gelegenheit zur Sünde winkt oder lockt wieder — und ich bin wieder der alte Sünder. Die Reue dagegen, wie wir sie fordern, kehrt den Willen bis auf den Grund um, sie zerknirscht das Herz bis in seine innersten Eingeweide, — es haßt nunmehr, was es geliebt; es liebt nunmehr, was es gehaßt; kurz, ich bin bekehrt; von der Welt, ihrer Eitelkeit und trügerischen Lust abgekehrt und zu meinem Schöpfer und Gotte hingekehrt. Eure neuesten gelehrten Vorkämpfer gegen den Katholicismus fühlen recht gut, wie roh die altlutherische Anschauungsweise mit ihren sogenannten Gewissens-Schrecken ist und wie unsere Anschauungsweise nicht nur die allein christliche, sondern auch die allein vernünftige sei; sie wollen uns aber doch den Triumph nicht gönnen, und da sie uns auf diesem Gebiete sonst nicht angreifen können, so stellen sie, wie geschickte Feldherrn, eine Art Scheingefecht an und führen den Kampf auf ein Gebiet hinüber, wo er gar nicht hingehört. Beim Kapitel von der Reue erinnern sie uns an die alte scholastische Streitfrage, ob die Reue aus

bloßer übernatürlicher Furcht zur Vergebung im Bußsakramente genügend sei, oder ob zu dem Beweggrunde der übernatürlichen Furcht auch noch der Beweggrund der übernatürlichen Liebe Gottes hinzukommen müsse*). Ich frage Euch, ob das ehrlich kämpfen heißt. Denn mag auch jene genannte Frage als Schulfrage noch so streitig sein: daran hat doch noch kein Katholik jemals gezweifelt, daß die Reue, entspringe sie nun vorzugsweise aus der übernatürlichen Furcht, oder aus der übernatürlichen Liebe, ein wahrer Haß und eine wahre Verabscheuung der Sünde sein müsse, zugleich verbunden mit dem festen Vorsatze, eher zu sterben, als die verabscheute Sünde nochmals zu begehen. Die Streiche Eurer Prediger und Theologen gegen uns sind also auch hier wieder wahre Luftstreiche.

Was den zweiten Theil des Bußsakramentes, die Beichte, betrifft, so halten wir die Beichte allerdings für eine göttliche Einsetzung und für ein göttliches Gebot, wie ich mich hierüber schon anderwärts ausgesprochen habe. Es wäre auch nicht erklärlich, wie, wenn sie nicht göttlich wäre, sie so ohne alles Widerstreben jemals hätte von bloßen Menschen eingeführt werden können. Eine solche Verpflichtung, die unsern Neigungen so schnurstracks entgegensteht, die so tief und empfindlich unsere Eigenliebe verletzt und ein so großes Opfer der Selbstverläugnung uns auferlegt, läßt sich die ganze christliche Welt nicht so leicht und auf einmal aufzwängen. Wenn man lügt, muß man wenigstens so lügen, daß man's vernünftiger Weise auch glauben kann. Die lügnerische Behauptung aber, womit man Euch, gute Protestanten, hier abspeis't, als ob

*) Hase a. a. O. S. 397 ff.

die Beichte erst im Mittelalter durch Papst Innocenz III. auf dem vierten Lateran-Koncil (1215) eingeführt sei, ist doch zu abgeschmackt. Weder dieser Papst, noch irgend einer von den übrigen hat die Beichte gemacht, und konnte sie machen, er konnte aber durch ein kirchliches Gebot das göttliche Gebot in Absicht auf die Zeit und die Umstände, wo man's erfüllen soll, näher bestimmen und insbesondere, wie hier geschehen, festsetzen, daß jeder zu den Jahren der Unterscheidung gelangte Katholik wenigstens einmal im Jahre sowohl beichten, wie die hl. Kommunion empfangen solle. Die sogenannten fünf Kirchengebote sind überhaupt nichts Anderes, als nähere Bestimmungen der göttlichen Gebote. — Viele Eurer Prediger preisen ja auch nach Herzenslust das Institut der Beichte als eine sehr heilsame menschliche Anstalt, und möchten sie gar gern wiederherstellen, um doch wieder Einfluß auf die Gewissen ihrer Pfarrkinder zu gewinnen, und das, was man eigentlich Seelsorge nennt, zu üben; — sie können aber lange warten, ehe es dazu kommt. Das Schicksal des von der hannover'schen Regierung für die protestantischen Unterthanen verordneten Katechismus ist uns noch in frischer Erinnerung, und es war hauptsächlich eben das im Katechismus empfohlene Beichtinstitut, was den Sturm dagegen erregte. Ein allgemeines Sünden-Bekenntniß, — ja das thut Niemanden wehe; denn daß wir alle arme Sünder sind, weiß die ganze Welt ohnehin, — und was ist daran noch besonders zu bekennen! Dieß also läßt sich als eine pure Förmlichkeit wohl auch der Protestant noch gefallen; — wenn ich aber einem Menschen die geheimsten Falten meines Herzens öffnen und ihm innere oder äußere verborgene Sünden bekennen soll, an die ich ohne Erröthen

selbst nicht denken kann, — dann bedenke ich mich erst ein wenig.

In der That ist für die meisten Protestanten die Beichte immer das letzte und schwerste Hinderniß, das sie bei ihrer Rückkehr zur Mutterkirche zu überwinden haben. Ich erinnere nur an den auch in weiten Kreisen bekannten Namen eines Gfrörer. Welch' entsetzliche innere Kämpfe kostete es ihm, ehe er über diesen Stein hinwegkam! Damals schon, als er im J. 1848 als Abgeordneter des Parlaments in Frankfurt tagte, sprach er sein Ueberzeugtsein von der Wahrheit der katholischen Religion und von der Falschheit des Protestantismus jedem, wer's hören wollte, offen und frei aus, doch setzte er in der Regel hinzu: aber die Beichte, die Beichte! Noch ganz jüngst habe ich persönlich wieder dieselbe Erfahrung gemacht. Eine vornehme und dabei sehr verständige Dame meldete sich hier bei mir zur Conversion; sie zeigte sich in Folge des hier empfangenen Unterrichts in den Wahrheiten des katholischen Glaubens so gründlich unterrichtet, wie man es bei Katholiken kaum besser findet; der Tag, wo sie das katholische Glaubensbekenntniß ablegen und darauf auch beichten sollte, nahte heran. Den Tag vorher aber brachte sie fast in beständiger fieberhafter Aufregung und Furcht nicht vor dem abzulegenden Glaubens-Bekenntnisse, sondern von der abzulegenden Beichte zu; — und ich hätte gewünscht, Ihr Alle hättet die Freude und die Fröhlichkeit mit ansehen können, als sie nun dieses Geschäft beendigt und in einer aufrichtigen Beichte ihrem Herzen Luft gemacht hatte. Wenn eine große Freude und Heiterkeit der Seele für eine vollbrachte edle That ein Lohn sein kann, so hat sie diesen Lohn so recht in vollen Zügen geschlürft.

Sie ist jetzt ihres Glaubes so froh und freudig, und lebt im Besitze desselben so ruhig, als es nur menschen-möglich ist.

Mit dem, ich möchte sagen, plötzlichen Herbeizaubern des Beichtinstituts durch irgend eine wenn auch noch so große menschliche Auktorität hat es also seine guten Wege. So leicht läßt sich ein solches Institut nicht herbei- und in die Kirche hineinzaubern. Wenn ich nicht fürchtete, Euch, geliebte protestantische Freunde, hier zu ermüden, und wenn Ihr anderseits der Tradition überhaupt mehr Werth beilegtet, als Ihr wirklich thut, würde ich den Beweis, daß die Beichte nicht irgendwann und irgendwo eingeführt worden ist, sondern daß sie von Anfang an in der Kirche eingeführt war, Euch hier nicht schuldig bleiben: ich würde daran erinnern, wie schon der erste lateinische Schriftsteller, Tertullian (im Anfange des zweiten Jahrhunderts), in einer seiner Schriften *) wörtlich sagt: „Viele, vermuthe ich, entziehen sich diesem Werke (nämlich dem Bekenntnisse ihrer Sünden), oder verschieben es von Tag zu Tag, weil sie mehr an ihre Schaam, als an ihr Heil denken"; und wie ein sehr erleuchteter kirchlicher Schriftsteller des 3. Jahrhunderts, Origenes**), die Sünde mit dem Genusse einer unverdaulichen Speise vergleicht, die so lange uns drücke und belästige, bis sie wieder herausgeworfen sei und daß ebenso auch der Sünder von der Sünde so lange gedrückt und gequält werde, bis er sie durch das äußere Bekenntniß wieder von sich ausgeschieden habe. Ich könnte auch daran erinnern, daß die ganze kirchliche Bußdisciplin, wie sie in den ersten christlichen Jahrhunderten sich ausge-

*) De poenit. c. 10.
**) Homil. in Ps. 37.

bildet, ohne die Beichte d. h. ohne das specielle Bekenntniß der Sünden vor den Dienern der Kirche ganz unmöglich gewesen wäre. Es konnte sich hier nur darum handeln, ob dieses Bekenntniß auch öffentlich vor der ganzen versammelten Gemeinde, oder nur geheim, etwa vor dem Bischofe und dem Klerus stattzufinden hatte. Daß aber ohne ein Bekenntniß der Sünden vor den Dienern der Kirche von diesen die geeigneten kanonischen Strafen oder Bußübungen nicht auferlegt werden konnten, liegt in der Natur der Sache.

Ich will aber aus dem genannten Grunde mit dem Traditions-Beweise mich hier nicht weiter befassen. Nur eine Frage möchte ich mir noch an unsere protestantischen Gegner erlauben, welche Motive sie denn eigentlich der behaupteten späteren Einführung des Beichtinstitutes unterlegen wollen. So etwas Angenehmes und Ergötzliches ist doch das Beichthören in der That nicht, — denn ihrer Meinung nach könnte doch diese Einführung der Beichte nur von den Kirchen-Obern und Priestern ausgegangen sein, von denselben also, die sich diesem mühsamen Amt des Beichthörens zu unterziehen haben. Freilich diejenigen, die so leichtsinnig über den göttlichen Ursprung der Beichte absprechen, und ihrer spätern Einführung das Wort reden, können sich von dem genannten mühevollen Amte eben keine Vorstellung machen. Müßten sie aber mal selber regelmäßig im Beichtstuhle sitzen, müßten sie hier alle Leiden und Kämpfe der Gepreßten, alle Skrupel der Beängstigten, allen Schmutz der Sündenbefleckten, die tausend Seufzer und Nöthen der Verlassenen und Traurigen anhören, oft viele Stunden lang, oft Tag für Tag, oft in kalter Jahreszeit und in kalten feuchten Kirchen und oft

von der Hitze und Last des Tages bereits ermüdet — und müßten sie dieses Alles immer anhören, nicht allein in aller Geduld und Sanftmuth, sondern zugleich mit väterlicher Milde und mit inniger, theilnehmender Liebe, bald ab- bald zuredend, bald aufrichtend und heilend, bald ermunternd und belehrend, und, um die Last Aller zu erleichtern, gleichsam die Last Aller auf sich nehmend und tragen helfend: dann, bin ich überzeugt, würden sie einen katholischen Beichtvater um die Annehmlichkeiten und Süßigkeiten eines solchen Amtes sicherlich nicht beneiden, wohl aber fühlen und anerkennen, daß ohne Hülfe der göttlichen Gnade und ohne eine besondere Liebe zu den unsterblichen Seelen und zu Christus, dem diese Seelen zugeführt werden sollen, die Beschwerden eines solchen Amtes gar nicht ertragen werden könnten.

Was in aller Welt sollte also eben diejenigen, die die Beschwerden dieses Amtes zu tragen haben, zur Einführung desselben bewogen haben; und zumal noch unter dem lügnerischen Vorwande, daß es ein göttliches Institut sei? Aber diese Beschwerden, sagt man uns, werden doch vielleicht durch das Vergnügen, über die Gewissen zu herrschen, und die hierbei stattfindende Befriedigung geistlicher Herrschsucht aufgewogen. Wie kann man denn aber hier wohl vernünftiger Weise von Herrschsucht sprechen, da diejenigen, denen man die Herrschsucht zur Last legen müßte, selbst die Opfer derselben würden? Oder beichten denn etwa bloß Laien, beichten und müssen nicht ebenso gut auch Priester, und zwar auch die höchsten Priester, auch Bischöfe und Päpste beichten? Eine seltsame Herrschsucht, vermöge deren diejenigen, die herrschen wollen, eben darin, worin

sie herrschen wollen, sich selbst, und zwar freiwillig zu Sklaven machen!

Die Gewissen der Christen sollen allerdings beherrscht werden, und auch die Beichte soll hierzu mitwirken, aber nicht Menschen oder ihre launischen Einfälle, sondern das Gesetz Jesu Christi soll über sie herrschen; und wenn wir uns von diesem Gesetze verirrt, wenn wir es uns aus dem Sinne geschlagen (nur dadurch sündigt man), wenn die Erkenntniß desselben in uns getrübt worden, so sollen wir durch die Beichte und das damit zusammenhängende Bußsakrament zu diesem Gesetze wieder zurückgeführt und in uns selbst wieder hineingeführt werden. Eine solche Herrschsucht aber kann man sich wohl gefallen lassen.

Was zu Gunsten der in Rede stehenden Ansicht sonst noch hier und da vorgebracht wird, wie etwa, daß die Beichte für die Kirche ein Hebel ihrer politischen Wirksamkeit sei, weil sie in der Beichte den Schlüssel zu den Geheimnissen besitze, wodurch die Familien wie die Gemein-Wesen bewegt werden: so verdient dieß schon deßhalb keine Widerlegung, weil ja vermöge des Beichtsiegels von allem in der Beichte Offenbarten weder direkt noch indirekt, vor keinem geistlichen oder weltlichen Obern, nicht nur irgend etwas entdeckt, sondern auch schlechthin davon kein über den Beichtstuhl hinausgehender Gebrauch gemacht werden darf. Und Gottlob wird das Beichtsiegel bei uns unverbrüchlich bewahrt und ist es stets unverbrüchlich bewahrt worden. Es gibt natürlich auch pflichtvergessene und schlechte Priester; aber von den vielen ist kaum einer so pflichtvergessen und schlecht, daß er in sakrilegischer Weise das Siegel der Beichte brechen sollte; — nach solchen sucht man ver-

gebens und selbst abgefallene Priester, die sonst aller möglichen Sakrilegien sich schuldig gemacht, haben sich doch vor diesem bewahrt, es ist als ob die Hand des hl. Johannes von Nepomuk (der bekanntlich, um das Siegel der Beichte nicht zu brechen, des Martyr-Todes starb) oder vielmehr die unsichtbare Hand Gottes selbst, der die Beichte eingesetzt, ihre Zunge gehalten, und sie vor einer frevelhaften Verletzung des Beichtsiegels geschützt hätte.

Ihr seht, geliebte protestantische Freunde, wir haben nicht Ursache, durch die Einwendungen Eurer Prediger und Theologen uns im Glauben an die göttliche Einsetzung der Beichte irgend beirren zu lassen.

Wenn ich aber oben sagte, daß unter Umständen die Beichte zur Erlangung der Sünden-Vergebung im Sakramente der Buße doch nicht nothwendig sei, so steht das mit dem hier Gesagten in keinem Widerspruche. Ich muß meine Sünden, so wie ich mich derselben nach sorgfältiger Erforschung meines Gewissens erinnere, einzeln und speciell beichten mit dem Munde, wenn es geschehen kann (diese Art der Beichte, die mündliche, sich auf die einzelnen Sünden erstreckende, ist die vollkommenste Art derselben); wenn es aber nicht geschehen kann, wenn meine Zunge gelähmt, meine Geistes-Kräfte geschwächt, wenn die Kürze der Zeit, die mir vielleicht in der Todesgefahr noch übrig ist, oder auch die Unmöglichkeit, überhaupt einen Priester, oder einen meiner Sprache kundigen Priester zu haben, mir dieses specielle mündliche Sünden-Bekenntniß nicht gestattet, so genügen auch andere Zeichen der Reue, die den Beichtvater in den Stand setzen, über meine Würdigkeit der Lossprechung ein Urtheil zu fällen. Es ist dieß zwar auch eine Beichte, ein genügender äußerer Ausdruck der innern

reumüthigen Gesinnung, aber doch nicht diejenige, die man gewöhnlich so nennt, und in diesem Sinne habe ich nichts dagegen zu erinnern, wenn man sagt, die Beichte überhaupt, aber nicht gerade die mündliche, sei göttlicher Einsetzung. So gerade drücken sich auch hierüber unsere Theologen aus.

Ueber den reichen Nutzen und Segen der Beichtanstalt ein Mehreres hier zu sagen, scheint mir nicht nothwendig. Ihr selbst könnt Euch dem Geständnisse nicht entziehen, daß eine nützlichere und heilsamere Anstalt nicht wohl erfunden werden könne. Ich wüßte hierüber auch kaum etwas Besseres zu sagen, als Euer edler und großer Leibnitz darüber gesagt hat. „Gewiß, sagt er in seinem „System der Theologie", „gewiß, wenn in der christlichen Religion etwas schön und liebenswürdig ist, so ist es diese Einrichtung, die Beichtanstalt, welche selbst Chinesen und Japanesen bewundert haben. Denn die Nothwendigkeit zu beichten, schreckt Viele, besonders die noch nicht verhärtet sind, von der Sünde ab und gewährt den Gefallenen einen großen Trost, so daß ich glaube, ein frommer, gesetzter und kluger Beichtvater sei ein großes Werkzeug Gottes zum Heile der Seelen; denn sein Rath nützt uns zur Regelung unserer Neigungen, zur Wahrnehmung unserer Fehler, zur Vermeidung der Gelegenheit zur Sünde, zur Wiedererstattung des Entwendeten, zum Ersatze des Schadens, zur Zerstörung der Zweifel, zur Aufrichtung des niedergebeugten Geistes, endlich zur Linderung und Tilgung aller Seelenübel: und wenn man auf Erden kaum etwas Vortrefflicheres, als einen treuen Freund, finden kann, wie wichtig wird er erst dann für uns, wenn derselbe durch die unverletzliche Heiligkeit eines göttlichen

Sakramentes zur Haltung der Treue und zur Hülfeleistung verpflichtet wird!"

Aller dieser Segen ruht jedoch nur auf der göttlich eingesetzten, auf der katholischen Beichte. Die protestantische, wo sie sich noch findet, ist kein Theil eines göttlichen Sakramentes, sondern pures Menschen-Werk und trägt daher auch (ich rede natürlich hier nur mit Beziehung auf religiöse Dinge) den Stempel alles Menschen-Werkes, den der Eitelkeit, der Unvollkommenheit und der Stümperei. Nach jeder österlichen Beichte und wenn irgendwo Mission gehalten wird, wo gewöhnlich die Beichtstühle von reuigen Büßern umlagert sind, höre ich bei uns von ausgeglichenen langjährigen Feindschaften, von Wiedergutmachung angestifteter Aergernisse, von oft massenhaften Wiedererstattungen fremden Gutes. Die protestantischen reichen Gutsherrn, die von diesen Wiedererstattungen den Vortheil ziehen und welche die Summen, die ihnen durch die katholischen Beichtväter und Missionäre bei solchen Gelegenheiten übermittelt werden, sehr gemüthlich einstreichen, habe ich oftmals sich in Lob über eine so herrliche Anstalt, wie die katholische Beichte, ergehen hören; -- und sie fügen dann gewöhnlich noch hinzu: gäbe es doch eine solche Anstalt auch bei uns!

Ich sagte oben, daß man bei Euch guten Protestanten über unsere Beichte oft sehr wunderliche Vorstellungen hege, und daß man sie entweder zu leicht oder zu schwer nehme. Keines von beidem darf geschehen. Die Beichte ist nicht ein so leicht und obenhin abgemachtes Geschäft; wenn manche Katholiken sie so leichtsinnig handhaben, so liegt die Schuld nicht an der Beichte, oder an der Kirche und ihrer Lehre, sondern eben an ihnen selbst, an ihrem

Leichtsinn, wodurch sie die Arznei in Gift verwandeln, wie das ja auch sonst im Leben geschieht; sie ist aber auch auf der andern Seite keine halsbrechende Arbeit oder, wie man bei euch gerne sagt, keine „Gewissens-Marterei." Es bedarf dazu einer rechten Selbsterkenntniß, also auch einer sorgfältigen Gewissens-Prüfung, und einer rechten reumüthigen Gesinnung, — und dann gibt das Uebrige sich von selbst. Beides ist nicht allzuleicht, aber auch nicht allzuschwer; nicht allzuleicht, denn sich selbst recht erkennen, ist bekanntlich die Kunst, die der leichtsinnige Mensch nicht erlernt, der vielmehr oft mit allem, was unter ihm und neben ihm ist, ja mit dem weitausgebreiteten Firmamente und seinen Sternen mehr bekannt ist, als mit seinem eigenen Innern. Und die Reue ist auch Nichts, was man so kurzer Hand abmachen kann. Die hl. Schrift spricht von Banden, die zerrissen werden müssen, und von den Schmerzen einer neuen Geburt. Auch der dafür kirchlich oft gebrauchte Ausdruck: Zerknirschung des Herzens, deutet genug an, was es damit auf sich hat.

Auf der andern Seite sind aber doch auch diese Erfordernisse nicht schwerer, als sie ein für sein Heil besorgter Christ mit Hülfe der göttlichen Gnade, die wir natürlich uns vor jeder Beichte durch aufrichtiges Gebet von Gott erflehen sollen, wirklich zu leisten im Stande ist. Was namentlich die nöthige Gewissenserforschung betrifft, so verlangt die Kirche keine Selbstquälerei, überhaupt nichts Uebertriebenes; sie spricht nur von einer sorgfältigen oder fleißigen Gewissenserforschung. Wer, wie es gute Christen gewohnt sind, täglich Abends vor dem Schlafengehen sein Gewissen gehörig erforscht, und sich, so wie vor den Augen Gottes über sein tägliches Thun prüft (denn

wenn wir uns selbst prüfen und anklagen, wird es einstens Gott nicht thun) und wer zumal zur Beichte nicht allzuselten kommt, — der braucht sich vor der Beichte mit der Gewissens-Erforschung nicht allzusehr abzuarbeiten.

Auch hängt die Gültigkeit meiner Beichte nicht davon ab, daß ich gerade alle Sünden, die ich (seit meiner letzten gültigen Beichte) begangen habe, beichte; die läßlichen zu beichten, ist ohnehin nicht geboten, sondern unserer größeren Selbstverdemüthigung wegen nur gerathen und heilsam; — denn sie können auch auf andere Weise, wie z. B. durch das tägliche Vater-Unser (Herr, vergib uns unsere Schulden) getilgt werden; und was die Todsünden betrifft, so muß ich, seien es nun äußere im Werke vollbrachte, oder nur innere Gedankensünden (denn diese verwunden die Seele oft noch verderblicher, als jene) auch nur diejenigen beichten, die mir nach fleißiger Gewissens-Erforschung einfallen, indem bei dem redlichen und aufrichtigen Willen sein Inneres, wie man es selbst erkennt, vor dem Priester als dem Stellvertreter Gottes bloßzulegen, die unabsichtlich ausgelassenen als im Bekenntnisse der andern eingeschlossen betrachtet werden. Ebenso verhält es sich mit der Zahl und den die Art der Todsünden ändernden Umständen. Daß es oft schwer sei, Todsünden von läßlichen zu unterscheiden, gebe ich zu, aber diese Schwierigkeit besteht doch mehr für die Wissenschaft, nämlich für die genaue wissenschaftliche Begriffs-Bestimmung, als für das Leben. Jeder Katholik, der seinen Katechismus kennt, weiß z. B. recht gut, daß alle Unzuchtssünden, von welcher Art sie auch seien, daß imgleichen Wucher, Ehrabschneidung, falsches Zeugniß, Meineid, Raub und Diebstahl, Sünden gegen den Glauben, die Hoffnung und die

Liebe, sämmtlich Todsünden sind, und wenn das Gewissen nicht ganz abgestumpft ist, fühlt er das auch schon aus den Gewissens-Bissen mit ziemlicher Gewißheit heraus; hat er aber in dieser Beziehung Zweifel, so hält er es für das Sicherere, die zweifelhaften Todsünden zu beichten. Denn schaden kann dieß immer nicht, dagegen aber wohl nutzen, und sei es auch nur, um sich selbst mehr zu verdemüthigen.

Ihr seht also, geliebte protestantische Freunde, so arg es Eure Theologen und Prediger machen, so arg ist es mit unserer Beicht wirklich nicht, und Konvertiten, die ein- und das anderemal gut und aufrichtig gebeichtet haben, möchten um alles in der Welt die Beichte, vor der ihnen einstens so bangte, nicht mehr entbehren.

Der dritte Theil unsers Bußsakraments, die sogenannte Genugthuung, wird aber gewöhnlich von Euch erst recht mißverstanden. Und doch wie einfach, klar und göttlich wahr, ist nicht unsere Lehre auch über diesen Punkt? Kennt man sie, so kann man sie nicht verkennen; außer man wollte sie absichtlich verkennen. Das Sachverhältniß ist nämlich kurz dieses.

Wir Katholiken lehren, daß Christus, der Gottmensch, wegen der unendlichen Würdigkeit seiner Person allein im Stande war, Gott für unsere Sünden eine vollkommene Genugthuung zu leisten. Diese unendliche vollkommene Genugthuung, die er für uns Gott wirklich geleistet hat, kann er uns aber auf zwei Arten zuwenden, er kann uns entweder eine vollständige Nachlassung aller verdienten Strafen gewähren, oder er kann auch die größte Strafe, die wir verdient, in die geringste umwandeln, d. h. die ewige Strafe in zeitliche. Von der ersten Art, welche die

vollständigste Zuwendung seiner Genugthuung ist und die am meisten seiner Barmherzigkeit entspricht, macht er nach unserer Lehre bei der hl. Taufe Gebrauch, in der er uns mit der Schuld zugleich alle Strafen erläßt; von der zweiten dagegen im Sakramente der Buße; er erläßt uns hier zwar mit der Schuld auch die ewige Strafe nach, (denn wohlgemerkt, Schuld und Strafe sind zwei verschiedene Dinge; auch das gewöhnliche bürgerliche Leben kennt diesen Unterschied; denn die Schuld gar mancher bürgerlichen Vergehen bleibt ohne die entsprechende Strafe und oft tritt für einen verurtheilten Verbrecher Begnadigung ein und er muß doch noch eine Zeitlang büßen. Die hl. Schrift kennt aber diesen Unterschied erst recht; heißt es nicht z. B. von Moses und Aaron, daß sie zur Strafe für die Sünde ihres Mißtrauens gegen Gott, die ihnen doch bereits vergeben war, in's gelobte Land nicht eingetreten seien; und hatte nicht David nach dem Zeugniß der hl. Schrift für die ihm schon der Schuld nach vergebene Sünde des Ehebruchs und der Blutschuld noch manche bittere Leiden und Trübsale zu erdulden*); ich wiederhole also, Gott erläßt wohl im Sakramente der Buße mit der Schuld auch die ewige Strafe, aber nicht immer auch zugleich die zeitlichen Strafen, die vielmehr dem im hl. Bußsakramente begnadigten Büßer gewöhnlich noch zurückbleiben; worauf auch der hl. Paulus hindeutet, wenn er im Briefe an die Hebräer sagt: „Wen der Herr liebt, den züchtigt er; er züchtigt den Sohn, den er wieder aufnimmt"**); ein Ausspruch, den Ihr guten Protestanten Euch wohl merken dürftet; denn gewiß sind doch diejenigen, die der

*) 4. Mos. 20.; 2. Sam. 12. u. a.
**) Hebr. 12, 6.

Herr liebt, mit ihm wieder ausgesöhnt und mit seiner Gnade wieder geschmückt, und doch sagt der Apostel, daß der Herr sie noch züchtige. Hieraus darf man aber mit nichten folgern, daß Christus etwa nicht vollständig für uns genuggethan hat. Was man daraus folgern kann, ist nur, daß Christus, der durch den unendlichen Preis, den er für unsere Erlösung gezahlt hat, sich ein vollkommenes und unbedingtes Recht auf uns erworben hat, die Vergebung unserer Sünden unter solchen Bedingungen und mit solchem Vorbehalten uns gewährt, wie solches ihm gefällt.

Wir würden gegen unsern Heiland doch gewiß sehr ungerecht und undankbar sein, wenn wir ihm die Unendlichkeit seines Verdienstes deshalb absprechen wollten, weil er uns, indem er uns die Erbsünde vergibt, nicht auch zugleich von allen Folgen derselben, von dem Tode und den geistigen wie körperlichen Schwächen, befreiet. Es genügt, daß Christus ein für allemal den Preis bezahlt hat, um deßwillen wir einstens von allen Uebeln, die uns drücken, vollständig befreit werden und jeden Theil seiner Wohlthat bis zu dieser letzten Vollendung unsers Heiles müssen wir mit Demuth und Dank entgegennehmen.

Aus einem ähnlichen Grunde darf es uns nicht befremden, wenn derjenige, der so große Nachsicht gegen uns in der hl. Taufe geübt, sich, wenn wir wieder treubrüchig gegen ihn geworden, schwieriger gegen uns zeigt. Es ist gerecht und sogar heilsam für uns, daß Gott, wenn er uns im hl. Bußsakramente die Sünde mit der verdienten ewigen Strafe nachläßt, noch eine zeitliche Strafe als Büßung für unsere Sünde von uns fordert. Eine übergroße Nachsicht würde uns vermessen machen, während

diese von uns geforderte Büßung, wie sie auf der einen Seite eine Sühne für das gebrochene Versprechen ist, auf der andern Seite zugleich als ein warnender Denkzettel für die Zukunft erscheint und uns desto eher innerhalb der Grenzen unserer Pflicht hält.*)

Für ein Weib z. B., das einen Ehebruch begangen hat, ist es recht gut, wenn ihr die Vergebung nicht allzu leicht gemacht wird und wenn sie für die strafbare sinnliche Lust, die sie zu diesem Verbrechen verleitet hat, auch einen gehörigen sinnlichen Schmerz und eine schmerzhafte Buße auf sich zu nehmen hat, damit sie nicht, wie es von einem solchen Weibe in der hl. Schrift heißt, sich nach der begangenen strafbaren That den Mund abwischt und sagt: es ist nichts. Leider incliniren wir von Haus aus allzusehr zum sittlichen Leichtsinne, und wie man zu sagen pflegt: „Alles läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen," so kann man auch sagen, der Mensch kann keine zu große Güte und Nachsicht vertragen. Von der ungebundenen, durch keinen Zügel und Zaum eingeschränkten Freiheit zu sündigen, geht man gar zu leicht über zur Frechheit des Sündigens. Diesen Zug unsers Wesens kannte Gott sehr gut und darum heißt es von ihm: „Wen der Herr liebt, den züchtigt er; er züchtigt den Sohn, den er wieder aufnimmt". Die Kirche aber ist die Vollstreckerin sowohl seiner Barmherzigkeit als seiner Gerechtigkeit, die sich nach unserer katholischen Lehre so schön mit einander vereinigen und sich hier gleichsam, wie die hl. Schrift sagt, den Kuß der Liebe geben; — und wenn daher die Kirche auf der einen

*) Vergl. Bossuet, exposition de la doctrine de l'église catholique.

Seite im Namen Gottes löset, so bindet sie in seinem Namen auch wieder; wenn sie im Namen Gottes den reuigen Sünder liebevoll wieder aufnimmt, und ihn von der Schuld und der ewigen Strafe seiner Sünden losspricht, so züchtigt sie ihn auch, indem sie ihm solche zeitliche Strafen oder Büßungen auferlegt, und sie thut das Letztere ebenso gut im Namen Gottes, wie das Erstere.

Hierauf nun eben beruhen die sogenannten kanonischen Strafen in der Bußdisciplin der alten Kirche; und ebenso auch die bei Gelegenheit des Bußsakraments uns vom Beichtvater auferlegten sogenannten Bußwerke in der heutigen Kirche. Grund und Zweck ist bei beiden derselbe. Und wenn ich nun die mir beim Sakramente der Buße auferlegten Bußwerke mit Demuth und im wahren Bußgeiste als Strafe für meine Sünden verrichte, so nennt man dieß eben Genugthuung, welche, wie ich oben sagte, der dritte Theil des Bußsakramentes ist. Diese Bußwerke müssen, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen sollen, Gott angenehm, mir selbst aber, d. h. meinem sinnlichen Menschen, unangenehm sein: denn durch jede Sünde habe ich gleichsam Gottes Ehre etwas entzogen und mir fälschlich und widerrechtlich etwas zugeeignet und die Genugthuung für die Sünde in dem Sinne, in dem das Wort hier gebraucht wird, als eine Art Ausgleichung des durch die Sünde erzeugten Mißverhältnisses, kann nur darin bestehen, daß ich Gott, was ich ihm widerrechtlich entzogen, wieder zurückgebe und daß ich, was ich mir fälschlich und widerrechtlich zugeeignet, freiwillig wieder aufgebe oder mir entziehe, es entziehe meiner unordentlichen Ehr-, Hab- oder Fleisches-Begierde. Und es geschieht dieses durch jedes gute Werk, insbesondere aber durch die

drei vorzugsweise guten Werke: Beten, Fasten und Almosen=Geben. Diese drei guten Werke umfassen im Grunde alle unsere Pflichten; das wahre Gebet unsere Pflichten gegen Gott, das Almosen = Geben (auch die Werke der geistlichen Barmherzigkeit einschließend) unsere Pflichten gegen unseren Nächsten; das Fasten endlich, wodurch ich mein Fleisch zügele und es meinem Geiste unterthänig mache, die Pflichten gegen uns selbst. Durch Beten thue ich der Hoffart des Geistes wehe, durch Almosen = Geben meiner Habbegierde, durch Fasten meiner Fleisches=Begierde. Diese drei vorzugsweise guten Werke eignen sich daher auch vorzugsweise zu Buß= oder Genugthuungs=Werken. Man kann alle diese Werke, die uns als Buße auferlegt werden, auch ohne Bußgeist, vielleicht sehr oberflächlich und schlecht verrichten; und dann ist es freilich auch eine schlechte und sehr ungenügende Genugthuung. Daß aber die Büßer ihre Bußwerke nur äußerlich und schlecht verrichten, beabsichtigt die Kirche, wenn sie ihnen solche auferlegt, wahrlich nicht; und man sollte daher auch nicht so ungerecht und unverschämt sein, ihr aus etwas, was sie nicht verschuldet, ein Verbrechen zu machen.

Noch curioser aber nimmt es sich aus, wenn Eure protestantischen Prediger oder Theologen über mechanisches Auferlegen oder mechanisches Abmachen solcher auferlegten Bußwerke Beschwerde führen*), als ob sie das Alles selbst mitgemacht. Wer hat ihnen denn gesagt, wie es im katholischen Beichtstuhle zugeht? Die Pönitenten, die ihnen davon etwa Kunde gegeben, das mögen wohl nicht gerade die besten gewesen sein! Und eben so gewiß

---

*) Hase a. a. O. S. 428.

haben die meisten Pönitenten, die ihre Bußwerke verrichtet, sie ebenfalls nicht als Zeugen zugerufen. Am übelsten angebracht aber scheint mir der Scherz oder Spott über die als Buße auferlegten Pater noster oder Ave Maria's *). Von einer gebildeten christlichen Gemüthsart zeugt derselbe nicht, wohl aber von einer rohen Auffassung sehr heiliger und ehrwürdiger Dinge. Einstens würden diejenigen, die so scherzen, vielleicht Gott noch danken, wenn es ihnen vergönnt wäre, ein andächtiges Pater noster oder Ave Maria (Gebete, die wenn sie wahrhaft gebetet werden, eine wunderbare Himmel und Erde bewegende Kraft haben) aus inbrünstigem Herzen beten zu können! —

Ebenso albern oder ungerecht ist die Anklage, daß durch diese geforderte Genugthuung die unendliche Genugthuung Christi beeinträchtigt werde. Als ob noch je ein Katholik behauptet hätte, daß wir auch für die Schuld und die ewigen Strafen genugthun können, und als ob wir nicht lehrten, daß sogar unsere Buß- und Genugthuungs-Werke für die zeitlichen Sünden-Strafen ihre Kraft durch Christus und sein Verdienst haben **); und als ob anderseits Christus durch seine Genugthuung uns nur habe ein Polster zurechtlegen wollen, auf dem wir bequem ruhen und die Hände in den Schooß legen sollten.

Uebrigens vergißt die Kirche nicht, uns bei Auflegung der mehrgedachten Buß- und Genugthuungs-Werke zugleich an die weit strengern kanonischen Bußen und Strafen in der alten Kirche zu erinnern, und fordert uns auf, daß wir auch aus freien Stücken uns noch selbstgewählten Bußwerken unterziehen, auch die Leiden und Widerwärtig-

*) Hase a. a. O.
**) Konc. Trident. Sitz. 8. cap. 8. (de poenit.)

keiten des Lebens, die Gott uns auferlegt, im rechten Bußgeiste als Strafen für unsere Sünden auf uns nehmen mögen. Oft genug erinnert sie uns daran: wenn wir uns selbst richten, wird uns Gott einst nicht richten und je weniger wir uns selbst schonen, desto mehr wird uns einstens Gott schonen.

Und hiermit dürftet auch Ihr, geliebte protestantische Freunde, Euch vollkommen einverstanden erklären.

Mit der hier auseinandergesetzten Lehre von der Genugthuung für die zurückgebliebenen zeitlichen Sündenstrafen hängen aber noch ganz innig zwei andere kirchliche Lehrpunkte zusammen, die Ihr ebenfalls theils geradezu läugnet, theils mißversteht: ich meine die Lehren vom Fegefeuer und vom Ablasse. Auch über diese beiden Punkte wäre die Verständigung leicht, wenn Ihr Euch dieselben einmal recht vorurtheilsfrei näher ansehen wolltet.

Was nämlich das Fegefeuer betrifft, so verstehen wir darunter eben die jenseitige Läuterung derjenigen Seelen, die zwar rein von schwerer Schuld und insofern gerecht und in der Gnade Gottes, aber nicht frei von den zeitlichen Sünden-Strafen hinübergeschieden sind. Diese Läuterung wird man sich aber nothwendig in Weise eines Büßens der noch rückständigen Strafen und daher als eine pein- und schmerzvolle denken müssen. Die inzwischen entbehrte Anschauung Gottes ist aber selbst schon Pein und Schmerz genug. In welcher Art sonst aber jene Läuterung oder jene Büßung stattfinde und ob insbesondere die Seelen dieser Gerechten auch durch ein wirkliches Feuer gepeinigt werden, darüber lehrt uns unser Glaube nichts. Füge ich nun noch hinzu, daß, da diese Seelen, wie eben gesagt, im Stande der Gnade und der Liebe hinüberge-

schieden und somit aus der Gemeinschaft der Heiligen nicht hinausgeschieden sind, sie deßhalb auch noch an den geistigen Gütern dieser Gemeinschaft Theil haben und daß wir mithin ihnen auch durch unsere Gebete, guten Werke und durch das hl. Meßopfer noch zu Hülfe kommen können, — füge ich, wie gesagt, dieß zu dem Obigen noch hinzu, so ist hiermit das Wesentliche unserer Lehre über das Fegefeuer ausgesprochen. Was enthält diese Lehre nun wohl, dessen wir uns vor einem aufrichtigen Christen, oder überhaupt auch nur vor einem wohldenkenden edelfühlenden Menschen zu schämen hätten! Gewiß, indem Eure Vorväter eine solche Lehre verwarfen, wußten sie selbst nicht, was sie thaten. Sie mißachteten die übereinstimmende Tradition, sie mißdeuteten die hl. Schrift und sie verletzten endlich das menschliche Gefühl. Sie mißachteten, sage ich, erstens die übereinstimmende Tradition: denn die Lehre vom Fegefeuer wird nicht nur von den ältesten Kirchen-Lehrern und Kirchen-Schriftstellern des zweiten und dritten Jahrhunderts (Tertullian, Cyprian, Cyrillus von Jerusalem u. A.) ausdrücklich bezeugt, sie findet sich auch in den gottesdienstlichen Sitten und Gebräuchen (in der kirchlichen Fürbitte für die Verstorbenen) und selbst in steinernen Monumenten ausgedrückt auf den in den Katakomben aufgefundenen Grabsteinen mit ihren zur Fürbitte für die Verstorbenen einladenden Inschriften, — wie man sie heute noch zu Hunderten in Rom sehen kann, alle aus den ersten Jahrhunderten stammend.

Sie mißdeuteten ferner, sagte ich, die hl. Schrift: denn von andern Stellen der hl. Schrift nicht zu reden, um in der Stelle 2. Macc. 12, 43—46 .... (sie schließt

mit den Worten: es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke für die Verstorbenen zu beten, auf daß sie von ihren Sünden erlös't werden), um hierin nicht eine Stütze für unsere Lehre vom Fegefeuer zu finden, muß man sie entweder als apocryph verwerfen (aber auch dann würde sie doch wenigstens den Glauben der altjüdischen Kirche an einen jenseitigen Reinigungsort aussprechen), oder man muß sie mißdeuten. Dasselbe ist der Fall mit der Stelle Matth. 12, 31., wo unser Heiland wörtlich sagt: „Wer ein Wort wider des Menschen Sohn redet, dem wird es vergeben; wer aber wider den hl. Geist redet, dem wird (diese Sünde) weder in dieser noch in der künftigen Welt vergeben werden.“ Denn hier wird doch offenbar eine anderweite Sünden- oder Sündenstrafen-Vergebung in der jenseitigen Welt vorausgesetzt; d. h. es wird hier unsere Lehre vom Fegefeuer bestätigt.

Endlich aber verletzten und kränkten Eure Vorväter durch Verwerfung der Lehre vom Fegefeuer auch die menschlichen Gefühle. So weit wir manche unserer Angehörigen, Freunde und Bekannten, die wir durch den Tod verloren, im Leben und bis zu ihrem Tode kennen gelernt, waren sie für den Himmel, in den nach unserm hl. Glauben etwas Unreines nicht eingehen kann, noch nicht genug geläutert und vollendet; sollen wir sie aber deßhalb, weil wir noch kleinere Fehler und Unvollkommenheiten an ihnen bemerkt oder weil ihre Läuterung durch den Tod unterbrochen wurde, ohne weiteres zur Hölle verdammen? Meinem Gefühle würde das nun einmal widerstreben. Ja, ich würde in meinem ganzen Leben keine frohe Stunde mehr haben und würde mich wegen des Schicksals meiner verstorbenen Angehörigen

und Freunde fort und fort ängstigen, wenn ich nicht an einen jenseitigen Reinigungs-Ort glaubte. Und entspricht es nicht auf der andern Seite so ganz den edlen Gefühlen unsers Herzens, für liebe Verstorbene zu beten! Was haben wir denn noch Anderes, was wir ihnen über das Grab hinaus in's Jenseits nachsenden und wodurch wir ihnen noch unsere Liebe bethätigen können? Und hat ein religiöses Begräbniß ohne Gebet für die Abgestorbenen überhaupt nur noch Sinn? Trotz Eurer entgegengesetzten Bekenntnißlehre fühlt Ihr oft selbst den unwiderstehlichen Drang, Euch am Sterbebette oder am Grabeshügel Eurer Lieben niederzuwerfen und ihnen die letzte Liebe zu erweisen, für sie zu beten. Und wie viele wohldenkende und sonst unbefangene Protestanten haben mir in dieser Beziehung gelegentlich das offenherzige Geständniß abgelegt, wie sie sich an einer katholischen Begräbniß-Feier und an der katholischen Fürbitte für die Verstorbenen so recht von Herzen erbaueten, daß sie sich aber an den bloßen gewöhnlich eben so inhaltsleeren, als pomp- und phrasenhaften, oft auch geradezu ärgerlichen Leichen-Predigten ihrer protestantischen Prediger gar nicht erbaueten. Durch derartige Geständnisse macht nur das Herz seine Rechte geltend. Seine Stimme kann durch eine kalte und falsche Lehre wohl eine zeitlang unterdrückt, aber dadurch doch nicht völlig erstickt werden. Wir Katholiken, sofern wir nur dieses Namens nicht ganz unwürdig sind, wir würden uns wirklich mit dem Glauben an ein Fegefeuer ein Stück aus unserm Herzen herausgerissen fühlen und einen solchen Verlust nicht zu ertragen im Stande sein. Doch bemerke ich mit Freuden, daß auch Eurerseits im Ganzen der alte Widerwille gegen unser Fegefeuer verschwunden

ist, und daß sich selbst unsere heftigsten Gegner unter Euch den Glauben an das Fegefeuer wohl, wie sie sagen, gefallen lassen mögen, unter der Bedingung, daß sie im Fegefeuer kein wirkliches materielles Feuer zu denken hätten*), eine Bedingung, gegen die unsererseits nichts zu erinnern ist.

Der zweite mit der Lehre von der Genugthuung zusammenhängende Punkt ist der Ablaß. Hierüber ließe sich nun wohl sehr viel sagen; und vielleicht dürfte auch mancher unter Euch eine weitläufigere Besprechung dieses Punktes hier um so mehr erwarten, da ja der Ablaß gerade zu der unglückseligen Kirchenspaltung den nächsten Anlaß gegeben hat. Hat aber auch hierdurch der Ablaß ein großes geschichtliches Interesse, so ist doch die kirchliche Lehre darüber, wie sie das allgemeine Koncil von Trient selbst authentisch ausgesprochen hat, so klar und einfach, als nur möglich; so daß es zu deren Darlegung oder Vertheidigung vieler Worte nicht bedarf. Die genannte hl. Synode lehrt nämlich über den Ablaß nur die beiden Dinge: daß die Kirche von Christus Gewalt habe, Ablässe zu verleihen und daß der Gebrauch der Ablässe dem christlichen Volke heilsam sei**). Und beides zu erweisen wird uns nicht schwer. Unter Ablaß wird nämlich hier verstanden: ein (außersakramentlicher) Nachlaß der noch rückständigen zeitlichen Sündenstrafen, sei es ein gänzlicher (vollkommener Ablaß) oder nur ein theilweiser (unvollkommener Ablaß). Daß auch nach Tilgung der Schuld und der ewigen Strafe der Sünden durch das hl. Bußsakrament doch in der Regel noch zeitliche Strafen zurück-

*) Hase a. a. O. S. 445.
**) Konc. Trid. sess. 25. de indulg.

bleiben, zeigte ich so eben. Daß aber die Kirche die Gewalt hat, auch diese rückständigen zeitlichen Sündenstrafen nachzulassen, folgt aus ihrer sogenannten Schlüsselgewalt, wovon jene gleichsam nur ein Ausfluß und ein Bestandtheil ist. Denn vermöge ihrer Schlüsselgewalt kann die Kirche, die erforderlichen anderweiten Bedingungen von Seiten des Menschen vorausgesetzt, alle Hindernisse zum Eintritte in's Reich Gottes beseitigen: und diese noch rückständigen zeitlichen Strafen bilden natürlich auch ein solches Hinderniß.

Daß die Kirche in ihren Vorstehern diese Gewalt Ablässe zu ertheilen auch von jeher im Bewußtsein ihres guten Rechts ausgeübt hat, zeigt die hl. Schrift (ich erinnere hier nur an den erst aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßenen und dann wieder in dieselbe aufgenommenen Korinthischen Blutschänder *), sowie die Geschichte der ältesten Kirche, wo Büßern, die einen besondern Bußeifer zeigten, besonders auf Fürbitte der Märtyrer und Bekenner, die ihnen zudekretirten oft herben und langwierigen Strafen gemildert, abgekürzt oder auch gänzlich erlassen wurden. Die heutige Art der Ablaßverleihung, wie sie besonders seit der Zeit, als die alte Bußdisciplin durch die veränderten Zeitverhältnisse in Verfall gekommen, üblich ward, erscheint eben nur als eine andere Art der frühern Ablaßverleihung, die aber ihrem Wesen nach von dieser nicht verschieden ist. Sie, die Kirche, verwandelt nämlich bei den heutigen Ablaßverleihungen die früheren oft sehr langwierigen und herben kanonischen Bußwerke in andere gute Werke, die minder schwer, oder minder langwierig sind,

*) 2. Kor. 2.

und ersetzt, was diesen zur vollen Genugthuung für die verdienten zeitlichen Sündenstrafen etwa abgeht, durch die Zuwendung der überfließenden Genugthuungswerke Christi und der Heiligen. Denn der eine kann zwar für den andern nicht gut und gerecht sein, oder die hl. christlichen Tugenden üben, und ebenso wenig kann einer für den andern diejenigen Strafen erleiden, die man die heilenden nennt (es genügt z. B. nicht, daß der Mäßige für einen ehemaligen Schlemmer fastet, sondern dieser muß selbst fasten, um die eingewurzelte böse Neigung in sich zu überwinden). Dagegen kann aber ebenso gewiß ein Christ für den andern büßen und zur Versöhnung der göttlichen Gerechtigkeit Strafen erdulden; denn Gott, dem nichts so wohlgefällig ist, als die Liebe, womit seine Kinder, die Glieder des Leibes, wovon sein eigener Sohn das Haupt ist, sich einander lieben und einer des andern Lasten trägt und erleichtert, erläßt mit Rücksicht auf die Genugthuungswerke des einen dem andern die Strafen, die seine Gerechtigkeit von ihm fordern kann, und er läßt statt seiner Gerechtigkeit seine Barmherzigkeit gegen ihn walten, indem er dadurch seinen Sohn Jesus Christus selbst in der Gemeinschaft seiner Glieder und in der hl. Verbindung seines mystischen Leibes ehrt. Dieses verstehen wir Katholiken unter dem überfließenden Schatze Christi und seiner Heiligen und in diesem Sinne sagen wir, die Kirche schöpft aus diesem Schatze, wenn sie oder ihr Oberhaupt den Gläubigen Ablässe verleiht. Und Eure Prediger und Theologen mögen sich in ihrer frivolen Weise über diesen Schatz und über das Schöpfen aus diesem Schatze so lustig machen, wie sie wollen und sie mögen noch so viel vom Handeln, von Tausch und einem Preis-

Courant für Sündenstrafen reden*); sie verrathen dadurch nur, daß sie von dem Grunddogma des Christenthums entweder nichts verstehen, oder einfach nicht daran glauben. Denn wenn überhaupt der Eine für den Andern keine Strafen abbüßen oder den Lösepreis (glücklicher Weise findet sich dieser Ausdruck auch in der hl. Schrift) bezahlen kann, so konnte auch Christus den Lösepreis für unsere Sünden nicht bezahlen, d. h. er konnte uns überhaupt nicht erlösen, und das ganze Christenthum ist dann ein bloßes Phantasie-Stück. Konnte aber Christus für unsere Schuld und die ewigen wie zeitlichen Strafen genugthun, so können auch die Heiligen vermöge der Lebens-Verbindung, worin sie mit Christus und allen Gliedern Christi stehen (das Blut der Martyrer, sagt schon ein alter Kirchenschriftsteller, vermischt sich mit dem Blute Christi), auch für uns Strafen, natürlich nur zeitliche, abbüßen, sie können in Fasten, in Sack und Asche, nicht bloß für ihre eigenen Sünden, sondern auch für die Sünden des ganzen Volkes büßen. Die Kraft zu büßen und genugzuthun ist die Kraft, die Christus, ihr Haupt, ihnen mitgetheilt und was sie vermöge dieser unendlichen Kraft Christi leisten und büßen, ist im Haushalte Gottes nicht verloren und kommt, wenn es zur Genugthuung für ihre eigenen Sündenstrafen nicht nöthig ist (von sehr vielen Heiligen wissen wir, daß sie in ihrem Leben nicht allzuviel verbrochen, daß sie aber sehr viel gelitten), vermöge der Gemeinschaft der Heiligen denen zu Gute, die in dieser Gemeinschaft sich befinden. Und wie es einen Staats-Schatz, einen Gemeinde- und Familien-Schatz gibt, so gibt es in diesem Sinne auch einen

*) Hase a. a. O. S. 430.

Kirchen-Schatz, woran alle Mitglieder der Kirche Theil haben, der aber, wie der Staats-Schatz vom Staats-Oberhaupte, nur vom Kirchen-Oberhaupte verwaltet wird und gehoben werden kann.

Dieser durchaus christlichen Anschauung gemäß also wendet die Kirche aus diesem Schatze der überfließenden Verdienste Christi und der Heiligen den reumüthigen Büßern, denen sie einen Ablaß bewilligt, dasjenige zu, was deren eigenen Bußwerken zur vollen Genugthuung für ihre Sündenstrafen abgeht — unter den Bedingungen, die sie für sie festsetzt. Diese Bedingungen, die in gewissen auf die Ehre Gottes, die Liebe des Nächsten oder das eigene Seelenheil bezüglichen guten Werken bestehen, mögen so gering sein, wie sie wollen: auch die geringsten Werke, die in der rechten Gesinnung, im rechten Bußgeiste, in wahrer Demuth, aus Gehorsam und Liebe verrichtet werden, sind vor Gott nicht gering; und wenn man übrigens eine würdige Beichte und eine würdige Kommunion (denn diese werden zur Gewinnung eines vollkommenen Ablasses immer erfordert) geringe, oder „Bagatell-Werke" nennt, so nennt man sie so, weil man sie eben nicht kennt. Unter allen Umständen aber sind doch diese Werke, so gering sie auch sein mögen, vorausgesetzt, daß sie in rechter Gesinnung verrichtet werden, immer noch mehr, als nichts, und als der bloße Glaube, der nach Eurer Bekenntniß-Lehre genügt, um alle Sünden und Sündenstrafen ein für allemal aufzuheben.

Daß übrigens dieser Erlaß der rückständigen zeitlichen Strafen, wie er durch den Ablaß stattfindet, nicht nur vor der Gerichtsbarkeit der Kirche, sondern auch vor Gott gültig sei, versteht sich aus dem Gesagten von selbst.

Denn wie die Kirche im Namen Gottes den Büßern die zeitlichen Strafen auferlegt, so erläßt sie dieselben auch wieder im Namen Gottes vermöge jenes Ausspruches unsers Heilandes an seine Apostel: „Was ihr auf Erden bindet, soll auch gebunden sein im Himmel und was ihr auf Erden löset, soll auch gelöset sein im Himmel."

Es erhellt aber auch aus dem Gesagten, daß die Kirche einen Ablaß in richterlicher Weise nur solchen verleihen kann, die noch unter ihrer Gerichtsbarkeit stehen. Den armen Seelen im Fegefeuer kann sie Ablässe nur fürbittweise zuwenden, wie solches denn auch wohl üblich ist. Die Kirche bittet dann Gott, er möge um der Verdienste Christi und seiner Heiligen willen den armen Seelen ihre noch rückständigen Strafen erlassen oder abkürzen, jene Verdienste hält sie gleichsam der Gerechtigkeit Gottes vor, damit er mit Rücksicht auf dieselben gegen diese Seelen Barmherzigkeit übe. Das Gebet der Kirche ist aber Gott immer und besonders in solcher Verbindung wohlgefällig und es ist nicht zu fürchten, daß es so ganz vergeblich und nutzlos sei.

Der oben genannte zweite Punkt, den die hl. Synode von Trient festsetzt, daß nämlich der Gebrauch der Ablässe dem christlichen Volke heilsam sei, bedarf hier keiner weiteren Erklärung. Und ich wollte wünschen, daß alle diejenigen, welche über die Heilsamkeit der Ablässe geringschätzig denken oder vielleicht darüber hohnlächelnd die Achseln zucken, einmal bei einem ausgeschriebenen Jubiläums-Ablasse eine wohlgeordnete katholische Gemeinde sich recht aus der Nähe und mit unbefangenem Auge ansähen. Sie würden dann nicht bei Hunderten, sondern oft bei Tausenden wahre Wunder eines heiligen Bußeifers, einer in-

neren großen Herzens-Zerknirschung, einer ganz ungewöhnlichen Andacht und Erbauung, kurz einer wunderbaren Auffrischung und Erneuerung des ganzen geistigen und religiösen Lebens sehen. Auch ein beruhigendes Vertrauen flößen die Ablässe dem reumüthigen Büßer ein, ohne daß sie ihn jedoch in eine falsche Sicherheit einwiegen. Denn so groß sich auch durch den Ablaß Gottes Barmherzigkeit an uns erweis't; so erläßt sie uns doch niemals diejenigen Bußwerke, die heilend sind und die Aufforderung, Gutes zu thun und im Gutesthun nie zu ermüden, bleibt daher nach wie vor für alle ohne Ausnahme fortbestehen.

Ihr seht, geliebte protestantische Freunde, die Lehren der Kirche über den Ablaß sind nicht so schwer zu fassen, daß man bei ihrer Auseinandersetzung sehr weitläufig zu sein brauchte. Weitläufig müßte ich nur sein, wollte ich mich noch einlassen auf die etwa vorgekommenen Mißbräuche des Ablasses und auf Eure noch größere Uebertreibungen derselben. Daß wie jede gute und heilige Sache, so auch die Ablässe mißbraucht werden können, und daß sie auch wohl wirklich mißbraucht worden sind, haben wir zu läugnen keine Ursache, nur bitten wir, daß man diese Mißbräuche nicht auf Rechnung der Kirche oder des Oberhauptes der Kirche setze. Wie die Kirche von den Mißbräuchen des Ablasses selbst denkt und wie eifrig sie auf deren Beseitigung hinarbeitet, erhellt aus dem betreffenden Dekrete der hl. Synode von Trient zur Genüge. Beklagen wir aber selbst recht schmerzlich die stattgefundenen Mißbräuche, so müssen wir uns doch nicht minder über deren Uebertreibungen beklagen. Was sind nicht Alles für Ungeheuerlichkeiten über den Tetzel'schen Ablaß-Handel

gesagt worden und den kolossalen Tetzel's Ablaß-Kasten findet man gegenwärtig in verschiedenen protestantischen Kirchen Sachsens jedesmal in einem veränderten Exemplare. Jedes Exemplar wird uns natürlich als das ächte Original angerühmt, aber wahrscheinlich ist das eine so wenig ächt, wie das andere, weil ein Original gar nicht existirt hat, und diese verschiedenen erdichteten Exemplare vertreten demnach nur die Stelle von Vogelscheuchen gegen „den schrecklichen Papismus". Ist ja doch, wie neuere geschichtliche Forschungen bis zur Evidenz erwiesen, die ganze Erzählung von Tetzel's Mißbrauch des Ablasses von Anfang bis zu Ende erdichtet, und nicht weniger der ihm in den Mund gelegte abgenutzte Spruch: „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt." Freilich aber, wenn solche Uebertreibungen oder Erdichtungen in Bild, Schrift und Monument erst nicht mehr wären, womit sollte man „den Papismus" noch bekämpfen, und wovon sollte der Protestantismus dann überhaupt noch sein Leben fristen können? Doch ich darf für das Eine, wie für das Andere Eure Geduld jetzt nicht länger mehr in Anspruch nehmen. Was jene Mißbräuche betrifft, so habe ich sie nicht zu verantworten und die Uebertreibungen will ich Euch verzeihen, wenn Ihr nur unsere Lehre selbst als richtig und christlich gelten laßt, und so manche ererbte abgeschmackte Vorurtheile darüber endlich aufgeben wollt. Denn so gewiß jeder protestantische Schulknabe über katholischen Ablaß-Handel und Ablaß-Kram zu reden weiß, so gewiß wissen hunderte Eurer Prediger und Theologen nicht, was denn eigentlich im Sinne der katholischen Lehre Ablaß sei. Erst wenn Ihr unsere

Lehre kennt, kann man hoffen, daß Ihr sie nicht länger verkennen werdet, es sei denn aus purem Widerwillen und Widerspruch gegen uns. An solche aber, die uns widersprechen, um uns zu widersprechen, sind diese Blätter nicht geschrieben. Und hiermit für dießmal Gott befohlen.

V.

Cölibat und Ehe.

Was unsere Ehe, oder vielmehr unsere Lehre über die Ehe betrifft, so begegnet uns hiebei dasselbe Schicksal, wie bei unsern meisten andern Lehren. Denn wie wir überhaupt, wir mögen lehren und glauben, was wir wollen, den Einen unter Euch zu wenig, den Andern unter Euch zu viel glauben, wie wir Euch entweder zu vernünftig oder unvernünftig, entweder zu streng oder zu lax erscheinen: so ist dieß auch hier wieder der Fall. Nach Eurem Urtheil oder Vorurtheil denken wir von der Ehe entweder zu geringschätzig, oder zu hoch; wir halten sie entweder für nicht heilig genug, oder für zu heilig.

Erlaubt mir, liebe protestantische Freunde, daß ich auf diese beiden Vorwürfe etwas genauer eingehe und jedes für sich besonders behandle.

Den ersten Vorwurf, daß wir die Ehe nicht für heilig genug halten, gründet Ihr auf unsere Anschauung vom ehelosen Stande. „Ihr Katholiken", sagt man uns, „ihr erkennt dem ehelosen Stande, dem Cölibate, einen besondern Vorzug, eine besondere Heiligkeit zu, also sprecht ihr dem ehelichen Stande die Heiligkeit ab; und es fehlt

nicht viel, so trefft ihr mit jenen alten Irrlehrern zusammen, denen die Ehe geradezu als Teufelswerk galt". In der That, eine sehr seltsame Schlußfolgerung!

Es ist wahr, wir Katholiken erkennen nicht zwar dem ehelosen Stande überhaupt (denn den sogenannten Hagestolzen oder auch denjenigen, die gern heirathen möchten, aber nicht heirathen können, rechnen wir ihre Ehelosigkeit wahrlich nicht zum Verdienste an), aber doch dem um Christi willen frei gewählten ehelosen Stande, dem sogenannten Stande der Jungfräulichkeit, einen höheren Vorzug zu. Wir thun dieß aber nicht aus uns selbst, sondern weil wir so durch Christus und die Apostel belehrt worden sind. Denn Christus hat nun einmal gesagt: „Es gibt Verschnittene, die sich um des Himmelreiches willen selbst verschnitten haben."*) Dieser Ausspruch unsers Herrn läßt sich doch nicht wegdisputiren, und was kann er denn wohl für einen andern Sinn haben, als den wir darin finden, daß nämlich die Verzichtleistung auf die Ehe, um des Himmelreiches willen, etwas sehr Edles und Hohes ist? Doch fügt der Herr bedeutsam hinzu: „Wer es fassen kann, der fasse es"; und er gibt uns dadurch zu verstehen, daß dieß nicht Jedermanns Sache sei, daß hiezu eine besondere Gnade gehöre, kurz, daß es nicht eine Pflicht der christlichen Gerechtigkeit, wohl aber ein Rath für diejenigen sei, die nach der christlichen Vollkommenheit streben wollen; denn, wie der hl. Augustinus sagt, in Absicht auf dasjenige, was nothwendig zur christlichen Gerechtigkeit gehört, wird nicht gesagt: „wer es thun kann, der thue es"; sondern „jeder Baum, der keine

*) Matth. 19, 12.

guten Früchte bringt, wird abgehauen und in's Feuer geworfen". — Hat man aber an diesem Ausspruche des Herrn noch nicht genug, so können wir noch mit andern Schrift-Zeugnissen dienen.

„Wegen der Jungfrauen", sagt der Apostel in seinem ersten Briefe an die Korinther,*) „habe ich kein Gebot vom Herrn, einen Rath aber gebe ich euch, als der ich vom Herrn die Gnade empfangen habe, treu zu sein; ich erachte also, daß dieses gut sei, um der obwaltenden Noth willen, daß der Mensch so (unverehlicht) bleibe. . . .

Der Unverehelichte ist bedacht auf das, was des Herrn ist; wie er Gott gefallen möge; der Verehelichte aber ist bedacht auf das, was der Welt ist und wie er dem Weibe gefallen möge, er ist getheilt. . . .

Also, wer seine Jungfrau verheirathet, der thut wohl, und wer sie nicht verheirathet, der thut besser. . . .

Seliger wird sie sein, wenn sie so bleibt, nach meinem Erachten; ich meine aber auch den Geist Gottes zu haben". So der Apostel, und es konnte nicht fehlen, daß diese Stelle Euren Theologen und Predigern, die von dem höheren Vorzuge des jungfräulichen Standes einmal nichts wissen wollen, Kopfzerbrechen machte. Und was haben sie nicht alles daran herumgedeutelt! Wie haben sie sich nicht in ihrer Noth, wie an einen Strohhalm, an die Worte gehängt: um der obwaltenden Noth willen, um ja den Sinn herauszubringen, die apostolische Empfehlung des jungfräulichen Standes gelte nicht für alle Zeit, sondern nur für die damalige Zeit, die in der Korinthischen Gemeinde eine Zeit der Noth und Drangsal gewesen sei.

*) Kor. 7.

Die guten Schrifterklärer! Sie sollten sich doch wenigstens mit ihrer Erklärung nicht lächerlich machen. Oder ist es denn wirklich nicht lächerlich, zu sagen, die Empfehlung des jungfräulichen Standes gelte bloß für die damalige Zeit, da es doch am Tage liegt, daß die Gründe, mit denen der Apostel den jungfräulichen Stand hier empfiehlt („der Unverehelichte ist bedacht auf das, was des Herrn ist, wie er Gott gefallen möge; der Verehelichte aber ist bedacht auf das, was der Welt ist, und wie er dem Weibe gefallen möge, er ist getheilt") ganz allgemein und für alle Zeiten gültig sind!

Ihr seht, geliebte protestantische Freunde, wenn wir den ehelosen jungfräulichen Stand, um Christi willen gewählt, für einen höhern Stand erklären, so ist das nicht unsere Schuld. Und wenn Euch diese Bevorzugung des jungfräulichen Standes etwas nach römischer oder abergläubischer Beschränktheit schmeckt, so ist das wieder nicht unsere Schuld. Wir können einmal die christliche Religion nicht anders nehmen, als wie sie uns gegeben ist. Mich wundert aber, warum Eure Prediger und Theologen, die so sehr gegen den jungfräulichen Stand eingenommen sind, nicht Christus selbst einen Vorwurf daraus machen, daß er diesen Stand gewählt, und daß er zugleich eine Jungfrau-Mutter, einen Jungfrau-Nährvater sich ausgesucht und einen Jungfrau-Jünger als seinen Lieblings-Jünger beim Abendmahle in seinem Schooße ruhen ließ. Denn wenn das keine Bevorzugung des jungfräulichen Standes ist, so gibt es keine. Und erst wenn sie mit diesem lebendigen Beispiele unsers Herrn sich abgefunden haben, dürfen sie auch ein Wort gegen unsern jungfräulichen Ordens-Stand und gegen den Cölibat unserer katholischen Geistlichen mitreden. Was

sie jetzt darüber oder dagegen sagen, ist Alles nur so obenhin gesagt. Angenehmer und behaglicher mag es allerdings erscheinen, wenn der Seelsorger einer Gemeinde mit den seelsorgerlichen Freuden auch die süßen Familien-Freuden verbinden kann; aber die erste Rücksicht, die ein vom Geiste Christi beseelter Geistlicher nimmt, ist nicht die Behaglichkeit und Annehmlichkeit des Lebens, oder die Gründung eines wohlgeordneten Hausstandes, sondern die Auferbauung des Leibes Christi. Und bekanntlich wachsen am häuslichen Familien-Heerde nicht bloß Rosen, sondern auch Dornen, und wenn demjenigen, der schon ohnehin so viele Sorgen hat, Sorgen um eine ganze Gemeinde, Sorgen um alle die unsterblichen Seelen, die ihm anvertraut sind, wenn diesem die oft so kleinlichen, so beengenden und stechenden Familien-Sorgen erspart werden, und er sich so mit ungetheilter Seele seinem heiligen und erhabenen Berufe ausschließlich widmen kann: so ist das, meine ich, doch auch etwas. Die Frau Predigerin kann an der Seite ihres lieben Ehegatten allerdings dessen geistliche Thätigkeit und Wirksamkeit für das Reich Gottes oft recht heilsam unterstützen, sie kann ihn trösten, wenn so manche seiner Pflegebefohlenen Sonn- oder Festtags sich an der Predigt vorbeimachen oder nur mit Gähnen und Schläfrigkeit die erbaulichen Worte anhören, sie kann ihm durch ihre innige und zärtliche Liebe den etwaigen Mangel an Vertrauen in seiner Gemeinde ersetzen und ihn vor gänzlicher Muthlosigkeit bewahren, sie kann durch ihre verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Beziehungen zu andern, besonders vornehmeren Hausmüttern der Gemeinde, diese für die heilige Sache des Evangeliums interessiren, etwa in der Gemeinde entstandene schwierige Stimmungen durch ein recht-

zeitig angebrachtes kluges und beschwichtigendes Wort wieder in's Gleiche bringen, sie kann selbst den Einfluß, den sie mit den verschiedenen besseren Familien anknüpft, um dort ihre Töchter oder ihre Söhne anzubringen, — zum Vortheil des seelsorgerlichen Wirkens ihres Ehegatten benutzen: aber die Frau Predigerin kann auch durch allerhand Zuträgereien, Fraubasereien, Klatschereien und weibliches Intriguen-Spiel dem Ansehen ihres Herrn Gemahls oft noch mehr schaden und sein Vertrauen in der Gemeinde vollends untergraben.

Wenn der Herr Prediger sich nicht begnügt, geistlicher Vater seiner Gemeinde zu sein, sondern auch durchaus fleischlicher Vater und Ehegatte sein will, etwa damit er seiner Gemeinde auch durch die Erfüllung seiner ehelichen und väterlichen Pflichten als Vorbild vorleuchten könne; so wollen wir ihm diese seine gute Meinung zu gute halten. Ich fürchte aber nur, daß das Wort des Apostels: daß er „Allen Alles geworden sei, um Alle Christo zu gewinnen", in diesem Sinne nicht zu verstehen sei. Der Apostel wenigstens hat es selbst nicht so verstanden. Er war bekanntlich nicht verheirathet, um den Eheleuten an seinem Beispiele zeigen zu können, wie sie sich einander lieben, den Eltern, wie sie ihre Kinder erziehen, den Hausvätern, wie sie für ihre Hausangehörigen sorgen sollten. Obgleich er aber kein Ehemann, kein Vater und Hausvater war, so sagt er doch zu allen ohne Ausnahme: seid meine Nachahmer, wie ich ein Nachahmer Jesu Christi bin. Von den vielen großen und ausgezeichneten Hirten in alter und neuer Zeit weiß man auch nicht, daß sie das Wort des Apostels in diesem Sinne verstanden haben, ohne daß das ihrem Hirten-Ruhme etwas geschadet hat.

Sie waren die Väter der Armen, die Lehrer der Unwissenden, die Verpfleger der Wittwen und der Waisen, die Zuflucht aller Bedrängten: aber verheirathet waren sie nicht und das Beispiel guter Ehemänner und Hausväter blieben sie ihrer Heerde schuldig. Ohnehin würde das Wort, in dem obigen Sinne verstanden, zu einem wahren Absurdum führen. Denn muß ich, um ein guter geistlicher Vater meiner Gemeinde zu sein, ihr auch das Beispiel eines guten fleischlichen Vaters meiner Kinder geben, so müßte ich auch wohl aus demselben Grunde, um allen übrigen Ständen meiner Gemeinde als ein Beispiel der Erfüllung ihrer Standespflichten vorzuleuchten, ein Genosse aller dieser Stände sein; ich müßte Schuhmacher, Schneider, Bäcker, Kaufmann, Soldat, kurz, Alles in Allem sein, um allen durch mein Beispiel zu zeigen, wie man die Pflichten dieser Stände erfüllen müsse. Wer zu viel beweisen will, beweis't bekanntlich Nichts. Und das Wahre an der Sache wird wohl sein, daß, wenn man in dieser Art Alles sein will, man in nichts was Rechtes ist. Der Mensch ist einmal von Haus aus immer auf ein bestimmtes Maaß seines Könnens und Leistens angewiesen. Einseitig soll er nicht sein, aber allseitig kann er nicht werden. Denn gesetzt auch, die Anlage zu allem Möglichen stecke in ihm, so kann er diese Anlagen doch nicht alle gleichmäßig ausbilden; und jeder derartige Versuch führte nur dazu, daß er in Allem ein Pfuscher würde. Und wenn daher der geistliche Vater einer ganzen Gemeinde, um den Familien-Vätern seiner Gemeinde ein Beispiel in Uebung ihrer Vater-Pflichten zu geben, absolut ein fleischlicher Familien-Vater sein will, so ist sehr zu befürchten, daß er den allseitigen Pflichten dieser zweifachen Vaterschaft nur sehr einseitig

genügt, daß er halb Gott und seiner Gemeinde, halb seiner Familie, seinem Weibe und seinen Kindern angehört, — daß er also, wie der Apostel es ausdrückt, getheilt ist. Vielleicht wird er aber auch, weil die Halbheit als Unnatur ihm selbst zuwider ist, sich mit der ganzen Kraft seiner Seele auf Eins werfen, er wird entweder ausschließlich seiner geistlichen Braut, der Gemeinde, anhangen, und darüber Weib und Kinder vergessen, oder er wird seinem Weibe anhangen und seine Gemeinde vergessen, m. a. W. er wird entweder bemüht sein, ein guter geistlicher Vater seiner Gemeinde zu sein, und dann wird er ein schlechter Familien-Vater sein; oder er wird bemüht sein, ein guter Familien-Vater zu sein, und dann wird er ein schlechter geistlicher Vater seiner Gemeinde sein. Im erstern Falle werden ihm aber sein Weib mit seinen Ansprüchen, und seine vielleicht ungerathenen Kinder eine sehr unangenehme Zugabe sein; sie werden sich seinem so redlichen Bemühen wie ein wahres Bleigewicht anhängen, wie eine Last, deren er gern los sein möchte, und die er doch nicht los werden kann. Nicht alle Prediger-Familien sind so poetisch schön, wie die von Vicar of Wackefield. Eitle anspruchvolle Frauen und ungerathene Söhne oder Töchter gibt es auch in ihnen, und sie bilden dann erst recht einen schlechten prosaischen Hintergrund.

Ein Sprichwort sagt: je gelehrter, desto verkehrter. Ich stimme zwar demselben nicht bei; daß aber die Gelehrten, Beamten u. dgl. verkehrte Kinder haben, findet man leider oft. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen nahe, und diese Ursachen beziehen sich zum guten Theile auch auf gelehrte Theologen und Prediger.

Auch in anderer Weise sind Weib und Kinder für

den geistlichen Beruf gar oft ein sehr schlimmer Hemmschuh. Wenn der Geistliche, wie es sein Beruf mit sich bringt, Beichtvater und Gewissensfreund sein will: so ist ihm sein Weib, vor dem, wie man nun einmal so allgemein annimmt, der Mann kein Geheimniß hat, ein Hinderniß, daß die Herzen sich ihm erschließen. Und es ist dieß gewiß mit ein Grund, warum bei Euch guten Protestanten der Beichtstuhl nicht wieder in Flor kommen will. Wir sehen es auch in der griechischen Kirche, wo die Priester beweibt sind. Nicht die beweibten Priester und Seelsorger, sondern die unbeweibten Mönche wählt man sich hier zu seinen Gewissens-Vertrauten.

Wenn der Geistliche, wie es sein Beruf mit sich bringt, mit Kraft und Nachdruck das Wort Gottes verkündigen und die Untugenden und Fehler, die in seiner Gemeinde im Schwange sind, nach Gebühr geißeln will: so sind vielleicht sein Weib und seine Kinder solchen Untugenden und Fehlern erst recht ergeben; sie stehen ihm also hier wieder im Wege und schließen ihm den Mund.

Wenn der Geistliche, wie es sein Beruf mit sich bringt, an's Krankenbett seiner Pflegebefohlenen eilen, und solchen, die, an einem Faulfieber, an den schwarzen Pocken oder an sonstigen ansteckenden oder eckelhaften Krankheiten leidend, von allen übrigen Menschen gemieden werden, den Trost der Religion bringen will: so rührt ihn der Anblick, vielleicht das Weinen und Schluchsen seiner noch unversorgten Kinder und sein Weib ruft ihm zu: willst du denn sie und mich durchaus als Waisen zurücklassen. Also auch hier wieder dieser leidige Hemmschuh!

Will ein Geistlicher als Missionär das Reich Gottes ausbreiten und das Evangelium den noch unbekehrten

Völkern predigen: so passen zu diesem Berufe Weib und Kinder erst recht nicht. Diese Völker haben in der Regel vor einem Missionär, der mit Weib und Kindern zu ihnen kommt, von vornherein keine Achtung. Denn selbst wilde barbarische Nationen haben vor der Virginität eine geheime innere Ehrfurcht, und oft um so mehr, je sittlich verwilderter und ausschweifender sie selbst sind. Ich erinnere hier nur an die Vestalischen Jungfrauen der alten Römer, sowie an die Thatsache, daß die alte Welt, insofern sie einen Messias oder, wie sie es nannte, einen großen Herrscher und König oder Wiederhersteller erwartete, ihn gern als den Sohn einer reinen Jungfrau erwartete. Man nenne dieses Gefühl abergläubisch oder wie immer; aber die Sache ist so. Liebe und Vertrauen kommt also einmal den beweibten Missionären nicht entgegen, wohl aber Verdacht und Argwohn, als ob sie nur gekommen wären, um die zu Bekehrenden auszubeuten, oder auf deren Unkosten ein gemächliches und behagliches Leben zu führen. Dieß ist eine Ursache mit, warum das protestantische Missionswerk trotz seiner ungeheuren Mittel und der ihm zur Verfügung gestellten hunderttausend Bibeln dennoch ein todtgebornes Kind ist. Man erinnert sich, welch' ein Skandal der Einzug des englischen Bischofs Gobat in Jerusalem sammt Weib und Kindern seiner Zeit erregt hat. „Seht, lauter junge Bischöfe" schrie man, auf seine jungen Söhne hinweisend, zum Hohn und Spott ihm nach. Ich wiederhole, man mag das Gefühl, das hierin sich ausspricht, für ein gesundes oder für ein krankhaftes halten: die Sache ist einmal so; — und für einen Missionär sind Weib und Kinder die unschicklichste Begleitung, die man sich denken kann.

Endlich muß ich noch erwähnen, daß, wenn ein Geistlicher, der zwar noch unverheirathet, aber doch ein Heiraths-Kandidat ist, einer Gemeinde vorgesetzt wird, auch leicht allerhand komisch-tragische Verwickelungen entstehen, die seiner geistlichen Wirksamkeit nichts weniger als förderlich sind. Gar manche holde Bräute richten dann auf ihn ihre zärtlichen Blicke; aber von den Vielen kann doch nur eine die Glückliche sein, die, wie sonst der Bräutigam die Braut, hier den Bräutigam heimführt. Diejenigen aber, die vergebens geworben, und nun so empfindlich bitter enttäuscht sind, tragen ihm den Groll, in den sich die verschmähte Liebe verwandelt hat, oft, wie das die Natur der Dinge so mit sich bringt, Jahre lang nach, und hinter diesen verschmähten Bräuten stehen ihre Familien und Familien-Verwandten. Das evangelische Wort, das einst aus dem Munde des unverheiratheten Predigers so schön klang und so herzlich sie entzückte, findet nun auf einmal keinen Anklang mehr: sie besuchen die Predigten nicht mehr, weil der Prediger ihnen zuwider ist, intriguiren aber desto mehr gegen ihn; kurz, die Komödie hat sich auf einmal in eine Tragödie verwandelt. Was ich hier sage, sage ich freilich nur nach Hören-Sagen; aber aus trüben Quellen habe ich es nicht geschöpft; die Sache ist auch, die natürlichen Verhältnisse der Dinge in Betracht gezogen, in sich selbst zu wahrscheinlich; und wenn Ihr, geliebte protestantische Freunde, die Hand auf's Herz mir Rede stehen wolltet, so bin ich gewiß, daß Ihr diese meine Angaben durch manche persönliche Erfahrungen bestätigen und wohl noch bereichern könntet.

Den wichtigsten Punkt, warum ich glaube, daß einem Geistlichen der Cölibat am besten anstehe, habe ich hier

absichtlich unerwähnt gelassen, weil er Euch durch Eure Bekenntnißlehre ferngerückt ist. Glaubtet Ihr nämlich noch an ein Priesterthum des neuen Bundes, und an das reine und unbefleckte Opfer, das täglich auf unsern Altären dargebracht wird, so würdet Ihr einen beweibten Geistlichen, der täglich am Altare des Herrn erscheint, und mit seinen Händen und Lippen den reinsten Leib Jesu berühren soll, Euch auch nicht gut denken können. Mußten doch selbst die Priester des alten Bundes während ihres Tempel- und Opferdienstes den Umgang mit ihren Frauen meiden. Und was waren diese Opfer des alten Bundes im Vergleiche mit dem Opfer, das auf unsern Altären dargebracht wird! Ich weiß nun im Voraus, was Eure Prediger und Theologen auf das, was ich hier so kurz hingeworfen habe, erwidern werden. Sie werden mich an Stellen wie 1. Timoth. 3, 12.; 2, 1. 1, 5. erinnern, wo der Apostel unter andern auch die Eigenschaft von einem Geistlichen fordert, daß er „Eines Weibes Mann" sei. Daß aber der Apostel hiemit nicht sagen will, daß jeder, der ein Geistlicher sein wolle, auch nothwendig verheirathet sein müsse, ist doch wohl zu klar. Denn in diesem Falle wäre er ja selbst zu einem Geistlichen untauglich gewesen. Von keinem Apostel wissen wir, daß er noch mit einem Weibe zusammengelebt, wohl aber wissen wir, daß diejenigen, die früher Weiber hatten, dieselben bei Antritt ihres apostolischen Amtes verlassen haben. Von den von den Aposteln selbst aufgestellten Geistlichen, jenen berühmten Hirten der ältesten apostolischen Kirche, einem Ignatius, einem Clemens, einem Polycarp u. s. w. wissen wir auch nicht, daß sie in diesem Sinne Eines Weibes Männer gewesen; in ihrer Lebensbeschreibung finden wir wohl manches merkwürdige Ereigniß,

manchen schönen und rührenden Zug, insbesondere auch die Einzelnheiten ihres glorreichen Martyriums aufgezeichnet, aber eine Schilderung von Trauungs- und Hochzeits-Feierlichkeiten suchen wir darin vergebens.

Und abgesehen von allem diesem, Ihr selbst fordert ja nicht schlechthin, daß Eure Prediger verehlicht seien, was Ihr doch thun müßtet, wenn der Apostel an den genannten Stellen einem Geistlichen die Verheirathung als nothwendige Bedingung vorgeschrieben. Daß der Geistliche nicht etwa zwei Frauen zu gleicher Zeit haben oder daß er nicht neben seiner rechtmäßigen Frau etwa noch eine Buhlerin halten dürfe, das kann der Apostel auch nicht gemeint haben. Er hätte dann hier für einen Geistlichen nicht mehr verlangt, als wozu auch jeder andere Christen-Mensch streng verpflichtet ist. Denn Bigamie und Ehebruch sind bekanntlich durch das christliche Gesetz ein für allemal und für jeden untersagt. Und was Niemand läugnet, wird auch von Niemanden behauptet, oder nur nutz- und zwecklos behauptet. Was kann also hier der Apostel noch anders haben sagen wollen, als, daß ein Mann, der nach dem Tode seiner ersten Gattin eine zweite genommen, kein Priester werden dürfe. Hiefür spricht auch die Praxis der ältesten Kirche, welche stets zweimal verheirathet gewesene Männer vom Kirchendienste zurückwies, wie diese successive Bigamie (sie wird im Kirchen-Rechte bigamia vera genannt) bekanntlich auch noch jetzt in der katholischen Kirche eine Irregularität oder ein kanonisches Hinderniß der Weihe bildet. Jemand, der eines Weibes Mann ist und dessen Gattin entweder gestorben ist oder das feierliche Gelübde der Keuschheit ablegt, kann ohne Dispens auch heute noch katholischer Priester werden; ein

Wittwer aber, der zwei Frauen nach einander gehabt (worin die Kirche eine gewisse dem Priester am wenigsten ziemende Unenthaltsamkeit erkennt), kann es ohne Dispens nicht werden. Wenn also aus der genannten Stelle etwas gefolgert werden kann, so ist es dieses, daß protestantische Geistliche, die nach dem Tode ihrer ersten Frau zu einer zweiten Ehe schreiten, sich gegen die apostolische Vorschrift versündigen.

Gegen unsern Priester-Cölibat aber folgt aus der Stelle nichts. Wirklich datirt derselbe, trotz dieser Stelle, in der Kirche von den Zeiten der Apostel her. Der 19. (sonst auch 26.) der apostolischen Canones, die bekanntlich die Kirchen-Disciplin des 2. und 3. Jahrhundertes enthalten, lautet, wie folgt: „Wir verordnen, daß von den Clerikern, die heirathen wollen, nur die Vorleser und Sänger heirathen dürfen". Es dauerte nicht lange, so wurden solche, die schon verheirathet zu Priestern erwählt und geweiht wurden (etwa solche, die der Apostel an der obigen Stelle Eines Weibes Männer nennt) angehalten, nach dem Beispiele der Apostel ihre Frauen zu entlassen, oder doch nur mit ihnen wie mit Schwestern zu leben. (Die Verordnungen der Konzilien von Elvira J. 305 oder 306 c. 30; von Ancyra J. 314 c. 10). Die Synode von Neucäsarea aber (J. 314) c. 1. beschließt die förmliche Absetzung dessen, der als Priester heirathe. Das Verbot, als Priester zu heirathen, blieb auch fortan für die abendländische Kirche wie für die morgenländische bestehen (in der griechischen Kirche nehmen noch heute diejenigen, die durchaus heirathen wollen, ihre Weiber vor der hl. Weihe; nach derselben, also als wirkliche Priester, dürfen sie nicht mehr heirathen; und stirbt ihre Frau, so dürfen sie der

obigen Vorschrift des Apostels gemäß, zu keiner zweiten Ehe schreiten, sondern gehen in's Kloster). Als freilich auf der ersten allgemeinen Synode von Nicäa (325) ein allgemein und für die ganze Kirche verbindendes Gesetz erlassen werden sollte, daß diejenigen, die schon verheirathet in den Priesterstand getreten, den ehelichen Umgang mit ihren Frauen meiden sollten: wurde dagegen vom Bischofe Paphnutius Widerspruch erhoben. Dieser machte geltend, daß die Forderung der Enthaltsamkeit in diesem Falle zu schweren Gewissens-Verletzungen Anlaß geben könnte und trug darauf an: man solle es bei dem belassen, daß der, welcher unverheirathet in den Clerus trete, auch für die Zukunft nicht heirathe. Es wurde aber von da an, namentlich in der abendländischen Kirche, immer seltener, daß bereits Verheirathete in den höheren Clerus aufgenommen wurden. Doch ich will die fernere Geschichte des Priester-Cölibats hier nicht weiter verfolgen. Diese flüchtigen Bemerkungen habe ich hier nur hingesetzt, weil man aus Unwissenheit oder bösem Willen das Gesetz des Priester-Cölibats erst vom Papst Gregor VII. (im 11. Jahrh.) herleitet, wie sich diese Notiz in den ordinären protestantischen Geschichts- und Schulbüchern bis auf den heutigen Tag erhalten hat. In den Zeiten sittlicher Verwilderung, die natürlich ihren Einfluß auch auf den Clerus üben, waren die alten Cölibats-Gesetze, wie so manche andere heilsame Gesetze und Verordnungen, in Verfall gerathen; und Gregor VII. that nichts anderes, als daß er die alten Cölibats-Gesetze wieder erneuerte. Es kann natürlich nur „die Herrschsucht" ihm diesen Gedanken eingegeben haben. Daß außer der Absicht, das ursprüngliche Ideal des Priesterthums in der Kirche wieder-

herzustellen, bei ihm auch die Absicht mitgewirkt habe, den Clerus freier und unabhängiger hinzustellen und ihn von unwürdigen Banden loszumachen, bezweifle ich nicht; und wenn man das Streben danach, daß die Kirche, die Braut Christi, nicht zu einer Dienstmagd des Staats herabgewürdigt werde, Herrschsucht nennen will, so mag man's thun; wir haben nicht Ursache, einer solchen Herrschsucht uns zu schämen.

„Aber es wird doch hierdurch wenigstens", sagt Ihr, „ein Gewissens-Zwang geübt". Allerdings, wenn die Kirche die jungen Männer, etwa wie sie der Staat in den Kriegsdienst, so mir nichts dir nichts in den Kirchendienst mit Gewalt hineinnöthigte oder auch nur mit List und Trug sie dazu überredete: dann könnte man wohl von einem Zwangsgebote oder von Gewissens-Zwang reden. Davor hütet sich aber die Kirche wohl. Sie nimmt zum Kirchendienste nur diejenigen an, die sich freiwillig dazu melden, sie prüft sie viele Jahre, erforscht sorgfältig ihren Beruf, fordert von ihnen nicht nur das gehörige Maaß von Kenntnissen und von wissenschaftlicher Bildung, sondern auch einen reinen untadelhaften Wandel, Festigkeit des Charakters, sittliche Reife und religiöse Schwungkraft, und auch dann, wenn sie alle diese Erfordernisse bei ihnen findet, hält sie ihnen noch einmal, ehe sie dieselben zu den höheren Weihen zuläßt, die Schwierigkeiten des erwählten Berufes vor und, wie Braut und Bräutigam, wenn sie eben auf die Stufen des Altares niedergeknieet, um sich frei mit einander für immer zu verbinden, nochmal ihren freien wohlerwogenen Entschluß aussprechen müssen, — so fragt sie dieselben in der entscheidenden Stunde nochmals, ob sie den geistlichen Stand frei wählen und also auch frei sich zum Cölibate entschließen, — und erst nach allen

diesen jahrelangen Vorbereitungen nimmt sie ihnen das freie Versprechen ab und reiht sie unter ihre Diener ein. Wie kann also hier von einem Zwangsgebote oder einem Gewissens-Zwange die Rede sein?

„Aber wenn dann der, der so durch Gesetz und Gelübde an den Kirchen-Dienst und den Cölibat sich gebunden hat, später, seinen Sinn ändernd, die Ketten, die er sich freilich selbst angeschmiedet, unerträglich fühlt; wenn er fühlt, daß er sich in der Wahl des Berufes geirrt: wie dann? soll er dann fortwährend an seinen Füßen die Ketten klirren hören, und soll es dann gar keine Befreiung für ihn geben"? Ich antworte: unwiderruflich geknüpfte Lebens-Verhältnisse gibt es auch sonst; Segen und Fluch sind davon unzertrennlich, je nachdem man sie berufen oder unberufen für sein ganzes Leben knüpft. Und gilt dieß nicht namentlich auch ganz besonders von dem Ehestande? Zerrissen kann also einmal das Verhältniß nicht werden, weil das für die ganze Gesellschaft größere Uebel mit sich bringen würde: aber die Kirche vertraut auch, daß Gott denjenigen, welche mit aufrichtigem Gewissen den geistlichen Stand gewählt, die Gabe der Enthaltsamkeit und den Sieg über alle Versuchungen verleihen werde, wenn sie nur selbst das Ihrige thun und um diese Gnade inständig und inbrünstig Gott bitten.

„Aber es werden doch durch das Cölibats-Gesetz manche vom Eintritt in den geistlichen Stand zurückgeschreckt, die unter andern Umständen sehr tüchtige Geistliche geworden wären". Allerdings wenn die bloße wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung schon den tüchtigen Geistlichen ausmachte! Von einem tüchtigen Geistlichen fordern wir aber nicht nur wissenschaftliche Bildung und gesellschaftliche Cul-

tur, sondern noch vielmehr religiöse Schwungkraft, ein begeistertes Umfassen der Lehren des Christenthums, und vor Allem Opfergesinnung. Und wenn ich um Christi willen nicht auf Weib und Familie verzichten kann, so habe ich die Opfergesinnung, wie sie ein Geistlicher besitzen soll, nicht. Ich kann dann in jeder andern Berufsart vielleicht Tüchtiges und Großes leisten, aber für den Dienst der Kirche passe ich nicht.

„Aber sollte denn die Kirche nicht wenigstens um des lieben Friedens willen das unsern Predigern einmal so verhaßte Cölibats-Gesetz aufheben und dadurch die Vereinigung der getrennten Kirchen ermöglichen oder erleichtern"? Dieser Euer Einwand, liebe protestantische Freunde, ist gewiß recht wohl gemeint, und ich selbst zweifle keinen Augenblick (diese meine Ueberzeugung stützt sich auf vielseitige und langjährige Erfahrung und auf die offenen Geständnisse gar mancher Eurer Prediger selbst) — der Cölibat ist für viele protestantische Prediger das Haupthinderniß und für viele andere sogar das einzige Hinderniß (denn die übrigen sind bloß so vorgeschoben), sich mit der Kirche wieder zu vereinigen. Da das Cölibats-Gesetz, wie uralt und ehrwürdig es auch ist, doch nur ein menschliches ist, so kann die Kirche, wie sie es gegeben hat, es auch wieder aufheben. Sie hat es ja auch für die griechische Kirche wirklich gethan. Ob aber die Wiedergewinnung Eurer protestantischen Prediger um den Preis der Aufhebung dieses, wie ich oben gezeigt, so heilsamen Gesetzes doch nicht zu theuer erkauft sei, ist eine Frage, die zu entscheiden ich mich nicht vermesse. Vor der Hand wird wohl der heil. Stuhl, auch um diesen Preis, zur Aufhebung dieses Gesetzes sich nicht verstehen, aus Gründen, die ich hier nicht

weiter entwickeln kann. Wenn die jetzt verheiratheten protestantischen Prediger ihre Rückkehr zur Kirche durchaus vom ferneren Verbleiben, rücksichtlich Verwendetwerden im Kirchen-Dienste als nothwendiger Bedingung abhängig machen, so kann diese Bedingung ihnen gewährt werden, wenn sie ihre Frauen dahin zu bewegen vermögen, die Keuschheit zu geloben oder in's Kloster zu gehen. Sonst müssen sie sich begnügen, einen anderweiten Beruf zu ergreifen, etwa den eines Schulmannes, eines Litteraten u. dgl. Leider fehlen uns die Mittel, ihnen eine sonstige sorgenfreie Existenz zu verschaffen. In Genf ist eine protestantische Anstalt errichtet, wohin man katholische Priester, die mit ihrem Berufe zerfallen sind und nach den Fleischtöpfen Aegyptens gelüsten, nicht einladet, sondern unter Vorspiegelung einer glücklichen sorgenfreien Zukunft hinlockt. Derlei können wir bei der Beschränktheit unserer Mittel nicht bieten und wir würden es auch nicht, wenn wir es könnten. Wer uns will, muß uns nehmen, wie wir sind. Wer die hl. Kirche Christi nicht mehr liebt, als alles andere in der Welt, ist ihrer nicht würdig. Opferwilligen Proselyten öffnen wir gern unsere Thore; opferscheue können bleiben, wo sie sind. Das Reich Gottes wird durch sie nicht auferbaut.

Manche haben auch wohl mitunter Staats-Rücksichten, namentlich staats-ökonomische Rücksichten gegen den Cölibat geltend gemacht. Wenn man aber nicht an ihrem Verstande oder gesunden Urtheile zweifeln soll, so muß man annehmen, daß es ihnen mit diesem Einwande nicht ehrlich gemeint sei. Ich dächte, darüber, daß die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts trotz des Cölibats der katholischen Priester und Ordensleute doch besorgt wird, darüber

brauchten sie sich keine Sorge zu machen; mehr vielleicht darüber, wo und wie die übermäßig anwachsende Bevölkerung unterzubringen und zu ernähren sei. Haben doch deßhalb, was ich keineswegs billige, verschiedene Regierungen das Eingehen einer Ehe an manche erschwerende Bedingungen, z. B. des Nachweises einer gewissen Vermögens-Summe geknüpft. Hier also erlaubt man sich aus höherer Staats-Raison unmittelbare Eingriffe in die eigenste persönliche Freiheit, und dort soll dasjenige, was die Staats-Raison fordert, und um deßwillen man sich diesen Eingriff in die persönliche Freiheit der Staats-Bürger erlaubt, auf einmal gegen die Staats-Raison sein, weil es mit Freiheit entgegengebracht wird. In der That also scheint es solchen eingefleischten Staatsmännern, wie sie z. B. im Frankfurter Parlamente die Aufhebung des Cölibats-Gesetzes beantragten, weniger um das Staats-Wohl zu thun zu sein, als nur um die Staats-All-Regiererei und um die Knebelung der Gewissen, vielleicht auch noch um andere Dinge. Möchten sie uns also doch mit solcher Staats-Weisheit nur künftig verschonen, und möchten sie nur den Staat Staat und die Kirche Kirche sein lassen.

Einen letzten Einwand gegen den Cölibat überginge ich lieber ganz, und jedenfalls kann ich ihn hier nur mit ein paar Worten berühren; denn er gereicht denen, die ihn machen, wahrlich nicht zur Ehre. Man hört nämlich in protestantischen Kreisen oft sogar den Zweifel laut werden, ob denn der Cölibat überhaupt gehalten werden könne, ob der nicht geradezu etwas für den Menschen Unmögliches sei, ob nicht diejenigen, die zu ihm verpflichtet sind, sich naturwidrige Befriedigungen verschaffen müßten u. dgl. (denn die ureigenen Worte, in denen sich dieser Zweifel oft aus-

spricht, kann ich hier unmöglich wiedergeben; dagegen sträubt sich mein sittliches Gefühl). Hiemit hängen auch die gewohnten sehr häßlichen Verdächtigungen katholischer, in protestantischen Gegenden weilender, Priester zusammen. Dieser Einwand, sagte ich, gereiche denjenigen, die ihn machen, nicht zur Ehre. Im Munde solcher, welche die Göttin Vernunft auf den Altar erhoben und dem puren Fleische Götzendienst erwiesen, ließe man sich ihn wohl gefallen; aber im Munde derjenigen, die an Christus, den jungfräulichen Sohn einer jungfräulichen Mutter, glauben, die also auch an sein Wort glauben: „Es gibt Verschnittene um des Himmelreiches willen", auch glauben, daß er uns höhere übernatürliche Kräfte mitgetheilt, die uns, im Fleische, über das Fleisch und die Natur zu erheben im Stande sind (die ältesten Apologeten des Christenthums zeigten zum Beweise seiner Göttlichkeit gerade auf die zahllosen hl. Jungfrauen, als Siegerinnen über das Fleisch, und als lebendige Zeugen für die Christo entquellenden göttlichen Kräfte hin) — im Munde solcher ist ein solcher Einwand eine Abgeschmacktheit oder Eckel erregend. Man muß wahrlich in's Fleisches-Leben sehr tief verstrickt sein, wenn man selbst an die Möglichkeit eines höheren geistigen Lebens nicht mehr glauben kann. So verkommen waren selbst die heidnischen Römer nicht, die doch noch an die Keuschheit ihrer Verstalinnen glaubten.

Doch ich habe mich bei diesem ersten Theile meiner Auseinandersetzung schon zu lange aufgehalten und muß, um Eure Geduld nicht auf eine zu harte Probe zu stellen, hier endlich abbrechen.

Ich wiederhole: allerdings schätzt die Kirche den um Christi gewählten ehelosen Stand sehr, sie betrachtet ihn

als den vollständigen Sieg und Triumph über das Fleisch, als die Blüthe eines höheren religiösen Lebens, kurz, als eine engere Nachfolge Jesu Christi, des jungfräulichen Sohnes einer Jungfrau und des keuschen Bräutigams aller jungfräulichen Seelen; von Solchen, die sich ganz und ungetheilt dem Dienste Gottes und seiner Kirche, der Braut Christi, widmen wollen, fordert sie ihn auch; denn wenn die sogenannten evangelischen Räthe (und zu diesen gehört auch der Cölibat) doch nicht umsonst von Christus aufgestellt sein können, und wenn sie daher bei irgend welchen Christen doch auch verwirklicht werden müssen, warum sollten sie es nicht wenigstens theilweise bei denjenigen, die durch ihren Beruf zu einem Streben nach höherer Vollkommenheit besonders verpflichtet sind und zu denen Christus insbesondere gesagt hat: daß sie das Salz der Erde und das Licht der Welt sein sollen!

Achtet aber so die Kirche den um Christi willen gewählten ehelosen Stand höher, folgt denn daraus, daß sie den ehelichen Stand verachtet? Muß ich denn Alles verachten, was ich nicht am höchsten achte? Erkennt Ihr denn nicht selbst in Beziehung auf Achtung, Verehrung und Liebe gegen Personen wie gegen Sachen jeden Augenblick Stufen-Unterschiede thatsächlich an? Ihr liebt und ehrt einen guten Bruder, aber doch noch mehr einen guten Vater, Ihr schätzt einen Akt der gewöhnlichen Tugend der Nächstenliebe, und die That einer heroischen Liebe bewundert Ihr. Doch dieser Betrachtung bedarf es nicht; die Kirche spricht ihre Gesinnung in Absicht auf die Ehe durch Lehre und That deutlich für Jeden aus; sie hat die Häresien, die die Ehe verwarfen, mit ihrem strengen Anathem belegt und die Ehe feierlich als ein Sakrament erklärt.

Was bedarf es also noch eines Weiteren? In der That, wer gegen uns nicht ungerecht sein will, muß den obigen Vorwurf, als ob wir die Ehe nicht für heilig genug hielten, für ungerecht halten.

Gehen wir jetzt nun über zu jenem zweiten Vorwurfe.

Während wir also nach Einigen unter Euch die Ehe nicht für heilig genug halten, halten wir sie nach Andern für zu heilig. Dieser Vorwurf ist aber besonders gemünzt auf den sakramentalen Charakter unserer Ehe und auf ihre Unauflöslichkeit. Und freilich halten wir an beidem fest und ehren dadurch die Ehe wirklich. Aber wir thun doch auch hiermit nur, was unsere Schuldigkeit ist. Hat Christus nicht selbst die Ehe geehrt und war es nicht eine der ersten Handlungen seiner öffentlichen Lehrthätigkeit, daß er einer Hochzeit beiwohnte und daselbst sein erstes Wunder wirkte? Umsonst hat er das gewiß nicht gethan, denn auf's gerathewohl und nach bloßen zufälligen Launen handelte er nie. Er war gekommen, die versunkene menschliche Gesellschaft wieder herzustellen, und er wußte, daß die Ehe die Grundlage aller menschlichen Gesellschaft, daß sie die Bedingung aller wahren Kultur, und daß sie als solche schon im Paradiese gestiftet worden. Ihn jammerte die schreckliche Entweihung, die der Fluch der Sünde über sie gebracht, nicht allein bei den heidnischen Völkern, wo die Gattin dem Gatten nur als eine Art Sklavin gegenüberstand und ihm nur als Werkzeug zur Befriedigung seiner Lust diente, — sondern auch bei den Juden, bei denen um ihrer Herzenshärte willen gegen die ursprüngliche paradiesische Anordnung Gottes der Scheidebrief gegeben werden konnte und, besonders nach der laxeren Auffassung der Gesetzge-

lehrten der Mann seine Frau entlassen durfte um der geringfügigsten Ursache willen, schon z. B., wenn sie (ich darf es hier kaum sagen) die Suppe versalzen hatte. Diesen Zustand greulicher Herabwürdigung der Ehe hatte Christus vor Augen, und ohne daß er diesen Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft wiederherstellte, konnte er diese selbst nicht wiederherstellen. Diese seine Absicht aber wollte er eben durch seine in die Zeit seiner ersten öffentlichen Lehrthätigkeit fallende Gegenwart bei der Hochzeit in Kana zu erkennen geben, und daß er Wort gehalten und seine Absicht ausgeführt hat, hat er gezeigt. In seinen öffentlichen Lehrvorträgen kommt er mehrmals auf die Ehe zurück, er zeigt uns, wie sie ursprünglich war, und wie sie nach dem Willen Gottes sein soll, und, was die Hauptsache ist, — seine Apostel selbst bezeugen es — er weihte sie zu einem geheimnißvollen Abbilde seiner Vereinigung mit der Kirche. Hienach beurtheilt, ist daher das Bestreben, die Ehe ihrer Würde und Heiligkeit zu berauben, gewiß nicht christlich. Und warum haben es denn auch unsere heutigen Feinde des Christenthums gerade besonders auf die Untergrabung der Ehe und der Familie abgesehen? Sie wissen wohl, was sie thun; sie wissen, daß alles Agitiren und Manövriren gegen die christliche Ordnung sonst doch nichts hilft und daß der ganze Bau der christlichen Gesellschaft erst umgestürzt werden kann, wenn man es mit dem Unterbau desselben, der christlichen Ehe, fertig gebracht.

Ich bitte Euch also, gute theure Protestanten, die Ihr noch für die christliche Ordnung seid, recht herzlich, rüttelt nicht an dem Unterbau dieser Ordnung, rüttelt nicht an der Ehe, oder macht uns wenigstens keinen Vorwurf daraus, wenn wir nicht daran gerüttelt haben wollen.

Stört uns nicht in der Heilighaltung der Ehe; und vor Allem

erstens nicht in der Festhaltung ihres unantastbaren sakramentalen Charakters. Wie ich Euch schon früher gezeigt, haben wir für die Anerkennung der Ehe als eines Sakramentes unsere guten Gründe. Wir glauben auch, unserm Heilande dafür einen besondern Dank zu verschulden, daß, wenn er an die Eheleute hohe Forderungen stellte, er ihnen auch besondere sakramentale Gnaden verleihen wollte. Denn wer wohl möchte sich vermessen, jene ohne diese erfüllen zu können? Wahrlich es ist „nicht zum vorübergehenden Gruß oder Tanze", daß ein jugendliches Paar sich einander die Hände reicht, und

„mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt
der schöne Wahn entzwei;
die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben;
die Blume verblüht
die Frucht muß treiben"; —

oder in Prosa übersetzt, die Flitterwochen gehen schnell vorüber, und dann kommen andere Wochen und andere Zeiten; es kommen die Zeiten der Trübsal und der Leiden, vielleicht auch der Noth, es kommen die Sorgen um Haus, Hof und Kind — und wie vieles Andere, was das Herz beengt und vielleicht nicht einmal Jemanden vertraut werden darf. Was aber noch mehr ist, als dieses Alles: vielleicht stimmt Herz nicht zu Herz. Nicht zusammen passen und doch zusammen gekettet sein, geistig von einander weit entfernt sein und doch einander immer nahe sein müssen, immer dieselben unangenehmen Eigenheiten und üblen Eigenschaften ertragen müssen, immer dieselben grillenhaften Launen und Empfindlichkeiten, dieselben Thorheiten und

leidenschaftlichen Verkehrtheiten: wie man hier sein widerstrebendes Herz bezwingen und Alles das ohne Erbitterung, mit Geduld, Ergebung und Gleichmuth, so daß es einem nicht zum geistlichen Schaden, sondern zum Gewinne gereicht, — ohne einer besondern Gnade überstehen soll, das können wir nun einmal nicht begreifen. — Aber eben so sehr muß ich Euch, geliebte protestantische Freunde

zweitens bitten, daß Ihr mir nicht unser Dogma von der Unauflöslichkeit der Ehe antastet, oder vielmehr, daß Ihr dasselbe wieder anerkennen möget. Es ist in der hl. Schrift so klar, wie irgend eines, ausgesprochen. Schon in seiner Bergpredigt sagt der Herr: „Es ist euch gesagt worden: wer sein Weib von sich entläßt, der soll ihr einen Scheidebrief geben. Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der sein Weib von sich entläßt, außer um des Ehebruchs willen, und wer die Entlassene zur Ehe nimmt, die Ehe bricht".*) Und als später die Pharisäer, um ihn zu versuchen, ihn fragten (es bestanden nämlich in den damaligen Schulen der Gesetzgelehrten, des Schamai und des Hillel, über diese Frage entgegengesetzte Ansichten und sie hofften, indem sie ihm diese Frage zur Entscheidung vorlegten, ihn mit der einen oder andern Parthei zu verfeinden): ob es einem Manne erlaubt sei, sein Weib um jeder Ursache willen zu entlassen; antwortete er: „Habt ihr nicht gelesen, daß der, welcher im Anfange den Menschen schuf, als Mann und Weib sie geschaffen und gesagt hat: Um deßwillen wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen; und sie werden Zwei in Einem Fleische sein. So sind sie also nicht mehr Zwei,

---

*) Matth. 5, 31, 32.

sondern Ein Fleisch. Was nun Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen". Und als sie ferner in ihn drangen und zu ihm sprachen: Warum hat denn Moses befohlen, einen Scheidebrief zu geben und (das Weib) zu entlassen; erwiederte er ihnen: „Moses hat euch eurer Herzenshärtigkeit wegen erlaubt, eure Weiber zu entlassen; im Anfange war es nicht so. Ich aber sage euch: Wer immer sein Weib entläßt, es sei denn um des Ehebruchs willen, und eine Andere nimmt, der bricht die Ehe; und wer die Geschiedene nimmt, der bricht die Ehe".*) Das Eheband wird also hier als durchaus unauflöslich erklärt (es heißt schlechthin, „was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen"), und die Entlassung des Weibes um des Ehebruches willen ist auch nicht im Sinne einer dadurch stattfindenden Auflösung des Bandes gemeint, so daß die Eingehung einer neuen Ehe gestattet wäre, sondern nur im Sinne der Aufhebung der ehelichen Lebens-Gemeinschaft. Die einfache Erwägung, daß der Herr hier, was doch unzweifelhaft ist, das eheliche Verhältniß ganz wieder auf das ursprüngliche paradiesische zurückgeführt wissen wollte, läßt eine andere Erklärung nicht zu. Würde ja auch, wenn Ehebrechern und Ehebrecherinnen ihre Wiederverheirathung nach dem christlichen Gesetze gestattet wäre, solchen aber, die um anderer unverschuldeter Ursachen willen entlassen worden, ihre Wiederverheirathung nicht gestattet wäre, das Loos der ersteren ein besseres sein und man wäre also zu der absurden Annahme genöthigt, das christliche Gesetz ließe der fleischlichen Lust, statt sie einzuschränken, nur noch mehr die Zügel schießen.

*) Matth. 19, 3—9.

Es kommt noch hinzu, daß die beiden anderen Evangelisten, mit Weglassnng jener einschränkenden Worte: „außer um des Ehebruchs willen", die Lehre unsers Herrn von der Unauflöslichkeit der Ehe ganz uneingeschränkt wiedergeben, und daß auch der hl. Apostel Paulus (doch offenbar der beste Ausleger der Worte unsers Heilandes) an zwei verschiedenen Stellen ganz die nämliche Lehre ohne alle Einschränkung wiederholt:

„Ein Weib", heißt es im Briefe an die Römer, „ein Weib, das unter dem Manne steht, ist an das Gesetz gebunden, so lange der Mann lebt: wenn aber ihr Mann stirbt, so ist sie vom Gesetze des Mannes entbunden. Demnach heißt sie eine Ehebrecherin, wenn sie, so lange der Mann lebt, zu einem andern Manne sich gesellt: wenn aber ihr Mann stirbt, ist sie frei vom Gesetze des Mannes, so daß sie nicht Ehebrecherin wird, wenn sie zu einem andern Manne sich gesellt".*)

Und im ersten Briefe an die Korinther heißt es:

„Denen aber, welche durch die Ehe verbunden sind, gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht vom Manne scheide. Wenn sie aber geschieden ist, so bleibe sie ehelos, oder versöhne sich mit ihrem Manne".**)

Wie man als Christgläubiger im Angesichte solcher Stellen die Ehe ihrem Bande nach noch durch irgend etwas anderes, als durch den Tod, für auflösbar erachten kann: begreife ich nicht. In der That, die vollzogene christliche Ehe für auflösbar erklären, heißt dem Christenthum und der hl. Schrift in's Angesicht schlagen. Man hat es be-

*) Röm. 7, 2. 3.

**) 1. Korinth. 7, 10. 11.

kanntlich Luther und Melanchton seiner Zeit sehr verargt, daß sie dem lüsternen Landgrafen von Hessen in einem förmlich ausgestellten Patente gestatteten, sich zu seiner ersten Frau noch eine zweite, jenes Edelfräulein Margaretha von Saal, zu nehmen, nur daß die Trauung möglichst geheim gehalten werden möchte,*) und allerdings war es für Reformatoren, welche das reine Evangelium wiederherstellen wollten, keine sehr gute Empfehlung, daß sie die Bigamie gestatteten, die dem reinen Evangelium so schnurstracks widerspricht (die von ihnen so verschrieenen Päpste opferten eher ganze Königreiche, ehe sie in die Trennung einer gültig vollzogenen Ehe willigten, wie das Beispiel des wollüstigen Heinrich VIII. von England zeigt): indeß bei Lichte besehen, haben Eure Theologen und Prediger, die der Auflösbarkeit des Ehebandes das Wort reden, den genannten Vätern des Protestantismus dieser ihrer ärgerlichen Handlung wegen doch keine besonderen Vorwürfe zu machen. Denn im Grunde führt diese Lehre von der Auflösbarkeit des Ehebandes auch zur Bigamie oder auch zur Polygamie. Durch diese hübsche Lehre ist es nämlich dahin gekommen, daß manche protestantische Männer nicht bloß zwei, sondern auch mehrere ihnen förmlich angetrauete Frauen noch am Leben haben. Nach dem christlichen Gesetze wenigstens sind sie, wenn auch bürgerlich von ihnen geschieden, doch noch, so lange sie am Leben bleiben, ihre rechtmäßigen Frauen, wenn sie sich auch nicht im gleichzeitigen Besitze derselben befinden. Jedenfalls ist durch diese Lehre das Mittel gegeben, sobald die Laune wechselt, statt der bisherigen Frau, wenn man an ihr seine Lust genug befriedigt hat und sie einem nun

*) Luthers Briefe, v. de Wette B. V. S. 239. f

widerwärtig geworden ist, sich bald wieder eine andere zu erwerben. Ob es christlich sei, der wechselnden Lust auch nur von ferne eine solche Möglichkeit zu zeigen, kann ich ruhig Eurem eigenen Nachdenken überlassen. Wirklich ist das Unwesen leichtfertiger und leichtsinniger Ehe-Scheidungen und neuer Ehe-Verbindungen (beide erfolgen oft nach Art physischer Wahlverwandtschaften, wie sie Göthe in dem Roman dieses Namens in Vergleich bringt und diesen Vergleich schön und anschaulich genug durchführt), dieses Unwesen also ist in rein protestantischen Gegenden (ich erinnere hier nur an die statistischen Uebersichten dieses Verhältnisses in unserer Hauptstadt Berlin) bis zu einem Punkte gediehen, daß man von einem Einfluß des Christenthums nicht viel mehr merken kann; ja daß wir uns gegen die alte heidnische Römer-Zeit sogar im Nachtheile befinden. Wie oft ist es vorgekommen und kommt es noch tagtäglich vor, daß zwei Eheleute, die sich einander früher vielleicht wahrhaft liebten, nun aber, weil die Laune gewechselt und das lüsterne Auge anderswohin geblickt, wo es einen neuen und bessern Genuß hofft, sich einander zuwider sind, — daß diese sich wechselseitig und in Güte über ihre Scheidung verständigen und um sie vor den gerichtlichen Behörden durchzusetzen, sich einander selbst zu Anknüpfung ehebrecherischer Verbindungen verleiten? Und solcher ehebrecherischer Ausschweifungen bedarf es ja nicht einmal. Die Ursachen, um deren willen sich eine Scheidung erlangen läßt, brauchen gerade nicht so enorm wichtig zu sein. Und kann man es bei den Konsistorien und Landesbehörden nicht durchsetzen, so geht man eben für ein paar Tage außer Landes, etwa nach Gotha zu einem gewissen Oberconsistorial-Rathe, um dann mit dem Segen des Predigers versehen, das neue eheliche Leben

an dem alten Orte fortzusetzen. Aber das bis zu solcher Höhe fortgeschrittene Uebel hat wenigstens das Gute gehabt, doch Vielen unter Euch, auch vielen Eurer Prediger über den schreienden Widerspruch eines solchen Zustandes mit einem klaren Gesetze des Evangeliums die Augen zu öffnen. Ist doch geradezu, wie einer Eurer unverbesserlichen Theologen mit Mißbilligung bemerkt, „ein Theil der protestantischen oder doch preußischen Geistlichkeit, welche (ich referire die Worte desselben wörtlich) die Bibel betrachtet, wie die Türken den Koran, unlängst in's katholische Lager übergegangen"; *) m. a. W. ein Theil Eurer Geistlichkeit hat sich geradezu geweigert, die Geschiedenen wieder zu trauen; denn, folgert sie, da Christus spricht: „Wer eine Geschiedene heirathet, bricht die Ehe", so kann doch der Diener Christi den Segen der Kirche nicht auf einen Ehebruch legen.

Durch das ungestüme Fordern der gerichtlich Geschiedenen auf der einen Seite und das eben gedachte beharrliche Ablehnen auf der andern Seite müssen aber nothwendig schreiende Mißverhältnisse entstehen. Und diese veranlaßten bekanntlich die Preußische Regieruug, schon vor mehreren Jahren der Kammer einen auf Einführung der Civil-Ehe hinausgehenden Ehe-Gesetz-Entwurf vorzulegen. Bis jetzt hat aber die Sache noch zu keinem Ergebniß geführt.

Ein anderer Theil Eurer Prediger und Theologen aber findet sich auch durch die obigen Uebelstände noch nicht bewogen, seine laxe Ansicht von der Auflösbarkeit der Ehe und der Zulässigkeit der Wiederverheirathung geschiedener

*) Hase a. a. Orte S. 519.

Eheleute aufzugeben. Sie nennen das Zurückgehen ihrer Amtsbrüder auf die Lehre der hl. Schrift ein zelotisches Eifern für den todten Buchstaben und ein Auffassen der Bibel, nach der Art, wie die Muhamedaner ihren Koran auffassen.*) Wegen des Widerspruchs, wodurch sie sich bei dieser ihrer laxen Anschauungsweise mit der hl. Schrift setzen, machen sie sich keine besondere Sorge.

Sie sagen: die hl. Schrift stellt das Ideal einer Ehe auf, aber dieses Ideal läßt sich einmal im wirklichen Leben nicht immer verwirklichen, und man muß auch den Forderungen des Lebens Rechnung tragen. Wirklich eine allerliebste Auskunft! In's gute Deusch übersetzt, würde das ungefähr heißen: die Forderungen des Christenthums sind uns einmal zu hoch, und wir ignoriren sie daher einfach für alle die Fälle, wo sie uns zu hoch, d. h. nicht bequem und mundgerecht sind. Wir schenken euch euer Christenthum mit seinen idealen Forderungen; es paßt sich für religiöse Schwärmer, aber nicht für uns. Kurz, nach dieser Maxime gibt es keine bindende christliche Moral mehr, und ich kann überall, wenn mir ein christliches Gesetz zu erfüllen schwer fällt, mir den Kampf ersparen, ich berufe mich einfach auf die kalten, schroffen, idealen Forderungen. Und seltsam, eben diejenigen, die durch solch' eine Maxime das ganze christliche Moralgesetz über den Haufen werfen, eben sie wissen nicht Worte der Mißbilligung und des Zornes genug zu finden über unsere katholische Kasuistik, oder die angebliche laxe Jesuiten-Moral!

Mich wundert nur, daß sie nicht bei solchen Gesinnungen und da sie sich doch einmal über die „idealen

---

*) Hase a. a. O.

Forderungen des Evangeliums" einfach hinweggesetzt, nicht jenem Vorschlage in dem oben genannten Göthe'schen Romane das Wort reden: daß eigentlich eine jede Ehe nur auf fünf Jahre geschlossen werden sollte. Das wäre „eine schöne ungrade heilige Zahl und ein solcher Zeitraum eben hinreichend, um sich kennen zu lernen, einige Kinder heranzubringen, sich zu entzweien, und was das schönste, sich wieder zu versöhnen. Wie glücklich würde die erste Zeit verstreichen! Zwei drei Jahre wenigstens ziehen vergnüglich hin. Dann würde doch wohl dem einen Theile daran gelegen sein, das Verhältniß länger dauern zu sehen, die Gefälligkeit würde wachsen, je mehr man sich dem Termine der Aufkündigung näherte. Der gleichgültige, ja selbst der unzufriedene Theil würde durch ein solches Betragen begütigt und eingenommen. Man vergäße, wie man in guter Gesellschaft die Stunden vergißt, daß die Zeit verfließe, und fände sich auf's angenehmste überrascht, wenn man nach verlaufenem Termine erst bemerkte, daß er schon stillschweigend verlängert sei". Oder auch dem andern sich an diesen anschließenden Gesetzes-Vorschlag: daß „eine Ehe nur alsdann für unauflöslich gehalten werden sollte, wenn entweder beide Theile oder wenigstens der eine Theil, zum drittenmale verheirathet wäre. Denn was eine solche Person betreffe, so bekenne sie unwidersprechlich, daß sie die Ehe für etwas unentbehrliches halte. Nun sei auch schon bekannt geworden, wie sie sich in ihren früheren Verbindungen betragen, ob sie Eigenheiten habe, die oft mehr zur Trennung Anlaß geben, als üble Eigenschaften. Man habe sich also wechselseitig zu erkundigen, man habe ebenso gut auf Verheirathete, wie auf Unverheirathete Acht zu geben, weil man nicht wisse, wie die Fälle kommen könnten.

Das würde auch das Interesse der Gesellschaft sehr vermehren".

Aber noch komischer fast klingt es, wenn der Oberkirchenrath in Berlin, um den offenbaren Widerspruch einer Ehe-Auflösung mit der hl. Schrift zu verdecken, in einem Erlasse vom 15. Februar 1859 zwischen Princip und Gesetz unterscheidet und ausdrücklich erklärt, daß er „im Worte Gottes nicht ein Gesetz, sondern ein Princip finde, das auf die Verhältnisse des Lebens mit Weisheit und Milde zur Erhaltung der Heiligkeit der Ehe, aber auch zur Rettung der Personen und zum Schutze des Rechtes angewendet werden solle". Ich möchte doch gern wissen, was sich der Oberkirchenrath bei dieser Unterscheidung zwischen Princip und Gesetz wohl eigentlich gedacht hat; und was überhaupt mit dieser Unterscheidung bezweckt werden soll — außer etwa, durch ein bloßes Wort- und Phrasen-Spiel den Kern der Sache zu verdunkeln und sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Den Ausspruch unsers Heilandes, die Ehe ist nicht auflösbar, könnte man allenfalls Princip; den Ausspruch: ihr sollt die Ehe nicht auflösen, könnte man Gesetz nennen; dieser letztere Ausspruch fließt aus dem erstern und enthält dessen Anwendung auf's Leben. Ist denn nun in der hl. Schrift wirklich nicht beides gesagt; und sind nicht beide Aussprüche wieder in dem Einen Satze vereinigt: „was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen"? Oder stellt wohl unser Heiland kein Gesetz auf, wenn er sagt: „zu den Alten ist gesagt worden: wer sein Weib entläßt, der soll ihr einen Scheidebrief geben; ich aber sage euch: wer sein Weib von sich entläßt u. s. w.", und ist nicht dieses Gesetz vom Apostel an den oben angegebenen Stellen wiederholt und neu eingeschärft

worden? Und selbst wenn man's nicht Gesetz, sondern Princip nennen will (auf den bloßen Namen kommt es ja doch nicht an), ist es denn nicht auch unchristlich, gegen ein klares christliches Princip zu verstoßen? Man sieht aber, zu welchen Windungen und falschen Ausflüchten es führt, zwei unvereinliche Dinge mit einander zu vereinigen: nicht christlich zu sein, aber es doch scheinen; die Sache aufgeben und doch den Schein retten zu wollen.

Ich wiederhole also: tastet, geliebte protestantische Freunde, unser Dogma von der Unauflöslichkeit nicht an, und kehret selbst zur Anerkennung dieses Dogma's zurück. Die Zeit hat daran nichts geändert und kann daran nichts ändern, denn die Lehren Christi gelten für alle Zeit; es beugt sich nicht vor den Launen, Grillen und leidenschaftlichen Begierden und Lüsten der Menschen; diese müssen sich vielmehr vor ihm beugen. Wenn man das Christenthum will, muß man sich auch dieß Dogma gefallen lassen, — einen Ausweg gibt es nicht; — und wie ich schon gesagt, die Kirche würde eher ganze Königreiche opfern, ehe sie dieses Dogma oder von diesem Dogma auch nur ein Jota opferte.

Es ist übrigens die Unauflösbarkeit der Ehe nicht bloß im positiv-christlichen Gesetze, sondern selbst im Gesetze der Natur begründet und durch das Sakrament wird dieselbe nur besiegelt.

Das Wesen der Ehe fordert schlechthin ihre Unauflösbarkeit. Man denke sich, zwei, die aus wahrhafter Liebe und Neigung sich an einander hingebend die Ehe schließen, geben sie sich an einander für immer oder nur für einige Jahre hin? und würde nicht schon der bloße Gedanke an die Möglichkeit einer Scheidung ihnen als Gespenst vor

der Seele schweben? Gewiß je reiner und wahrhafter sie einander lieben, desto mehr würden sie sich durch den Gedanken, daß der andere seine Liebe wieder zurückziehen, und etwa nach wechselnder Laune an eine Scheidung denken, eine Scheidung herbeiführen könnte, beunruhigt und in ihrem Glücke sich gestört fühlen. Wie durch die Scheidung der Ehe auch ihr erster und vornehmster Zweck, die Fortpflanzung des Menschen-Geschlechts und die Erziehung der Kinder wesentlich beeinträchtigt wird, leuchtet ohnedieß ein. Abgesehen davon, daß durch eine Scheidung über die Nachkommenschaft selbst Unsicherheit selbst entsteht, welche Unsicherheit doch offenbar die Erziehung gefährdet, werden die Kinder der beiden Eheleute durch eine Ehescheidung immer zum Theile verwais't, sie verlieren entweder ihren Vater oder ihre Mutter, und werden somit durch menschliche Schuld einer Hülfe und Stütze beraubt, auf die sie vom Schöpfer angewiesen sind; sie werden dadurch in ihrem eigenen Selbst verletzt, und in ihrem innersten Leben oft für immer zerknickt. Wie durch die Aussicht auf die Möglichkeit einer Scheidung die umherflatternde sinnliche Lust und Begierde eher erregt, und wenn sie erregt, genährt und entflammt wird, habe ich schon oben angedeutet: und die Bezähmung und Beherrschung der Sinnlichkeit ist doch ebenfalls gerade kein unwesentlicher Zweck der Ehe.

Ich gebe zu, daß aus der Unauflöslichkeit des ehelichen Bandes für den Einzeln oft auch recht schlimme und traurige Verwickelungen entstehen. Herz stimmt durchaus nicht zu Herz; und die beiden einmal nicht zu einander stimmenden Eheleute scheinen nur zusammengekettet bleiben zu müssen zu fortwährender Selbstqual; oder, was noch schlimmer ist, durch die Untreue des einen Theiles, welche die

Trennung von Tisch und Bett veranlaßt hat, oder durch Verbrechen, die er für die Lebenszeit im Zuchthause abbüßt, bleibt der andere unschuldige Theil vielleicht wider Willen für immer der Hülfe und Stütze einer Ehehälfte beraubt oder schweren fleischlichen Versuchungen ausgesetzt. Aber was den ersten Fall betrifft, so betrachtest du, als christlicher Ehemann oder Ehefrau, diese Mißstimmung der Gemüther zwar als Uebel, das du zu ertragen hast und zu dessen geduldiger Ertragung du eben durch die Gnade des Sakraments gestärkt worden bist, aber doch noch als kein Unglück. Du nimmst es als eine Prüfung und Schickung Gottes an, überzeugt, daß Gott immer am besten weiß, was zu deinem wahren Heile ist, und daß er vielleicht diese Prüfung nur deßhalb über dich verhängt, weil du unter angenehmern Lebens-Verhältnissen seiner vergessen und dein Heil verscherzt hättest. Daß zwei Ehegatten, die zu einander nicht stimmen, sich einander wenigstens in christlicher Geduld und Nachsicht ertragen, hängt von ihnen ab; und wenn sie es thun (und die Gnade dazu haben sie gewiß), können sie, obgleich sie zu einander nicht stimmen, und eben weil sie zu einander nicht stimmen, doch sich an einander, statt der Hölle, den Himmel verdienen. Und dieß allein erkennt der wahre Christ als sein letztes und höchstes Ziel.

Was aber den zweiten Fall betrifft, so betrübt sich der christliche Gatte über die Untreue und die Vergehungen seiner Ehehälfte mehr, als über sein eigenes Beraubtsein. Und die erstere Betrübniß wäre ihm auch nicht erspart, wenn die Ehe dem Bande nach gelös't werden könnte. Und was die vorausgesetzten Versuchungen angeht, so kennt er

die Quelle, woraus er dagegen Hülfe schöpft; und über unsere Kräfte läßt uns Gott nie versucht werden.

Ihr seht also, geliebte protestantische Freunde, die Nachtheile, die aus der Unauflöslichkeit des Ehebandes etwa den Einzelnen treffen, sind nicht ohne Vortheile, in der Regel sogar nicht ohne Heilung, und gegen die Uebel der Auflösbarkeit der Ehe, die die ganze Gesellschaft bedrohen, können sie gar nicht in Betracht kommen.

Da die Ehe nach uns ein Sakrament ist (gleichviel, ob es vom Priester oder ob es von den Brautleuten selbst gespendet wird; denn hiedurch wird der Heiligkeit des Sakraments, so wenig wie bei der Taufe, die ein Laie spendet, weder etwas zu-, noch etwas davon abgethan; und die Auslassungen darüber nebst den Seitenhieben auf die priesterlichen „Zaubersprüche und Machtworte" könnten, weil sie hier gar nicht hingehören, Eure Theologen und Polemiker*) sich recht gut ersparen): so folgt natürlich, daß sie eben vermöge dieses ihres sakramentalen Charakters der geistlichen Gerichtsbarkeit der Kirche unterliegt; daß die Kirche, als die Bewahrerin und Wächterin der Sakramente, auch die Bedingungen festsetzen kann, von denen Erlaubtheit oder Gültigkeit die Ehe abhängig ist, m. a. W. daß sie Ehehindernisse aufstellen kann. Daß aber die Kirche von dieser ihrer Gewalt auch einen weisen Gebrauch gemacht, daß sie bei den wirklichen Hindernissen, die sie aufgestellt, das Wohl der menschlichen Gesellschaft wie der Einzelnen, die in den Ehestand eintreten wollen, weise und sorgfältig genug berücksichtigt, wird, wer über die Sache

*) Hase a. a. O. S. 505 ff. Wie viel ungewaschenes Zeug; wie viel leeres Wortgeklingel!

mit Einsicht und unbefangen urtheilt, gewiß nicht verneinen. Manche dieser Hindernisse (von den sogenannten bloßen hindernden oder die Ehe bloß unerlaubt machenden Hindernissen, die sich durch sich selbst rechtfertigen, hier gar nicht zu reden) schützen die Freiheit der Eingehung der Ehe oder vielmehr sie erklären und bestimmen nur genauer eben diese freie Einwilligung (den sogenannten Consens), von welcher natürlich die Gültigkeit der Ehe an sich bedingt ist; andere schließen von der Ehe solche aus, die die Pflichten derselben entweder noch gar nicht kennen, oder sie zu erfüllen nicht im Stande sind; wieder andere schließen davon solche aus, die sich selbst durch eine schon eingegangene wirkliche oder geistliche Ehe davon ausgeschlossen haben, wieder andere schrecken vom Verbrechen ab oder verhindern Koncubinate und wilde Ehen; die meisten von der Kirche aufgestellten Ehehindernisse aber beziehen sich auf Verwandtschaft, Schwägerschaft oder Quasi-Schwägerschaft. Die vorhin genannten Ehehindernisse zu rechtfertigen, ist gar nicht nöthig; die eben genannten sind von Staatsmännern, von Protestanten nicht weniger, wie von Katholiken, Philosophen, Theologen und Aerzten, oft genug und unter verschiedenen Gesichtspunkten gerechtfertigt worden. Man wies auf das Unschickliche, auf das der natürlichen Pietät, der natürlichen ehrfürchtigen Scheu Widersprechende hin, das in ehelichen Verbindungen zwischen solchen liege, die durch das natürliche oder geistliche Verwandtschafts-Verhältniß einander über- und untergeordnet und sich also wie Vater und Tochter oder Enkelin, oder wie Mutter, Sohn und Enkel verhalten; man wies hin auf die Gefahr sittlicher Ausschweifungen und Verwüstungen, welche entstände, wenn solche die Ehe mit einander eingehen dürften, die,

durch natürliche Bande verbunden, von Jugend auf eng mit einander verkehren, und unter einem Dache zusammenmenwohnen, wie Brüder und Schwestern und die nächsten Verwandten; man machte für das Verbot der Ehen unter nahen Verwandten selbst medicinische Gründe geltend, und wies mit statistischer Genauigkeit nach, daß viele solcher Ehen kinderlos, oder daß die Kinder aus solchen Ehen mit geistigem oder körperlichem Siechthum behaftet und frühzeitigem Tode unterworfen seien, daß also die Natur selbst solchen Ehen das Brandmal ihrer Mißbilligung und Verwerfung aufdrücke. Endlich würdigte man dieß Verbot der Ehen unter Verwandten unter dem christlich-socialen Gesichtspunkte, indem durch die Ehen zwischen einander nicht-verwandten fremden Personen die Verbindungen erweitert und die Freundschaften auf weitere Kreise ausgedehnt würden.

Ich glaube nicht, daß ein wohldenkender, vernünftiger Mensch gegen diese Gründe etwas zu erinnern haben wird. Einen Tadel also hat die Kirche für die Aufstellung dieser Ehehindernisse gewiß nicht verdient.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Kirche die Hindernisse, die sie selbst gesetzt hat (denn manche der vorgenannten Ehehindernisse, z. B. die schon geschlossene Ehe, die Hindernisse der freien Einwilligung u. dgl., beruhen auf göttlichem Natur-Rechte) auch wieder aufheben kann, daß sie dieselben entweder zum Theil oder für bestimmte Fälle oder Personen aufheben, d. h. davon dispensiren, oder sie auch gänzlich aufheben kann. Sie hat von dieser ihrer Gewalt, früher aufgestellte Ehehindernisse wieder aufzuheben, schon mehrmals und noch zuletzt auf der Synode von Trient wirklich Gebrauch gemacht, und wenn

neuere Kanonisten ihr eine abermalige Revision ihrer Ehegesetzgebung und die Beseitigung des einen oder andern Ehehindernisses in Vorschlag gebracht haben, so dürfen wir das Ob und das Wann ihrer höheren Weisheit ruhig anheimgeben. Sie zählt nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten und die Gesetze, die sich ihr Jahrhunderte hindurch bewährt, ändert sie nicht gern. Aber wenn sie's für nothwendig oder heilsam erkennt, thut sie's gewiß.

Den Ehen zwischen Katholiken und Protestanten steht nicht ein sogenannt irritirendes, sondern nur ein sogenannt hinderndes Hinderniß entgegen; m. a. W. Ehen zwischen Katholiken und Protestanten sind nach der Lehre der Kirche nicht ungültig, wie z. B. die Ehen zwischen Christen und Ungetauften, wohl aber unerlaubt. Auch über diesen Punkt könnt Ihr Euch nicht beklagen. Auch Ihr müßt bei einiger Unbefangenheit des Urtheils die gemischten Ehen mißbilligen und gar manche Eurer Prediger eifern dagegen, so gut als wir. Es liegt dieß in der Natur der Sache. Die Ehe soll doch nicht bloß eine Verbindung der Leiber, sondern noch vielmehr eine Verbindung der Seelen sein. Was ist das aber für eine Verbindung der Seelen, wenn die Seelen gerade in der wichtigsten Sache, die es für Menschen gibt, in der Religion und im Glauben getrennt sind; wenn die Eheleute nicht mit einander beten, über religiöse Dinge nicht mit einander in gleichem Sinne sich unterreden, sich darin einander belehren und erbauen, trösten und stärken, wenn sie nicht zusammen in's Gotteshaus und an den Tisch des Herrn gehen können? Die Religion ist nicht etwas, was in irgend einem verborgenen Winkel der Seele bewahrt oder verschlossen bleiben könnte oder dürfte; wo sie

ist, ist sie immer ganz und mit aller ihrer Gewalt, sie theilt sich allen Empfindungen der Seele mit, regelt und veredelt sie; sie stimmt zu Leid und zu Freud', zu Lust wie zu Schmerz; unser Hoffen und Fürchten, unser Lieben und Hassen; alles steht unter ihrem Einflusse, alles wird durch sie gehoben und verklärt. Meinem Ehegatten also, vor dem ich, wenn die Ehe ist, wie sie sein soll, kein Geheimniß haben darf, nichts, was ich ihm nicht froh und frei mittheilte, ihm muß ich gerade dasjenige verbergen, das mir das Liebste und das Theuerste ist; er versteht meine religiösen Empfindungen und Seelenstimmungen nicht, und er kann ihren Ausdruck nicht erwiedern. Es ist also klar, eine wahre innige Seelen-Verbindung findet in gemischten Ehen nicht statt, und wer es nicht bloß auf's Fleisch abgesehen hat und durch die Leidenschaft nicht geradezu berauscht ist (aber wie schnell geht nicht der Rausch der Leidenschaft, in dem in der Regel solche Ehen geschlossen werden, vorüber und wie unangenehm ist nicht oft die Ernüchterung!), muß sie mißbilligen und schrickt vor ihnen zurück. Es kann auch nicht wohl fehlen, daß der Zwiespalt der Herzen in der Religion in's äußere Zusammenleben selbst Zwiespalt bringt (das Gegentheil wäre fast unnatürlich), und so enden diese Ehen, die in der Trunkenheit fleischlicher Liebe oder in Leidenschaft geknüpft sind, in der Regel mit fortwährendem Zank und Streit, und der Ehestand wird hier im wahren Sinne ein rechter Wehestand. Doch noch zwei andere Fälle sind denkbar; der protestantische Ehegatte kann, durch das Beispiel der Tugenden und das Gebet des katholischen Ehegatten der Kirche gewonnen werden; oder der katholische Ehegatte kann durch das Zureden und Drängen, vielleicht auch, weil er des

ewigen Streites müde ist, protestantisch, oder doch indifferentistisch werden; aber der erste Fall ist sehr selten (nach meinen sehr ausgebreiteten Erfahrungen rechne ich von gemischten Ehen, die einen solchen glücklichen Ausgang haben, auf hundert nur eine), und der zweite Fall ist zwar nicht so selten, als der erste (natürlich weil es nicht die besten Katholiken sind, die gemischte Ehen eingehen, weil sie vielmehr in ihrem Glauben schon von vorneherein wurmstichig sind oder ihr katholischer Glaube ihnen doch nicht die Hauptsache ist, und weil es überhaupt leichter ist, hinabzugehen, als hinaufzusteigen); aber er ist der schlimmste, der unserer Ueberzeugung nach eintreten kann. Der abtrünnige Ehegatte hat dann wohl den Frieden erkauft, aber welch' einen Frieden und womit hat er ihn erkauft? Er hat den faulen fleischlichen Frieden, also die schlechteste Sache, die es geben kann, mit der besten und theuersten, mit seiner Seele und Seligkeit erkauft. Von den andern Verwickelungen und Verwirrungen, welche solche Mischehen gewöhnlich zur Folge haben, will ich gar nicht reden, namentlich nicht von dem Ach und Weh der Kinder-Erziehung. Entweder werden die Kinder aus gemischten Ehen ganz protestantisch erzogen, oder zur Hälfte katholisch und zur Hälfte protestantisch, d. h. die Mädchen nach der Religion der Mutter, die Knaben nach der Religion des Vaters, oder im besten und günstigsten Falle ganz katholisch. Der erste Fall ist, von unserm Standpunkte betrachtet, der allertraurigste und wenn der katholische Ehegatte noch ein wenig religiöses Gefühl und katholische Ueberzeugung hat, so sollte man denken, müßte ihm hierüber das Herz brechen. Der zweite Fall ist nicht viel besser: ein Theil meiner Kinder wird meinem Vater- oder meinem

Mutterherzen auf ewig entrissen, er wird dem entrissen, was mein Heiligstes ist oder woran ich das Glück von Zeit und Ewigkeit geknüpft erkenne: welch' ein Gedanke und wie könnte ich auch nur eine Stunde ruhig und froh dabei sein! Der dritte Fall ist freilich günstiger, aber doch selten ganz günstig. Die Kinder aus gemischten Ehen nehmen, auch wenn sie katholisch erzogen werden, doch von ihrem protestantischen Vater oder ihrer protestantischen Mutter als Erbstück noch ein Stück Protestantismus in sich auf, und werden dann Zwitter-Naturen, halb Fleisch, halb Fisch; eine tüchtige und gründliche Liebe zur Kirche (schon die natürliche Pietät gegen den protestantischen Vater oder die protestantische Mutter beeinträchtigt und stört diese Liebe; und wenn sie auch durch den protestantischen Vater oder durch die protestantische Mutter nicht gestört und beeinträchtigt wird, so wird sie doch auch durch den protestantischen Theil nicht unterstützt und gepflegt, und gerade bei der religiösen Erziehung muß, damit sie recht gedeihe, der väterliche Ernst mit der mütterlichen Liebe sich vereinigen, Vater und Mutter also zusammenwirken), also eine tüchtige und gründliche Liebe zur Kirche, katholische Wärme und katholische Begeisterung wird man an solchen Kindern nur selten wahrnehmen.

Endlich kommt bei diesen gemischten Ehen auch noch in Betracht, daß das Verhältniß, in das der katholische Ehetheil zum protestantischen dadurch gestellt wird, nicht einmal das der Gleichheit oder Gerechtigkeit ist. Dem protestantischen Theile, der seines katholischen Ehegatten überdrüssig ist, und eine gerichtliche Scheidung durchzusetzen weiß, ist die Wiederverehelichung gestattet, dem katholischen nicht.

Ich glaube, das Gesagte genügt und eine weitere Ausführung ist für den denkenden und einsichtigen Beurtheiler nicht nöthig, um mir darin beizustimmen, daß auch die besten gemischten Ehen in der Regel immer noch nichts taugen. Und daß daher die katholische Kirche diese gemischten Ehen mißbilligt und sehr mißbilligt, kann auch der vernünftige und billig denkende Protestant ihr nicht verargen. Um schwereres Unheil zu verhüten, läßt sie sie aber zu, indem sie sie für gültig erklärt; sie aber gestatten und ihren Segen darüber sprechen kann sie nur dann, wenn ihr die sichere Bürgschaft zu Theil wird, daß der katholische Theil in Ausübung seiner Religion vom protestantischen in keiner Weise beunruhigt werden und daß die zu erwartenden Kinder sämmtlich in der katholischen Religion erzogen werden sollen. Diese Bürgschaft muß sie fordern, und sie nicht fordern, hieße für sie, sich selbst aufgeben.

Doch ich muß hier schließen. Möchte ich doch nur auch das, was ich hier zu Euch über ein so wichtiges Institut, wie die Ehe ist, gesagt habe, nicht ohne allen Nutzen gesagt haben!

VI.

Katholische Heiligen- und Marien-Verehrung.

Es war im Sommer des Jahres 1857, wo ich in einer der größeren Städte der Provinz Sachsen die hl. Firmung spendete. Seit drei Jahrhunderten hatte eine solche Feier daselbst nicht stattgefunden. Das Ungewöhnliche derselben hatte auch eine ziemlich große Menge Protestanten herbeigezogen; und unser ärmliches, kaum nothdürftig eingerichtetes, übrigens aber ziemlich geräumiges gottesdienstliches Lokal war bis zum Erdrücken voll. Die höheren Stände, besonders Gerichts- und Verwaltungs-Beamte, Aerzte, Schulmänner, Kaufleute, sie alle waren hier vertreten, und das Benehmen und die ganze Haltung, die sie während der gottesdienstlichen Feier beobachteten, war der Art, daß man's von einer rein katholischen Versammlung sich kaum hätte besser wünschen können. Da an diesem Tage gerade ein Mutter-Gottes-Fest, das Fest Mariä Heimsuchung, einfiel, nahm ich hievon Veranlassung, in meiner Predigt über die katholische Verehrung der Heiligen überhaupt, und über die Verehrung der Mutter Gottes insbesondere zu reden. So gut es die Zeit von etwa einer Stunde gestattete, suchte ich den Gegenstand zu erschöpfen;

auch auf die gewöhnlichen Einwendungen nahm ich Rücksicht. Die Umstände schienen mir dieß zur Pflicht zu machen. Der einzelnen Worte, Wendungen und Uebergänge der Predigt kann ich mich natürlich nach einer so geraumen Zeit nicht mehr erinnern, dagegen ist mir der Inhalt und Gedanken-Zusammenhang im Ganzen noch genau gegenwärtig. Ich unterschied zuerst zwischen Verehrung der Heiligen und zwischen Verehrung Gottes, gewöhnlich Anbetung genannt. Da die Verehrung, sagte ich, nur dann recht und vernünftig ist, wenn sie der Verehrungswürdigkeit der Personen, denen sie gilt, entsprechend ist, so ist nach dem Sinne der Kirche die Verehrung der Heiligen von der Verehrung Gottes oder Anbetung ebenso unendlich verschieden, wie die Heiligen, als Geschöpfe, von Gott, als dem Schöpfer, selbst es sind. Man hat wohl die Verehrung Gottes und die der Heiligen, jene mit der Verehrung eines Königs, diese mit der Verehrung seiner Diener verglichen; aber auch dieser Vergleich ist nicht genau zutreffend. Zwischen einem Könige und seinen Dienern ist kein so großer Abstand, wie zwischen Gott und seinen Heiligen, obgleich auch sie Diener und sogar Kinder Gottes sind. Ein König, und wäre er auch der allermächtigste, ist und bleibt doch immer nur ein Mensch und seine Diener sind es ebenfalls. Aber die Heiligen, und wären sie auch dort im Himmel den Cherubs und den Seraphs gleichgesetzt oder sogar noch darüber erhoben, werden niemals Götter. Die Unterschiede zwischen ihnen und zwischen Gott gleichen sich niemals aus; es sind Unterschiede nicht dem Grade, sondern dem Wesen nach, und dieß ihr verschiedenes Wesen bleibt immer unendlich verschieden. Ganze Königreiche und Weltreiche, und die

Himmel aller Himmel sind vor Gott nicht so viel, wie ein Tropfen im Wassereimer, nicht so viel, wie ein Sandkörnlein gegen die ganze Welt ist. Jener Vergleich ist aber auch deßhalb nicht zutreffend, weil die Diener des Königs immer Vorzüge, Tugenden, Talente, Geschicklichkeiten besitzen können, die sie nicht vom Könige haben; dasjenige aber, was wir an den Heiligen verehren, ist nicht im gleichen Sinne ihr Eigenthum; denn sie haben nichts, was sie nicht von Gott empfangen haben; ihr Sein, ihr Gut-Sein und ihr Selig-Sein, alles ist nur ein Geschenk seiner Güte. Gleichwohl können wir jenen bildlichen Vergleich uns gefallen lassen. Die hl. Schrift selbst, die sich in ihrer Sprache zu unserer Schwachheit herabläßt (thäte sie es nicht, so könnten wir sie eben nicht verstehen), hat ihn, so unvollkommen er auch ist, veranlaßt. Dagegen wir uns den, soll ich mehr sagen boshaften oder naseweisen Vergleich unserer Heiligen-Verehrung, mit der Verehrung, wie man sie einst im Heidenthum den Heroen oder Halbgöttern erwies, nun und nimmermehr gefallen lassen können.

Die Verehrung ist zwar zunächst etwas Inneres; sie gibt sich aber (unsere menschliche Natur fordert es einmal so) auch durch Zeichen und Handlungen äußerlich kund. Auch die charakteristische Verschiedenheit der verschiedenen Arten der innern Verehrung wird sich durch eine Verschiedenheit der äußeren Zeichen und Handlungen ausdrücken; obgleich hiebei vieles auf bloßem Herkommen und allgemeinem Zeit- oder Ortsgebrauche beruht. Wie wir z. B. unsere Verehrung gegen Höhere, denen wir begegnen, dadurch ausdrücken, daß wir vor ihnen unser Haupt entblößen, oder es auch freundlich ehrerbietig neigen, so that

man's, wie man aus den hl. Schriften sehen kann, im Morgenlande dadurch, daß man vor den Höheren seine Kniee beugte, oder auch in den Staub sich niederwarf. Das Wort, wodurch man dieß sich in den Staub Niederwerfen in der (hebräischen) Grundsprache des a. T. bezeichnete, gibt die kirchliche lateinische Uebersetzung durch einen Ausdruck wieder, den wir in unserer deutschen Sprache gewöhnlich mit Anbeten übersetzen. Wollte man aber denken, diejenigen, die sich so, damaliger allgemeiner Sitte gemäß, vor einem höheren Menschen niederwarfen, hätten diesem dadurch eine göttliche Ehre erweisen wollen, so würde man ihnen sehr Unrecht thun. Es kommt auf den innern Sinn, auf die Intention an, die man mit solchen äußeren Zeichen der Verehrung verbindet. Geht es doch sogar mit unsern Worten so, obgleich doch diese in der Regel genauere Bezeichnungen unserer inneren Gedanken und Gefühle sind. Mit unserm Wort Anbetung z. B. drücken wir zwar in der Regel die höchste Verehrung aus, diejenige, die man Gott dem allerhöchsten Wesen erweis't, und doch braucht man es auch, um dadurch eine besonders hohe, oft sogar eine sehr wenig tugendhafte Verehrung gegen Menschen zu bezeichnen, man spricht z. B. (und diejenigen, die uns Katholiken immer das Wort Anbetung der Heiligen vorrücken, thun es wohl gerade am meisten) von einer angebeteten Braut oder Schönen. Dagegen gibt es allerdings Eine äußere Handlung, wodurch man bei allen Völkern und in allen Religionen ausschließlich nur die Verehrung gegen Gott oder Götter ausdrückt, und dieß ist das Opfer. Opfern, im eigentlichen und religiösen Sinne, thut man nur Gott; man will ihn dadurch anerkennen als den Schöpfer und allmächtigen Herrn Himmels

und der Erde, und will ihm als solchen huldigen. Einem Geschöpfe opfern hieße daher, ihm göttliche Ehre erweisen, also wirklichen Götzendienst treiben.

Auch im Gebete drückt sich die religiöse Verehrung und ihre verschiedene Art aus. Das Gebet wendet sich an Gott, als an den Herrn und Verleiher aller Gaben, als an das letzte Ziel unsers Hoffens, Sehnens und Verlangens, als an den Gegenstand, worin unser Herz allein die endliche Ruhe und Seligkeit findet; das Gebet an Geschöpfe, so hoch und erhaben sie auch seien, kann immer nur ein Gebet um ihre Fürbitte, und um ihre fürbittliche Vermittlung bei Gott, als dem eigentlichen Herrn und Verleiher der Gaben, sein.

Den genannten Unterschied zwischen Verehrung Gottes und zwischen Verehrung der Heiligen vorausgesetzt, ist diese letztere, fuhr ich fort, für den Christen etwas Selbstverständliches. Denn die Heiligen ehren, heißt die christliche Tugend selbst ehren, da ein Heiliger nichts als die verkörperte christliche Tugend ist, die verkörperte Demuth, die verkörperte Sanftmuth, Friedfertigkeit, Menschenfreundlichkeit, kurz, die verkörperte Gottes- und Nächsten-Liebe, als worin alle anderen christlichen Tugenden eingeschlossen sind. Und gibt es wohl auf Erden etwas Verehrungswürdigeres, gibt es einen schöneren und preiswürdigeren Sieg, als den Sieg über sich selbst, den man erringen muß, um die christliche Tugend zu gewinnen? Ist nicht sie allein es, welche die moralische Welt zusammenhält, daß sie nicht aus ihren Fugen reißt? Verbreitet sie nicht überall hin den Segen ihrer wohlthätigen Wirkung, selbst auf diejenigen, die sie mit Füßen treten! Man denke sich nur die Tugend aus der Welt gänzlich verbannt, man

denke sich die ehrende Palme, die ihr gebührt, dem schmutzigen Laster, dem schnöden Egoismus, den niedrigen und erniedrigenden Leidenschaften zugetheilt: was fehlte wohl einer solchen Welt noch, damit sie eine wahre Hölle sei, und wer von uns möchte wohl in einer solchen Welt noch leben wollen? Ist aber die christliche Tugend wirklich verehrenswerth, so sind es offenbar auch die Personen, an denen sie erscheint und in denen sie sich gleichsam verkörpert. So schön, edel und wahrhaft christlich es also ist, die christliche Tugend zu ehren, so schön und christlich ist es auch, die Heiligen um ihrer Tugend willen zu ehren. Für jeden vernünftigen Menschen ist dieß unzweifelhaft. Indem aber die Verehrung der Heiligen einerseits nichts ist, als ein Tribut, den man der christlichen Tugend bringt, wird dadurch anderseits das Streben nach der christlichen Tugend in uns selbst entflammt. Ich brauche hierüber nicht weitläufig zu sein. Was lebendige Beispiele auf den Menschen wirken, weiß Jeder. Gute Thaten sind eine bessere Predigt, als die besten Worte. Und wenn der Staat die Heldenthaten seiner Helden und die ruhmreichen Verdienste seiner großen Männer in Erz eingraben läßt, oder ihnen herrliche Denkmale errichtet, so thut er es nicht bloß, um das Verdienst selbst zu belohnen, sondern auch, um Mit- und Nachwelt zur Nacheiferung desselben zu spornen. Die einst so mächtigen und so blühenden Staaten Rom und Athen wuchsen dadurch besonders zur Macht empor, daß man das Verdienst der Helden öffentlich feierte und daß die Lorbeeren, die die Einen sich errungen, die Andern nicht schlafen ließen. Als man aber aufhörte, an den großen Thaten der Vorfahren oder Mitlebenden sich zu begeistern und als man anfing, die Tugenden großer

Männer als etwas staats- und freiheitsgefährliches sogar zu fürchten und zu bestrafen, so dauerte es auch nicht lange, daß diese Staaten ihrem Verfalle zueilten. Aehnlich wird es sich auch mit dem christlichen Gemeinwesen, mit der Kirche, verhalten. Ihre Helden sind eben die Heiligen, und die Heldenthaten dieser Heiligen sind die christlichen Tugendthaten, womit sie die Mitwelt erbauet und deren Beispiele sie als ihre kostbarsten Reliquien der Nachwelt zurückgelassen. Eine Kirche, die diese ihre Helden nicht mehr ehrt, die auf ihre Beispiele nicht mehr hinblickt, an ihren Thaten sich nicht mehr erbauet und daraus nicht mehr Liebe und Begeisterung für ähnliche Thaten schöpft, ist auf dem besten Wege, zu verfallen; sie verdient nicht mehr, daß sie lebt, denn sie entehrt sich selbst, weil sie ihren großen Helden keine Ehre mehr gibt.

Das Beispiel Jesu Christi ist freilich noch überaus vollkommener, als das der Heiligen, die ja nur bloße Kopieen von ihm sind; aber, wenn man mich nicht mißverstehen wollte, möchte ich sagen, es sei für uns fast zu vollkommen. Es läßt, da er sittlichen Schwächen und Gefahren nicht ausgesetzt war, bei uns armen Menschen, die wir uns so gern nach Beschönigungen und Entschuldigungen unserer Schwächen umsehen, die Einrede der Unerreichbarkeit und Unnachahmlichkeit zu. Diese Einrede ist wenigstens in Absicht auf die Beispiele der Heiligen abgeschnitten. Ihre Heiligkeit steht uns näher, weil sie dieselbe errungen haben im Kampfe mit denselben Schwachheiten und Gefahren, denen auch wir unterworfen sind. Das Beispiel derselben macht daher auch auf unser Herz mehr Eindruck, und wenn wir ihm entgegenhandeln, bereitet es uns mehr Beschämung.

Und, um mit ein paar Worten auch noch hierauf hinzuweisen, geht denn nicht die Sache genau betrachtet, die Verehrung der Heiligen auf Gott selbst zurück und ist es nicht Gott, der in den Heiligen verherrlicht wird? Denn wer hat denn die Heiligen heilig gemacht, wer hat sie berufen, sie auserwählt, mit seiner siegreichen Gnade sie unterstützt, und mit seiner Glorie sie gekrönt? Die Heiligen ehren, heißt also Gott für ihre Siege und ihre Herrlichkeit danken, heißt die Wunder seiner Liebe, Güte und Barmherzigkeit preisen. Die Himmel, heißt es beim Psalmisten, erzählen die Herrlichkeit Gottes, und durch einen einzigen Heiligen wird Gott mehr verherrlicht, als durch seine ganze übrige Schöpfung; und sagt daher die hl. Schrift, Gott sei glorreich in seinen Heiligen, so sagt sie das nicht umsonst. Und ehrt denn endlich Gott seine Heiligen nicht selbst? Hat er nicht selbst gesagt: „Ich ehre diejenigen, die mich ehren; und ich thue den Willen derjenigen, die meinen Willen thun“? Ich meine, hiemit wäre doch jede weitere Einwendung abgeschnitten; denn was Gott thut, dessen braucht sich doch auch wohl ein Mensch nicht zu schämen.

Wie ich aber schon oben sagte, fordert es die Natur des Menschen, der Verehrung, die man im Herzen trägt, auch äußerlich Ausdruck zu geben. Die äußern Zeichen oder Handlungen, wodurch dieß geschieht, sind theils nur naturgemäße Kundgebungen, theils durch Herkommen oder positive Bestimmungen festgesetzt. Eine nur naturgemäße Kundgebung meiner innern Verehrung gegen die Heiligen ist es z. B., wenn ich ehrerbietig von ihnen rede, ihre Tugenden und Tugendthaten in Worten rühme, sie in Liedern besinge, sie in Schrift, auf Erz oder Stein einzeichne; wenn ich ihnen zu Ehren Statüen oder Denkmale errichte

u. s. w. Auch der Heiligen Bilder und Reliquien in Ehren zu halten, ist nur ein natürlicher Ausdruck der Verehrung gegen ihre Person. Ich möchte den dankbaren Sohn sehen, der ein wohlgetroffenes Bild eines verehrten Vaters in einen alten Rumpelkasten würfe und ihm nicht vielmehr in seinem Wohnhause die schönste Stelle überwiese. Es blickt ihn so freundlich an, und er erneuert, wenn er es anblickt, jedesmal die Gefühle seiner kindlichen Liebe und Verehrung. Und warum sollte dieß bei den Bildern verehrter Heiligen wohl anders sein? Es versteht sich von selbst, daß wir sie nicht ehren, als ob eine geheime verborgene Kraft in ihnen steckte (daß Gott durch Vermittlung dieser Bilder, sowie der Reliquien der Heiligen Wunder wirken könne und oft gewirkt habe, besteht freilich hiemit), sondern daß alle Verehrung, die wir ihnen erweisen, dem Urbilde oder Originale selbst gilt. Und was die Reliquien und ihre Verehrung betrifft, so braucht man hierüber nur sein eigenes Herz zu fragen. Und wer die Sprache des gesunden menschlichen Gefühls nicht versteht, dem würden Worte doch nichts helfen. Es ist bekannt, daß schon die ältesten Christen die Reliquien der Martyrer für kostbarer achteten, wie die kostbarsten Edelsteine. Ueber ihren Leibern feierte man das hl. Opfer; neben ihnen einstens zu ruhen und so gleichsam noch im Tode mit ihnen vereinigt zu sein, war, was Viele als letzten süßen Trost sich wünschten und fromm ersehnten, wie jeden ein Gang durch die Katakomben lehrt. Das Merkwürdigste aber hiebei ist, daß diejenigen, die sich gegen die katholische Reliquien-Verehrung so ereifern, dem unwiderstehlichen Drange nach einer Reliquien-Verehrung in ihrer Art selbst nicht widerstehen können. Ich erinnere hier nur an die Luther-

buche. Denn was hat man nicht mit ihr alles gemacht? Warum will man denn also gerade den Heiligen die Verehrung ihrer Reliquien mißgönnen, da man sie ja doch Andern, als Heiligen, so gerne gewährt und hier sein Gefühl frei walten läßt!

Auch durch das Gebet zu den Heiligen drückt man seine Verehrung gegen sie aus; man bekennt dadurch thatsächlich, daß sie gütig und mächtig sind; gütig, indem sie uns lieben und sich für unser Wohl noch fortwährend interessiren; mächtig, insofern sie unser Gebet durch ihre Fürbitte bei Gott hülfreich unterstützen können. Und ich meine doch, der eine Gedanke sei ebenso ächt christlich, wie der andere. Denn daß man auch im Himmel noch liebt, und da erst recht liebt, ist doch wohl für einen Christen ausgemacht. Und gewiß würden wir uns vor Heiligen, die im Himmel gleichgültig, theilnahmlos, kalt gegen uns wären, sehr bedanken. Daß das Gebet des Gerechten bei Gott viel vermag, lehrt uns auch die hl. Schrift, und denken, daß die Heiligen im Himmel durch ihre Fürbitte für uns nicht mehr uns hülfreich sein könnten, wäre daher wieder nicht christlich gedacht. Diesen beiden christlichen Gedanken nun geben wir Ausdruck, wenn wir uns bittend an die Heiligen wenden und sie um ihre Fürbitte für uns anflehen. Denn das Gebet zu ihnen ist natürlich immer nur ein Gebet um ihre Fürbitte; daß sie aus eigener Macht die erflehten Güter und Gnaden uns nicht verleihen können, wissen wir recht gut. Wir sagen nicht: Christus, bitte für uns; aber zu Petrus und Paulus sagen wir es. Jener verleiht uns die Gnade aus eigener Macht, diese sollen sie uns vom Verleiher und Herrn derselben erflehen und dadurch uns hülfreich sein. Tadelt man es, daß man in

solcher Art die Heiligen um ihre Fürbitte anruft, so muß man's auch tadeln, daß man die unter uns Lebenden um ihr Gebet für uns bittet. Was sagt man dann aber dazu, daß der Apostel sich fast in allen seinen Briefen der Fürbitte der Gläubigen empfiehlt, was sagt man zu den unzähligen in der hl. Schrift uns aufbewahrten Beispielen, wo Gott oder Jesus Christus solche Fürbitten für Andere erhört hat, was macht man endlich aus dem ganzen Christenthum und aus der christlichen Liebe?

Es ist ein abgeschmackter Einwand, daß man durch solch' ein Gebet an die Heiligen in's Mittleramt Christi eingreife. Denn wenn die Fürbitte der Lebendigen auf Erden in's Mittleramt Christi nicht eingreifen, warum sollen's denn die Fürbitten der Heiligen im Himmel thun? Das Mittleramt Christi wird also durch solche Anrufung der Heiligen wirklich nicht bedroht. Und will man die Fürbitte der Heiligen für uns doch einmal eine Vermittelung für uns nennen, so steht dem zwar nichts entgegen; wir denken uns dann aber das Mittleramt Christi anders, als das der Heiligen. Jener ist Mittler durch die Erlösung, die er uns durch sein Blut erworben; wir sagen aber nicht, daß Paulus oder Petrus uns erlös't; jener ist Mittler durch die eigene Würde seiner Natur und durch seine eigene Auktorität; die Heiligen sind es nur durch Gnade. Beide Arten von Vermittlung unterscheiden sich also ungefähr ebenso, wie Himmel und Erde.

Wenn man uns fragt, warum wir denn zu Gott den Umweg durch die Anrufung der Heiligen machen, warum wir uns nicht immer lieber gleich an Gott direkt wenden, und ob wir den vielleicht für uns weniger nahe oder für weniger gütig und barmherzig hielten, so kann ich diese

Einrede nur für einen übel angebrachten Scherz halten. Denn freilich ist Gott noch unendlich gütiger und barmherziger, als alle Heiligen zusammen es sind, und eher müßten wir tausendmal das Vertrauen auf die Heiligen aufgeben, ehe wir auch nur einmal das Vertrauen auf Gott aufgeben dürften, und in diesem Sinne sagen wir allerdings mit der hl. Schrift: „Verflucht sei, wer auf Menschen sein Vertrauen setzt", nämlich auf Menschen im Gegensatze zu dem lebendigen Gott; — aber darum handelt es sich ja hier auch gar nicht. Es ist nicht Mangel des Vertrauens auf Gott, daß wir auch zu den Heiligen unsere Zuflucht nehmen, sondern vielmehr Mißtrauen gegen uns selbst, gegen die Würdigkeit unserer Person und die Würdigkeit unserer Gebete. Denn daß Gott die Gebete der Gerechten eher erhört, ist nach der hl. Schrift ausgemacht. Es liegt dies auch in der Natur der Sache; Gott thut den Willen derjenigen, die seinen Willen thun. Das Mißtrauen gegen uns selbst und gegen die Würdigkeit unserer Gebete ist aber doch wohl gerechtfertigt genug. Wenden wir uns daher im Gefühle dieser unserer Unwürdigkeit an die Heiligen, so heißt das nicht einen Umweg zu Gott machen, sondern sich ein besseres Geleit zu Gott mitnehmen. Wir gehen zu ihm, und bleiben nicht gleichsam bei den Heiligen unter Weges stehen, — aber uns unwürdig fühlend, seinem Throne zu nahen, gehen wir in Gesellschaft derjenigen zu ihm, die der Erhörung würdiger sind. Das ist der rechte und wahre Sinn unserer Heiligen-Anrufung. Wir kommen nur im Gefühle der Unwürdigkeit unserer Person und unserer Gebete mit den Heiligen zugleich zu Gott und vertrauen, daß wir ihm so angenehmer kommen.

Wer unsere Heiligen-Anrufung anders versteht, versteht sie eben nicht.

„Aber wie wissen denn die Heiligen um unsere Gebete, und legen wir ihnen denn nicht die Allwissenheit, also eine göttliche Vollkommenheit bei, indem wir uns um ihre Fürbitte an sie wenden"? Diese Einwendung ist nicht verfänglicher, als die eben genannten. Denn daß die Heiligen unsere geheimsten Gedanken und Wünsche nicht durch sich erkennen, wissen wir recht gut. Das macht uns aber auch keine weitere Sorge. Denn was die Heiligen nicht durch sich wissen, können sie durch Gottes Mittheilung und Offenbarung wissen. Und wenn Gott dem Abraham und den Propheten, als sie noch auf Erden wandelten, die Geheimnisse der Zukunft nicht vorenthielt, warum sollte er seinen Heiligen und Lieblingen im Himmel dasjenige vorenthalten, was ihre durch die Liebe mit ihnen noch vereinigten Brüder auf Erden angeht? Oder warum sollten die Heiligen in dem Lichte der Glorie, womit sie Gottes Wesenheit schauen, nicht auch zugleich die Dinge schauen, die auf Gottes Reich sich beziehen? Und warum sollte nicht gerade diese erhöhte lichte Erkenntniß ebenfalls einen Theil ihrer Seligkeit ausmachen? Wer freilich von Gott und von seinem Verhältnisse zu den Heiligen recht rohe Vorstellungen hat, mag sich hier mit allerlei Einbildungen zu schaffen machen, um herauszubringen, wie Gott eine solche Mittheilung von so unendlich viel Geheimnissen an so unendlich viele Personen — stündlich und augenblicklich — möglich sei, ohne daß es ihn in seiner ruhigen Seligkeit störe: christlich sind solche Einbildungen und Gedanken nicht.

Fassen wir nun das Gesagte kurz zusammen: wer findet die besagte Verehrung der Heiligen und die genannten

äußeren Erweise derselben nicht so ganz natürlich und sich wie von selbst verstehend, wer findet sie nicht schön, erhebend und wahrhaft christlich! Gewiß um sie nicht so zu finden, um etwas darin zu finden, was uns von der wahren Verehrung Gottes abziehe, was der Ehre Gottes und Jesu Christi zuwider sei, oder was gar nach Götzendienst und heidnischem Aberglauben schmecke, dazu muß man eben ihren Sinn verkennen und verdrehen, oder man muß etwaige Mißbräuche, die einzelne verschuldet und wofür die Kirche nicht verantwortlich ist, für die Sache nehmen. Das heißt aber nicht mit ehrlichen Waffen kämpfen.

Was nun hier von der Verehrung der Heiligen überhaupt gesagt ist, gilt auch von der Verehrung Maria's, der jungfräulichen Mutter unsers Herrn; nur daß wir sie als die Königin der Heiligen erkennen, und daß demnach, da unsere Verehrung zu der Verehrungswürdigkeit der Personen im Verhältniß stehen muß, unsere Verehrung gegen sie inniger, zarter und größer ist, als die gegen irgend einen andern Heiligen. Die hl. Schrift (von den Zeugnissen des christlichen Alterthums und aller Jahrhunderte, die selbst von den Gegnern der Verehrung Marien's nicht in Abrede gestellt werden, hier gar nicht zu reden), haben wir auch hier nicht wider uns, sondern für uns. Wird sie nicht vom Engel Gabriel als diejenige begrüßt, die voll ist der Gnade, als diejenige, mit welcher der Herr, d. h. mit welcher der Herr auf eine ganz besondere und einzige Weise ist, und als die Gebenedeite unter allen Weibern? Kann man wohl ein größeres Lob aussprechen, und spricht nicht dieses Lob der Engel im Auftrage und im Namen Gottes selbst aus? Es ist doch curios, wenn man uns sagt: „Von euren ausschweifenden

Lobeserhebungen Marien's weiß die hl. Schrift Nichts". Und stände selbst in der hl. Schrift kein Wort von ihr; so würde die Gottesthat ihrer Auserwählung zur Mutter Gottes uns für ihre ausgezeichnete Heiligkeit Zeugnisses genug sein. Gott vergreift sich in seiner Wahl nicht. Und wenn man sonst wohl sprichwörtlich sagt: „wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand", so darf man hier, wo die Wahl so recht direct von Gott ausging, gewiß mit mehrerem Rechte sagen: „wem Gott die höchste Würde gibt (und die Würde einer Gottes-Mutter ist doch gewiß die höchste, die einem Geschöpfe gegeben werden kann), dem gibt er auch die höchste Würdigkeit, also die höchste Heiligkeit". Ich sagte: stände auch von der Heiligkeit Marien's in der hl. Schrift kein Wort: wenn man aber sehen will, so sieht man Merkmale einer solchen ausgezeichneten Heiligkeit Marien's in der hl. Schrift genug; man sieht darin genug ausgezeichnete Reinheit und jungfräuliche Keuschheit, genug ausgezeichnete Demuth und Selbstverläugnung, genug ausgezeichnete Geduld und Standhaftigkeit, kurz, genug ausgezeichnete Gottes- und Nächstenliebe.

Daß auch eine ihrer größeren Verehrungswürdigkeit entsprechende Verehrung Marien's ganz im Geiste der hl. Schrift sei, müßte uns schon ihre ehrerbietige Begrüßung von Seiten ihrer vom Geiste Gottes erfüllten Baase Elisabeth sagen, sowie auch ihr eigenes prophetisches Wort: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter".*)

Von der Macht ihrer Fürbitte haben wir in der hl. Schrift auch ein Beispiel, das wir uns nicht wegdispu-

*) Luk. 1, 48.

tiren lassen, und welches eine uns für tausende gilt: es ist das durch sie erflehte erste Wunder, das Jesus Christus zu Cana in Galiläa wirkte. Wir irren uns daher auch gewiß nicht, wenn wir annehmen, daß diese ihre Macht der Fürbitte jetzt, wo sie bei ihrem göttlichen Sohne im Himmel ist, nicht geringer sei, als sie ehemals war, wo sie noch auf Erden wandelte; und warum wir daher zu ihrer Fürbitte ein besonderes Vertrauen haben, warum wir sie eben deßhalb unsere Freude, unsern Trost, unsere Süßigkeit, unsere Hoffnung nennen, erklärt sich, meine ich, hieraus von selbst. Gleichwohl verehren wir sie, wie hoch wir sie auch ehren, doch immer nur als Geschöpf und ihre Verehrung ist von der der übrigen Heiligen nicht der Art, sondern nur dem Grade nach unterschieden. Wir wissen wohl, daß sie alles, was sie ist, nur durch Gott ist, und daß ihre erhabene Heiligkeit selbst nur ein Ausfluß der göttlichen Liebe und der Gnade ist, daß sie nur deßhalb hochheilig ist, weil sie hochbegnadigt ist; wir wissen auch trotz unsers kindlichen Vertrauens auf sie, daß sie uns nicht helfen kann durch sich, sondern daß sie uns Hülfe und Gnade nur von Gott erflehen kann. Als schlagender Beweis dient unter andern die kirchlich approbirte Lauretanische Litanei, sowie die gleichfalls kirchlich approbirte Litanei von allen Heiligen. Zu Anfange derselben werden die drei göttlichen Personen angerufen mit dem Hülferuf: erbarme dich unser; bei der sich anschließenden Anrufung Marien's oder der Heiligen heißt es aber nicht: hl. Maria oder hl. Petrus, erbarme dich unser; sondern hl. Maria, hl. Petrus u. s. w. bitte für uns. Auch das wissen wir, daß ihre Verehrung doch immer wieder auf Gott zurückgeht, daß wir in der Mutter nur

den Sohn ehren, um dessen willen sie alles ist, was sie ist. Die beständige Zurückbeziehung ihrer Verehrung auf Christus und die Geheimnisse unserer Erlösung tritt selbst im sogenannten Rosenkranze klar genug hervor.

Daher ist der uns gemachte Vorwurf, daß wir Maria vergötterten, ebenso abscheulich (wo haben wir jemals Maria das hl. Opfer dargebracht; zu ihren Ehren wohl, d. h. um beim hl. Opfer für die ihr verliehene Gnade und Glorie zu danken, ihrer Fürbitte uns zu empfehlen u. dgl. — aber doch nicht ihr, so wenig wie irgend einem andern Heiligen; und wo haben wir sie jemals angerufen als Verleiherin der Gnade, — als Erfleherin derselben wohl, aber die Gnade verleihen und sie erflehen ist doch ein mehr als himmelweiter Unterschied), als die Meinung, als ob der Marien- oder Madonnen-Dienst den Gottes- oder Christus-Dienst beeinträchtige oder wohl gar bei Gott oder Jesus Christus die Eifersucht wecke, wahrhaft lächerlich ist. Gott ist allerdings, nach der Ausdrucksweise der hl. Schrift, eifersüchtig auf unsere Liebe und Verehrung. So wenig er aber, wenn wir unsern Nächsten um seinetwillen lieben, das so ansieht, als ob wir die Liebe zwischen ihm und unserm Nächsten theilten, und also dadurch seine Liebe bedroht sieht, so wenig sieht er seine Ehre bedroht, wenn wir diejenigen, die er selbst ehrt, um seinetwillen ehren. Er ist und bleibt immer, wie der wahre Anfang so auch das wahre Ende von allem, was wir in religiöser Hinsicht denken oder thun; an ihn glauben wir, auf ihn hoffen wir, und nur ihn allein lieben und ehren wir, wenn wir auch um seinetwillen Andere mit unserer Liebe und Verehrung umfangen. Das ist unsere Lehre, wie sie nicht nur unsere allgemeinen Concilien,

sondern auch unsere für's Volk bestimmten Katechismen wirklich nachweisen, und wer sie anders darstellt, verfälscht sie und verläumdet uns. Und möchten doch endlich solche Verfälschungen und Verläumdungen aufhören; dann würde auch der Zwiespalt und Streit zwischen ehrlichen Katholiken und den ehrlichen Protestanten aufhören!

Dieß ungefähr war der Inhalt meines damals gehaltenen Vortrages. Derselbe wurde von Anfang bis zu Ende von den protestantischen wie von den katholischen Zuhörern mit Aufmerksamkeit, ja, ich kann sagen, mit gespannter, angehört. Verschiedene dieser protestantischen Zuhörer, und unter ihnen solche, die den Namen gebildet wohl verdienten, sah ich Nachmittags bei Gelegenheit des mir zu Ehren veranstalteten Gastmahls wieder. Sie bewillkommneten mich auf's herzlichste, und anstatt, daß sie sich durch meine Worte in der Kirche hätten verletzt gefühlt, schien die Offenheit, womit ich geredet (die Absicht, zu verletzen, war mir fremd, und sie wird es mir hoffentlich immer sein), ihnen erst recht wohlgethan zu haben. Wir fanden uns, als ob wir uns schon Jahre lang gekannt; und indem sie mir treuherzig die Hand schüttelten, erklärte mir der eine und der andere: wie hat uns doch Ihr lehrreicher Vortrag von heute Morgen angesprochen, ja wahrhaft erquickt hat er uns! Alles, was Sie uns über die Heiligen-Verehrung gesagt haben, unterschreiben wir von Wort zu Wort; und wenn alle anderen Lehren Ihrer Kirche ebenso wohlbegründet sind, so waren wir bisher schlecht genug unterrichtet. Wir haben von unserer Jugend und Kindheit an von unsern Religionslehrern und Predigern über katholische Heiligen-Anbetung und Marien-Vergötterung, über abgöttischen Bilder- und Reliquien-Dienst der Katholiken viel

gehört, auch in den Büchern, die uns zu Händen gekommen, vieles darüber gelesen: was Sie uns aber diesen Morgen darüber gesagt, haben wir noch nie gehört; wir finden das Alles so natürlich, einfach, vernünftig, schön und christlich, daß wir nur wünschten, es hätten es auch alle unsere übrigen Mitbürger und Konfessions-Verwandten gehört. Wir könnten nach dem uns früher ertheilten Religions-Unterrichte uns versucht fühlen, in Ihre Darstellung der Lehre der katholischen Kirche über diesen Punkt Zweifel zu setzen; aber Ihr Amt schließt bei uns jeden derartigen Zweifel aus, und so bleibt uns nichts übrig, als daß wir Ihnen wiederholt für die lehrreichen Worte danken. Ich erwiederte das Geeignete und so war die Sache abgethan.

Mit einem derselben (er war Lehrer an einer höheren Schule und er zeigte für religiöse Gegenstände ein besonderes Interesse) traf ich Tags darauf, einige Stunden vor meinem Scheiden, nochmals zusammen. Ohne daß ich mich's versah, kam er wieder auf den besprochenen Vortrag zurück, und er bat mich — und wie ich nicht zweifeln konnte, aus aufrichtiger und wohlmeinender Absicht — noch über zwei Punkte um Aufklärung; da diese, wie er sagte, in meinem gestrigen Vortrage nicht berührt worden wären.

Der erste Punkt betraf das vor Kurzem vom Papste Pius IX. erklärte Dogma von der unbefleckten Empfängniß Marien's. Dadurch, meinte er, werde doch wohl Mariä zu viel Ehre angethan; sie erscheine ja dadurch als der Erlösung wirklich nicht bedürftig und theile mit Christus sein höchstes Vorrecht, die Sündelosigkeit, kurz, sie werde dadurch zu etwas Uebermenschlichem, zu einer Art Göttin gemacht.

Ich erwiederte ihm kurz: Hätten Sie, mein Lieber, das apostolische Schreiben, worin der gegenwärtige Papst Pius IX. die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Marien's erklärt und promulgirt, Sich selbst näher angesehen, so hätten Sie darin die Antwort auf Ihr Bedenken selbst gefunden. Heißt es doch darin ausdrücklich: „Die seligste Jungfrau sei im ersten Augenblicke ihrer Empfängniß, durch eine besondere Gnade des allmächtigen Gottes, mit Rücksicht auf die Verdienste Jesu Christi, des Welterlösers, vor der Befleckung der Erbsünde bewahrt worden.“ Ich meine, das wäre deutlich genug geredet. Wenn sie mit Rücksicht auf die Verdienste Christi, ihres Sohnes, mit der Gnade ist ausgestattet und vor der Befleckung der Erbsünde ist bewahrt worden, so wird sie doch Christo ihrem Sohne wahrhaftig nicht gleichgesetzt oder in eine Göttin umgewandelt. Als Göttin wäre sie von Natur heilig und hätte der Heiligung durch die Gnade nicht bedurft. Wer Gnaden empfangen muß, hat sie nicht von vornherein, und wer erst durch die Gnade heilig wird, ist es nicht von Natur. Dieselbe Gnade, die uns von der Sünde gereinigt hat, hat sie vor der Sünde bewahrt und im voraus, noch ehe sie mit der Sünde befleckt war, sie geheiligt. Es war also, wenn ich mich so ausdrücken darf, von ihrer Seite nur eine Vorherwegnahme der erlösenden, uns durch Christus verdienten Gnade, wodurch sie gleich in ihrer Empfängniß, d. h. im ersten Augenblicke, wo ihre Seele erschaffen und ihr eingegossen wurde, geheiligt worden ist. Einer ähnlichen Vorherwegnahme begegnen wir auch bei Johannes, dem Täufer, der bekanntlich im Mutterleibe geheiligt wurde, — und wir haben also hier, was die Zeitordnung betrifft, einen schönen Stufen-

Gang: Maria, die Mutter Christi, gleich im ersten Augenblicke ihres Daseins geheiligt und von der Sünde nicht berührt; Johannes, der Vorläufer Christi, im Mutterleibe und noch vor seiner Geburt geheiligt; wir Andern, die Diener und Knechte Christi, nach unserer Geburt, durch die Taufe geheiligt. Die in ihrer Himmelfahrt vorherweggenommene Glorie des Leibes steht mit dieser in ihrer Empfängniß vorherweggenommenen Gnade offenbar in Verbindung. Daß Maria freilich in ihrer Heiligung auch ein größeres Maaß von Gnade empfangen, wird von uns nicht bezweifelt, aber das ändert hier nicht den eigentlichen Frage=Punkt. Hierüber also, daß Maria durch jenes Dogma zu einem übermenschlichen Wesen, zu einer Art von Göttin gemacht werde, hierüber brauchen Sie Sich keine Sorge zu machen. Es ist allerdings ein großes Vorrecht, das ihr durch diese ihre Heiligung in ihrer Empfängniß verliehen worden ist, aber auch dieses Vorrecht ist ihr nur verliehen worden um Christi, ihres Sohnes willen. Sie sollte als zweite glücklichere Eva (denn so nennen sie die hl. Väter) nicht von vornherein tiefer gestellt werden, als die erste, die auch gleich von Anfang ihres Daseins an geheiligt worden war, sie sollte als Mutter des Schlangenüberwinders von dem Bisse der Schlange selbst nicht verwundet und auch nicht einen Augenblick unter deren Einfluß gestellt werden, sie sollte, unbefleckt an Leib und an Seele, ein reiner Tempel des Reinsten sein, zumal dieser Reinste in ihr nicht bloß wohnen, sondern auch aus ihr sein reinstes Fleisch hernehmen wollte, um es am Kreuze für unsere Sünden zu opfern. Auch die wiederhergestellte Unschuld liebt er, und den Sündern ist er unaufhörlich nachgegangen; aber wenn tausend, die er mit seinem Blute

reingewaschen, seine Gefährtinnen sind, so wollte er doch nur diejenige als vertrauteste Freundin und Mutter erwählen, die ganz schön war, und an der nichts war, was den üblen Nachgeschmack von etwas früher Feindseligem hatte. Wer unter diesem Gesichtspunkte unser Geheimniß betrachtet, wird keine Ursache haben, dagegen sich zu ereifern; und er wird die Perle, welche die Mutter schmückt, dem Heilande nicht geraubt sehen, da deren Glanz ja auf ihn selbst zurückstrahlt und da in der Glorie der Mutter nur um so mehr die Glorie des Sohnes erscheint. Und gewiß wußten daher auch die protestantischen Prediger nicht, was sie sagten, als sie durch das von unserm heiligen Vater Pius IX. der Welt verkündigte Dogma die Brücke zwischen Katholiken und Protestanten vollends abgebrochen erklärten. So hat Luther selbst nicht geredet, der vielmehr (was aber die gedachten Eiferer wohl nicht gewußt) seinen Glauben an dieses Geheimniß unverhohlen in recht klaren und deutschen Worten ausgesprochen hat.

Der zweite Punkt, den mir der obige Freund noch vorlegte, betraf die Canonisation oder Heiligsprechung, wie sie von der Kirche oder ihrem Oberhaupte geübt werde. Daß man diejenigen, meinte er, als Heilige verehre, welche der Mund Christi selbst heilig gesprochen, wie etwa seine Mutter, seine Apostel und andere, die auf Erden seine treuen Gefährten oder Gefährtinnen gewesen und seiner besondern zärtlichen Liebe sich erfreut: dagegen würde wohl ein ordentlicher Christ nichts einzuwenden haben; aber wer bürge uns denn für die Heiligkeit und jetzige Seligkeit derjenigen, welche die, doch nicht allwissende, Kirche heilig spreche, und ob nicht durch eine solche Heiligsprechung auf Erden in's Gericht Gottes eingegriffen werde.

Ich nahm in meiner Erwiederung auf die mir vorgelegte Frage gleich die letzten Worte wieder auf; und, weit entfernt, sagte ich, daß die kirchliche Heiligsprechung ein Eingriff in's Gericht Gottes ist, ist sie vielmehr eine förmliche und feierliche Anerkennung des Gerichtes Gottes, ein öffentliches Zeugniß von demselben. Denn obgleich Gott das Gericht, das er über alle Einzelnen von uns im Augenblicke unsers Todes fällt, im Allgemeinen erst am jüngsten Tage offenbar macht und vor aller Kreatur kundthut, so hat er sich doch vorbehalten, über einzelne seiner hinübergeschiedenen Auserwählten dieses sein unfehlbares Gericht uns schon im voraus kund zu thun. Bei dieser schon vorläufigen Offenbarung seines Gerichtes, m. a. W. der Herrlichkeit seiner hinübergeschiedenen Diener hat er natürlich auch seine weisen und liebevollen Absichten. Er will, indem er uns die Herrlichkeit seiner Diener zeigt, ihr uns hinterlassenes Tugendbeispiel desto wirksamer für uns machen. Dieses sein Gericht über seine von uns abgeschiedenen Diener thut er uns aber kund durch oft zahlreiche Wunder, die er durch dieselben während ihres Lebens und noch mehr auf deren Anrufung nach ihrem Tode wirkt. Und wenn daher die Kirche diejenigen, bei denen außer ihren heroischen Tugenden solche klar erwiesenen Wunder vorliegen, heilig spricht, so thut sie nichts, als daß sie das Gottes-Gericht oder Gottes-Urtheil anerkennt und demselben gleichsam zustimmt. Der kirchlichen Heiligsprechung geht deßhalb stets eine oft Jahrhunderte dauernde Prüfung oder Untersuchung (der Canonisations-Prozeß genannt) über die heroischen Tugenden der heilig zu sprechenden Person und die durch sie oder auf ihre Anrufung geschehenen Wunder voraus. Und mit welcher Genauigkeit, Gründ-

lichkeit und Strenge die Kirche bei dieser Untersuchung zu Werke geht, ist auch von sachkundigen Protestanten mehr als einmal anerkannt worden. So wird uns, um nur hier ein paar Beispiele anzuführen, durch Collet, den Lebensbeschreiber des hl. Vincenz von Paul, von einem Wunder berichtet, das auf Fürbitte dieses Heiligen an einer Engländerin (Louise Elisabeth Sackville), die bei einem Protestanten (Haye) wohnte, geschehen war. Selbst dieser Protestant konnte sich die plötzliche und dauerhafte Heilung dieser Dame nicht anders als durch ein Wunder erklären und nicht minder dessen Frau, welche, als Augenzeugin dieser Heilung einer an sich unheilbaren Krankheit, hierüber sofort ein schriftliches Zeugniß ausstellte. Und gleichwohl hielt die hl. Kongregation zu Rom das Faktum nicht für genug erwiesen, um als Wunder zugelassen zu werden. Ein ähnliches Faktum wird uns von P. Daubenton im Leben des hl. Franz Regis mitgetheilt. Ein geistvoller protestantischer Engländer, der nach Rom gekommen war, hatte hier die Freundschaft eines Römischen Prälaten sich erworben. Dieser theilt ihm eines Tages die Beweisakten für mehrere Wunder zum Durchlesen mit. Nachdem er sie genau durchgesehen, stellte er sie dem Prälaten mit den Worten zurück: wenn alle Wunder, die man in der Kirche anerkennt, durch so evidente und authentische Zeugnisse erhärtet sind, als diese hier, so könnten auch wir sie ohne Weiteres anerkennen, und ihr Katholiken wäret all' der Spöttereien überhoben, denen eure Wunder bei uns ausgesetzt sind. „Nun gut", erwiederte ihm der Prälat, „von allen diesen hier ist nicht ein einziges durch die Congregation als hinlänglich erwiesen anerkannt worden".

So genau also nimmt man's in Rom mit der Un-

tersuchung der zur Heiligsprechung erforderten Wunder. Wenn man freilich an die Möglichkeit der Wunder von vornherein nicht glaubt, dann ist alles weitere Reden über diese Sache unnütz. Dann sollte man aber auch nicht mehr vom Glauben an einen persönlichen Gott, geschweige an Christus, den menschgewordenen Gott, reden.

Sie sehen also, mein Herr, fuhr ich fort: mit der kirchlichen Heiligsprechung ist es nicht so übel bestellt. Es werden dadurch von der Kirche keine neue Heilige gemacht, die sind schon von Gott gemacht, oder Heilige in den Himmel erst erhoben (das ist eine Sache, die die Kirche ebenfalls nichts angeht; und hierauf bezügliche schaale Witze protestantischer Prediger und Theologen sind schlecht angebracht*): sondern es wird dadurch von der Kirche nur feierlich erklärt, daß die und die als Heilige zu verehren sind, kurz es wird das Urtheil, das Gott gefällt, von der Kirche nur anerkannt und gleichsam bestätigt. An Bürgschaft, daß diese kirchliche Anerkennung des göttlichen Urtheils auf Wahrheit beruhe, m. a. W. daß diejenigen, die die Kirche heilig spricht und uns zur Verehrung aufstellt, auch wirklich heilig seien, fehlt es nicht. Die eben genannte unerbittliche Strenge der Untersuchung, womit die Kirche hier zu Werke geht, ist uns dafür schon Bürgschaft genug. Wir zweifeln aber auch nicht, daß die Kirche hier, wo es sich um eine Sache handelt, die mit dem öffentlichen Gottesdienste und der Moral so eng zusammenhängt, sich auch noch eines besondern göttlichen Beistandes erfreut, den sie sich durch lange und inbrünstige Gebete dazu erfleht. Und wenn es daher auch kein Glaubens-

*) Vergl. Hase a. a. O. S. 316.

Dogma ist, daß dieser oder jener Heiliggesprochene zu den Heiligen des Himmels wirklich gehöre (ein Glaubens-Dogma ist es deßhalb nicht, weil es in der göttlichen Offenbarung nicht enthalten ist), so fühlt sich doch jeder wahre Katholik nicht allein verpflichtet, daran zu glauben; sondern er wird auch gern daran glauben.

Hiermit war unsere Unterredung zu Ende. Ich verabschiedete mich und schied auch bald darauf aus dieser Stadt, aus der ich nicht allein von den Katholiken, sondern auch von vielen Protestanten so viele liebe theure Erinnerungen mitnahm, und an die ich immer noch gern zurückdenke. Ich hatte mich hier auf's neue überzeugt: daß es nur Mißverständnisse sind, welche die ehrlichen Protestanten uns und unserer Lehre abgeneigt machen, und daß man die katholische Wahrheit nur bekämpfen kann, wenn man sie entstellt. Aber um so mehr wehe denjenigen, die sie entstellen! Sie versündigen sich nicht allein an der Wahrheit, deren Erkenntniß sie Andern rauben und die sie gewaltsam unterdrücken, sie versündigen sich auch an dem Frieden der Confessionen. Ja sie, und nur sie allein, die Verfälscher der Wahrheit, sind auch die eigentlichen Friedensstörer. Und doch sind sie ungerecht genug, das Blatt umzukehren und uns diesen Namen anzuhängen, weil wir nicht gutmüthig genug sind, uns, um mich dieses gemeinen Wortes zu bedienen, das Fell über die Ohren ziehen zu lassen.

Die Kunst der Schönfärberei haben wir für unsere Lehre nicht nothwendig, wir brauchen ihnen bloß die schauderhafte Maske, womit man sie verunstaltet, abzuziehen und ihnen ihr natürliches Ansehen wiederzugeben. Diejenigen, denen es wirklich um Wahrheit zu thun ist, finden

sie dann schön und annehmlich genug. Sie, die uns angreifen, müssen zur Lüge und Verläumdung ihre Zuflucht nehmen, unsere Vertheidigung besteht bloß darin, daß wir uns zeigen, wie wir sind. Wenn man uns aber auch dieß Recht der Selbstvertheidigung noch abschneiden will, so hört freilich alles auf.

Und so wiederhole ich denn, geliebte protestantische Freunde, an Euch die Bitte, daß Ihr prüfen möget. Prüfet und vergleichet, was Eure Theologen und Prediger aus unserer Heiligen-Verehrung gemacht, und was sie in Wirklichkeit ist.

Der Eine sagt: „ihr machet die Heiligen zu Göttern", und wir erklären, daß zwischen Gott und seinen Heiligen ein Unterschied ist, wie zwischen Tag und Nacht, daß Gott immer der allmächtige Schöpfer und Herr, und die Heiligen nur Geschöpfe aus Nichts, und immer nur Diener und Knechte Gottes sind, die Alles, was sie haben, Gott zu verdanken haben, selbst ihre Verdienste und Tugenden, die Gott in ihnen nur als seine eigenen Geschenke krönt.

Ein Anderer sagt: „die Verehrung der Heiligen thut der Verehrung Gottes Eintrag": und wir erklären, die Verehrung der Heiligen ist selbst nur ein Theil, oder eine Art der Verehrung Gottes, weil sie auf Gott, als ihr letztes Ziel zurückgeht, weil in den Heiligen Gott selbst verehrt wird, der sie heilig und herrlich gemacht hat.

Wieder ein Anderer findet in dem Ruhme der Heiligen wenigstens eine Schmälerung des Ruhmes Jesu Christi: wir aber sagen, ein Christus ohne Heilige, ein Erlöser ohne Erlös'te ist uns ein Unding. Und so wenig der Ruhm eines Werkes den Ruhm des Werkmeisters, oder der Ruhm eines Kunstwerkes den Ruhm des Künstlers,

so wenig kann der Ruhm der Heiligen den Ruhm Christi verdunkeln, wohl aber ihn erheben.

Ein Anderer sagt wieder: „aber dieser euer schrecklicher Bilder- und abgöttischer Reliquien-Dienst“! Und wir finden in diesem Dienste, oder besser in dieser Verehrung der Bilder und Reliquien der Heiligen nichts Schreckliches oder gar Abgöttisches, wohl aber viel Natürliches, christlich Menschliches und Erhebendes. Ihr lieben Protestanten seid auch mittlerweile auf einem Umwege zu dieser unserer Art zu denken und zu fühlen zurückgekehrt. Ihr laßt, was die Bilder betrifft, Eure Kirchen, damit sie nicht so nackt und kahl seien, auch wieder mit schönen Bildern Christi und der Heiligen ausschmücken und Ihr bekennt, daß die calvinische Bilder-Zerstörungssucht doch etwas stark nach Vandalismus und Barbarei schmeckt und der Religion so wenig, wie der christlichen Kunst Vortheil gebracht hat. Was aber die Reliquien betrifft, so sind es, wenn auch nicht gerade Heiligen-Reliquien, doch dafür andere Reliquien, die Ihr sehr in Ehren haltet und sie oft mit theurem Gelde erwerbt.

Wieder ein Anderer sagt: „aber wozu doch nur diese Anrufung der Heiligen. Wendet euch doch an Christus, oder an Gott selbst; der ist ja doch euch zu helfen gütig und mächtig genug“. Wir antworten, an der Güte und Macht Gottes zweifeln wir auch nicht, wir zweifeln nur an uns und haben ein bescheidenes Mißtrauen gegen die Würdigkeit unserer armseligen Gebete. Wir kommen deßhalb gleichsam, wie ein alter Kirchenschriftsteller sich ausdrückt, zu Gott mit bewaffneter Mannschaft, d. h. mit Begleitern, von denen wir gewiß wissen, daß sie in den Augen Gottes der Erhörung würdiger sind, als wir

und daß, wenn wir vereint mit ihnen beten, unser Gebet Gott angenehmer ist und eher von ihm erhört wird.

„Aber die Heiligen wissen ja doch, weil sie nicht allwissend sind, um eure Gebete nicht", und „wer hat euch denn geoffenbart (stellt an uns Calvin die rohe Frage), daß die Heiligen so lange Ohren haben, um unsere Stimme zu vernehmen" *). Uns, antworten wir, machen solche Fragen kein Kopfzerbrechen. Gott theilt den Heiligen die bei ihm sind und seine Wesenheit schauen, nur einen Tropfen himmlischen Wissens und Erkennens mit, und „der langen Ohren" bedarf es für sie nicht mehr.

„Aber Maria wenigstens ehrt ihr doch als eine Art Göttin, die ihr über Himmel und Erde erhebt." Wir erheben sie allerdings, antworten wir, über Himmel und Erde, aber als Göttin ehren wir sie deßhalb doch noch nicht. Wir halten sie zwar für das erste und schönste Geschöpf Gottes, für einen wahren Ausbund geschöpflicher Schönheit, für ein wahres Meisterwerk des göttlichen Künstlers, des hl. Geistes, aber immer doch noch für ein bloßes Geschöpf, das vom allmächtigen Schöpfer und Herrn noch unendlich weiter absteht, wie die Erde vom Himmel; und wenn wir sie ehren und lieben, ehren und lieben wir in ihr nur wieder ihren göttlichen Sohn selbst, wir ehren in ihr Gott den himmlischen Vater, dessen geliebte Tochter, den hl. Geist, dessen keusche und reine Braut sie ist.

„Wer sagt denn aber eurer Kirche oder deren Oberhaupte, dem Papste, „daß sein durch so vielfache menschliche Vermittelung bedingter Spruch wirklich eine Rangerhöhung im Reiche der Seligen hervorzubringen vermöge,

---

*) Instit. III. 20, 24.

und wiederum, daß diese nicht stattfinde, wenn eine in Rom beabsichtigte Heiligsprechung aus fremdartigen politischen Gründen, etwa wie die Bellarmin's durch den Widerspruch der französischen und spanischen Krone, verhindert wird, also unser Herr Christus selbst da, wo sein Statthalter den guten Willen dazu hat, durch Rücksichten auf das spanische Cabinet in der Zusammensetzung seines himmlischen Hofstaates beengt werde"*). Auch diese Schmach oder, soll ich lieber sagen, Rohheit, sagt man uns in's Angesicht: und ich habe schon vorhin darauf geantwortet, daß es sich bei der Heiligsprechung gar nicht erst um eine Hinaufversetzung von Jemanden in den Himmel, oder um eines Heiligen Rangerhöhung im Himmel handelt, sondern daß es sich nur um eine kirchliche Erklärung handelt, daß Jemand wirklich in den Himmel hinaufversetzt sei, und daß diese kirchliche Erklärung nichts ist, als ein Nacherklären dessen, was Gott durch offenbare Zeichen und Wunder (und dazu ist ihm sein Arm auch heute noch nicht verkürzt) der Kirche vorerklärt hat, daß es nur die förmliche und feierliche Anerkennung eines Gottes-Urtheils ist.

Seht, geliebte protestantische Freunde, so stehen wir zu einander und so müssen wir uns immer mit Verdächtigungen, Entstellungen, Verläumdungen herumschlagen; und den Schmutz derselben von uns und unserer Lehre immer wieder abwaschen. Ich rufe Himmel und Erde zu Zeugen an, daß ich hier nur Wahrheit sage. Und wenn Ihr meint, ich hätte unsere Lehre anders dargestellt, als sie ist, ich hätte sie verzuckert oder versüßt, so seht Euch

*) Hase a. a. O. S. 316.

die urkundliche Darstellung unserer Lehre in unsern allgemeinen Koncilien, insbesondere im letzten allgemeinen Koncil von Trient selbst an, seht Euch unsern Römischen Katechismus, auch jeden andern für's Volk approbirten Katechismus oder jedes katholische Lehrbuch an. Ihr werdet dann finden, daß man Euch immer nur verfälschte Waare verkauft; daß man Euch aus unserer wahren Lehre immer nur einen Popanz macht, nur damit Ihr sie verkennt und Euch vor ihr fürchtet. In der That ist sie aber weder fürchtens- noch verabscheuenswerth. Sie paßt auch für jede Zeit und für jede Bildungsstufe und wird nie alt. Und wenn die Träumereien und Meinungen, womit man sie unterdrücken will, längst nicht mehr sein werden, wird sie noch sein und Christus wird dann noch immer mit seinen Heiligen im Himmel herrschen!

VII.

Die katholischen Klöster.

„Aber eure religiösen Orden, die Mönchs- wie die Nonnen-Orden, die könnte man doch heut zu Tage wohl füglich entbehren", sagte mir noch vor ganz Kurzem im Eifer des Gesprächs ein ebenso unterrichteter als sonst billig denkender protestantischer Edelmann. Ich gebe zu, fuhr er fort, auch diese religiösen Orden hatten einst ihre Zeit. Damals war ihre Zeit, als Sümpfe auszutrocknen, undurchdringliche Wälder zu lichten, wüste Landesstrecken urbar zu machen waren, und was sie hier zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft geleistet, ist gewiß aller Ehre werth. Und nicht auf die Landes- und Boden-Kultur allein schränke ich ihre Verdienste ein. Herzlich gern unterschreibe ich vielmehr, was unser Herder in seinen Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit (gegen Ende des 17. Buches) unter Andern zum Lobe der Benedictiner sagt: „In allen Gattungen der Litteratur thaten sie, was mönchischer Fleiß thun konnte: einzelne Männer haben eine Bibliothek geschrieben, und ganze Kongregationen es sich zur Pflicht gemacht, durch Erläuterung und Herausgabe zahlloser Werke insonderheit des Mittelalters auch litterari-

sche Wüsteneien urbar zu machen und zu lichten. Ohne den Orden Benedikts wäre vielleicht der größte Theil der Schriften des Alterthums für uns verloren." Auch die Verdienste, die sich die religiösen Orden in den mittleren rohen, barbarischen Zeiten um Erziehung der Jugend in Volksschulen und in gelehrten Schulen, um Verbreitung des Christenthums und um dessen Befestigung in den Ländern, worin es sich verbreitet, so wie um so manche Anstalten christlicher Liebe und Wohlthätigkeit erworben haben, sollen ihnen mit nichten verkümmert werden. Aber alles in der Welt hat seine Zeit und die Zeiten des Mönchthums sind vorüber. Die Dienste, die es der menschlichen Gesellschaft ehemals geleistet, werden jetzt ebenso gut von andern Händen besorgt oder sind auch wohl durch die veränderten Verhältnisse ganz unnöthig und unnütz geworden. Und unser Jahrhundert hat nun einmal für mönchisches Leben und Wirken, und wäre es auch noch so wohlgemeint, keine Sympathien mehr und man sollte sich Ihrerseits dem Strome des Zeitgeistes nicht mit Gewalt entgegenstemmen, und ein einmal abgestandenes und abgestorbenes Institut nicht durch Parforce-Mittel wiederbeleben wollen. Höchstens könnten wir uns wohl noch die mit Liebes-Werken beschäftigten Orden, namentlich eure barmherzigen Schwestern gefallen lassen, denn daß diese, die in den Spitälern die Kranken um Gottes willen bedienen, diesem Dienste sich mit mehr Liebe und Aufopferung unterziehen, als die bezahlten Wärter und Wärterinnen, hiervon haben eigene Erfahrungen mich hinlänglich überzeugt. Ich habe daher auch das gewaltsame Vorgehen verschiedener Regierungen oder Volksvertretungen gegen dieselben sehr mißbilligt, und der staatlichen Unterdrückung der religiösen

Orden, auch derjenigen, die ich nicht mehr für zeitgemäß halte, rede ich überhaupt nicht das Wort. Man kann vom Staate nicht verlangen, daß er euren Orden einen besondern Schutz angedeihen lasse, ihnen Vorrechte und dgl. bewillige, aber daß er sie, wofern sie keine staatsgefährlichen Zwecke verfolgen, dulde und ruhig gewähren lasse, das ist das Wenigste, was man von ihm verlangen kann, wenn überhaupt Gewissens- und Religions-Freiheit bei ihm kein leeres Wort, oder vielmehr kein Lügen-Wort sein soll, denn freilich haben diese Worte im Munde derjenigen, die heut zu Tage am meisten darauf pochen, nur den Sinn: Freiheit der religiösen oder vielmehr irreligiösen Ansichten für uns, für alle Andern, die nicht mit uns halten, Bannfluch und Unterdrückung. So ist es mir z. B. geradezu als eine Lächerlichkeit vorgekommen, daß das Frankfurter Parlament im § 1. seiner Reichsverfassung allen deutschen Bürgern Religions- und Gewissens-Freiheit garantirt und im § 2. die Jesuiten und Redemptoristen für geächtet erklärt. Andere deutsche Regierungen oder Kammern sind leider diesem unnoblen Beispiele gefolgt und haben sich im Namen der Freiheit einer ebenso großen Unfreisinnigkeit schuldig gemacht: aber Gott Lob in unserm lieben Preußen ist allen Religionen, auch den religiösen Orden Ihrer Kirche, sie mögen einen Namen haben, welchen sie wollen, freier Raum und freie Luft gegönnt. Selbst die Jesuiten, mit denen wir Protestanten doch so manches abzurechnen haben und denen wir bei aller Anerkennung ihrer Gelehrsamkeit nie so recht trauen können, selbst sie gehen bei uns überall frei aus und ein. Haben sie doch sogar vor einigen Jahren in der Hauptstadt Berlin selbst ungehindert und ungekränkt eine Mission

abgehalten. Aber es freuet mich diese Freisinnigkeit unserer preußischen Regierung, und ich bin überzeugt, sie wird dieselbe nicht zu bereuen haben.

Ich danke Ihnen, Herr Baron, besonders für zwei Dinge, erwiederte ich. Ich danke Ihnen erstens für diese offene und unbefangene Anerkennung der Verdienste unserer religiösen Orden in früherer Zeit. Sie haben zwar hiermit nur einen Akt der Gerechtigkeit geübt; aber ich weiß, wie schwer es den Protestanten ist, unsern katholischen Instituten, seien sie älteren oder neueren Datums, nur gerecht zu werden. Ihre Erziehung, ihre Gewohnheiten von Kindheit an, ihre tägliche Unterhaltung und Umgebung, das alles versetzt sie in eine so ganz andere und von der unsrigen so ganz verschiedene Welt, daß sie dasjenige, was in dieser unserer Welt vorgeht, fast immer nur in verschobenen Bildern sehen, daß sie daher auch an die Geschichte und historische Vergangenheit unserer Kirche einen ganz andern Maßstab anlegen, als wir, so daß wir noch von Glück sagen können, wenn sie unsere Geschichte nicht geradezu böswilliger Weise verfälschen. Dieß ist die Ursache, warum wir uns immer fast verwundern und uns sehr darüber freuen, wenn ein protestantischer Geschichtschreiber die Geschichte unserer Kirche nicht durch die gefärbte Brille partheiischer Vorurtheile, sondern mit offenem freiem Auge ansieht und dann auch so viel Muth hat, offen zu bezeugen, was er gesehen hat. Er kann sich, obgleich er im Grunde nur eine Pflicht der Gerechtigkeit gethan hat, doch unserer wärmsten Dankbarkeit versichert halten. Zweitens danke ich Ihnen, lieber Herr Baron, auch dafür, daß Sie unsere religiösen Orden, wenn Sie dieselben auch nicht mehr für zeitgemäß halten, doch nicht

von Staats wegen mit Stumpf und Stiel ausgerottet wünschen, sondern vielmehr das Wort freier Duldung aussprechen, und es, wie ich überzeugt bin, damit auch redlich meinen. Mich hat das Gerede unserer sogenannten modernen Staats = Rechts = Künstler und Kammer = Redner, die die Freiheit immer im Munde führen, aber immer das Gegentheil derselben anstreben, schon längst angewidert. Ihr Freiheitsschwindel ist immer noch der nämliche, wie er einst in den revolutionären Hitzköpfen des französischen National = Konvents spukte. „Ihr habt eine feierliche Erklärung der Menschen = Rechte sanktionirt", ließ sich in der französischen National = Versammlung eines Tages Barnave vernehmen, „aber es gibt keinen Orden, der nicht durch sein Gelübde und durch seine Regel diese Rechte vernichtete. Ihr wollt freie Bürger haben: aber alle Mönche sind Sklaven. Ihr wollt Bürger haben, die nur der Nation, dem Gesetze und dem Könige unterworfen sind: aber die Mönche stehen unter auswärtigen Obern, deren Interesse meist den unsrigen entgegengesetzt ist. Man will uns rathen, sie um der öffentlichen Erziehung willen beizubehalten, aber kann es weise sein, die Bildung unserer künftigen Bürger Menschen zu überlassen, die aus allen häuslichen, bürgerlichen und politischen Verhältnissen herausgetreten sind! Oder ist es vielmehr nicht unnatürlich, die Lehrer der Wahrheit für unsere Jugend aus einer Menschen = Klasse zu nehmen, welche auf den Gebrauch der Vernunft, wenigstens auf ihren unumschränkten Gebrauch Verzicht gethan hat! Wahrhaftig, wenn uns die Aufhebung der Klöster noch Geld kosten sollte, anstatt uns welches einzutragen, dürften wir uns doch nicht darüber bedenken, denn es wäre dieser Versammlung unwürdig,

sie bloß als eine Finanzoperation zu betrachten, da Politik und Moral noch mehr dabei interessirt sind" *). Dieses gerade ist der Standpunkt, auf dem die genannten Freiheits-Helden auch heute noch herumreiten. Oft suchen sie ihre unfreisinnigen Absichten durch einen Schwall freisinnig klingender Redensarten wohl noch etwas mehr zu verhüllen, oft treten sie aber auch damit noch offener hervor; haben sie doch noch jüngst in einer deutschen Landes-Zeitung geradezu zum „Todtschlage der Jesuiten und aller ihrer Affiliirten" aufgefordert. Das ist doch noch deutsche Ehrlichkeit, und uns sogar noch angenehmer, als jene Heimtückerei, in der man nur Worte macht, um hinter denselben seine Gedanken zu verbergen.

Und hiermit verglichen, lieber Herr Baron, wie billig und nobel ist der Standpunkt, den Sie einnehmen. Und indem Sie für unsere religiosen Orden die staatliche Duldung fordern, sprechen Sie damit indirect zugleich aus, daß diese unsere Orden wenigstens in sich nichts Verkehrtes, Gefährliches oder gar Unsittliches seien. Denn leider ist uns auch die Schmach solcher Vorwürfe nicht erspart worden. Eure Prediger und Theologen scheuen sich nicht, uns mit solchen Vorwürfen zu überschütten. „Niemand", sagen sie, „ist berechtigt auf die Freiheit, die Gott ihm verliehen hat, verzichtend und den Führungen Gottes vorgreifend seine ihm noch unbewußte Zukunft auf solche Weise zu verpfänden . . . . Klostergelübde enthalten das gerade Gegentheil dessen, was naturgemäß dem freigebornen Menschen ziemt: er soll, wenn er's mit Ehren kann, so viel erwerben oder erben, um Niemand zur Last fallend die

*) Nach Hase a. a. O. 306. ff.

Mittel zu der seiner Fähigkeit gemäßen Wirksamkeit zu besitzen; er soll, wenn kein unverschuldetes Geschick dem entgegensteht, sich durch die Ehe ergänzen und fortleben in seinem Geschlechte, und er soll nur Gott in seinem Gewissen und dem Staatsgesetze unterthan auch in pflichtmäßigem Dienste frei und mündig werden. Das Kloster-Gelübde fordert von dem Allen das Gegentheil. Eine christliche, also vor allem auch sittliche Genossenschaft kann daher solche Gelübde gar nicht mit gutem Gewissen annehmen*).

Da haben wir armen Katholiken nun unsern Theil. Unsere Klostergelübde sind unsittlich und die Kirche, die die Klostergelübde annimmt, handelt unsittlich. Nur ein Glück für uns, daß dasjenige, was diese Herrn das Bewußtsein oder den Geist der Zeit nennen, im Grunde „der Herrn eigner Geist ist, in dem die Zeiten sich bespiegeln",**) und daß dieser Geist vor Allem nicht der Geist Christi und seines hl. Evangeliums ist. Erlauben Sie mir, lieber Herr Baron, daß ich mich hierüber genauer erkläre. Ich kann so, indem ich uns feindliche und feindselige Ansichten zurückweise, Ihre eigenen uns doch auch nur zum Theile freundlichen Ansichten berichtigen. Doch will ich Ihre Geduld nicht auf eine zu harte Probe setzen, und daher weder weit ausholen, noch Sie mit allzuviel theoretischer Gründlichkeit langweilen. Um kurz zu sagen, um was es sich handelt: so können Sie, lieber Herr Baron, mitsammt Ihren uns so feindlich gesinnten Predigern und Theologen unseren religiösen Orden nicht eher vollkommen gerecht werden, bis Sie Sich die christliche Lehre von den Gelübden und den evangelischen

*) Hase a. a. O. S. 308. ff.
**) Göthe's Faust. I. Thl.

Räthen zu eigen gemacht. Daß Sie Sich in diese Lehre noch nicht gefunden, nehme ich Ihnen fast nicht übel. Ihren Theologen aber nehme ich es sehr übel, daß sie so viele erbärmliche Winkelzüge machen, um sich an der Wahrheit, die hier so klar vorliegt, vorbeizuarbeiten. Alles, was z. B. an der eben angezogenen Stelle gegen unsere Kloster-Gelübde gesagt ist, ist von Anfang bis zu Ende unwahr, wenn das Christenthum wahr ist. Denn die Kloster-Gelübde sind eben nichts anders, als die freiwillig übernommene Verpflichtung zu den drei evangelischen Räthen, und diese sind gewiß etwas durch und durch Christliches, etwas wahrhaft Evangelisches. Die drei Kloster-Gelübde sind bekanntlich das Gelübde der freiwilligen Armuth, das Gelübde der Keuschheit und das Gelübde des Gehorsams (im engern Sinne). Vernehmen Sie nun, was unser Heiland im Evangelium dem reichen Jünglinge sagt. Dieser hatte ihn erst gefragt, was er thun müsse, um in's ewige Leben einzugehen, und als er mit der Antwort, die er empfangen, daß er dazu die Gebote Gottes beobachten müsse, nicht zufrieden, unserm Herrn erklärt, daß er die Gebote Gottes von Jugend an beobachtet, und mit der weitern Frage in ihn dringt, was ihm nun noch zu thun übrig bleibe, erhält er die Antwort: „Willst du vollkommen sein, so gehe, verkaufe, was du hast und gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach" *). Hier haben wir, wir mögen wollen oder nicht, an einer Stelle zwei solcher evangelischen Räthe: die freiwillige Armuth und die Nachfolge Christi im engeren Sinne. Alles Deuteln an dieser Stelle,

*) Matth. 19, 16—21.

um diese evangelischen Räthe bei Seite zu schaffen, hilft nichts. Christus empfiehlt hier dem Jünglinge etwas, was über den Geboten hinausliegt; — denn von den Geboten, daß diese zu beobachten seien, um in's ewige Leben einzugehen, war ja dem Jünglinge das Nöthige schon gesagt worden; und erst, als derselbe erklärt, daß er die Gebote von Jugend an beobachtet und dann abermals fragt, was ihm nun noch fehle: erhält er vom Herrn die eben erwähnte Antwort. Daß also unser Heiland in den Worten an den Jüngling: „verkaufe alles was du hast und gib es den Armen", für ihn kein Gebot aussprechen wollte, zeigt der ganze Zusammenhang der Stelle. Auch durch die Wendung: „willst du vollkommen sein, so verkaufe alles u. s. w.", und dadurch, daß dem Jüngling als Lohn nicht einfach das ewige Leben, sondern ein Schatz im Himmel d. h. eine höhere Stufe der Seligkeit verheißen wird, — wird dieß außer Zweifel gestellt.

Die freiwillige Armuth wird also dem Jünglinge hier nicht geradezu zur Pflicht gemacht, zu einer Pflicht, von deren Erfüllung für ihn die ewige Seligkeit abhinge, sie wird ihm vielmehr als etwas vorgestellt, was über dem Kreise seiner Pflichten hinausliegt, was ihn zur Vollkommenheit hinführt und ihm die Aussicht auf Erlangung einer höheren Stufe der Seligkeit gibt. Und eben dieses versteht man in der theologischen Sprache unter einem Rathe. Also die freiwillige Armuth ist in der Antwort unsers Heilandes der erste Rath, der dem Jünglinge ertheilt wird. Der zweite Rath, der ihm ertheilt wird, ist die Nachfolge Christi: „Verkaufe alles, was du hast, gib es den Armen und folge mir nach". Mit dieser Nachfolge ist nämlich nicht die allgemeine Nachfolge Christi gemeint, wie je-

der Christ sie schuldig ist, sondern die Nachfolge Christi im engeren Sinne, wie sie der hl. Petrus versteht, wenn er sagt: „Siehe, o Herr, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt“, und wie man sie übt, wenn man in höherm religiösem Interesse auch in Absicht auf erlaubte Dinge, hinsichtlich deren man frei verfügen kann, ohne sich deßhalb mit dem göttlichen Gesetze in Widerspruch zu setzen, seinen Willen an den Willen Christi oder seines Stellvertreters, eines menschlichen Obern, hingibt.

Diese engere Nachfolge Christi ist also wieder ein Rath, denjenigen ertheilt, die nach der Vollkommenheit streben und sich im Himmel einen Schatz erwerben wollen.

Der dritte evangelische Rath, die um Christi willen gewählte Ehelosigkeit, findet sich in der hl. Schrift, sowohl im Evangelium, als auch in den Briefen des Apostels Paulus ebenfalls klar ausgesprochen; denn der Heiland sagt geradezu: „Es gibt Verschnittene um des Himmelreichs willen — wer es fassen kann, der fasse es“*); und der hl. Paulus nennt an der Stelle, wo er die Ehelosigkeit um Christi willen empfiehlt, dieselbe geradezu im Gegensatz zum Gebote einen Rath. „Wegen der Jungfrauen“, sagt er, „habe ich kein Gebot vom Herrn, einen Rath aber gebe ich euch . . . der Unverehelichte ist bedacht auf das, was des Herrn ist, wie er Gott gefallen möge; der Verehelichte aber ist bedacht auf das, was der Welt ist und wie er dem Weibe gefallen möge, er ist getheilt.“ „Wer seine Jungfrau verheirathet, der thut wohl, und wer sie nicht verheirathet, der thut besser“. . . . „Seliger wird sie sein nach meinem Erachten, ich glaube aber auch den

*) Matth. 19, 20.

Geist Gottes zu haben."*) Diese drei evangelischen Räthe (sie heißen eben evangelisch, weil sie sich im Evangelium ausgesprochen finden) haben wir also nun einmal, und aus dem Evangelium wegbringen lassen sie sich nicht. Es gibt freilich auch noch andere sittliche Räthe: denn im Grunde entspricht einer jeden christlichen Pflicht ein Rath. Das Gesetz des Evangeliums ist das Gesetz der Freiheit, und als solchem ziemt es ihm, daß, wenn es in Absicht auf diejenigen Dinge, die zu unserm Heile wesentlich erforderlich sind, unsern Willen durch feste unabänderliche Gebote bindet, es auf der andern Seite auch unserer Liebe und Begeisterung einen freien Spielraum läßt. Alles menschenmögliche Gute in die Grenze der strengen Pflicht bannen wollen, heißt dieser freien christlichen Liebe und Begeisterung die Fittige abschneiden. Ohnehin widerspricht eine solche Lehre unserm christlichen Gefühle und dem gesunden Menschenverstande. Denn wenn alles Gute, was ich etwa im Schwunge christlicher Begeisterung verrichte, Pflicht ist, wozu spricht man von einer heroischen Tugend? Und habt ihr denn, die ihr überall nur den engen Maßstab der Pflicht anlegt und unsere katholische Lehre in der Theorie bekämpft, nicht schon hundertmal selbst dieses Wort ausgesprochen und also dadurch eurer verneinenden Lehre in's Angesicht geschlagen? Oder glaubt ihr denn, die barmherzige Schwester, die nicht achtend ihre edle Herkunft, und auf die erlaubten Freuden und Ehren der Welt verzichtend, sich Tag und Nacht in die Spitäler einschließen läßt, in selbstaufopfernder Liebe die von den Glücklichen der Welt gemiedenen Kranken bedient, ekelhafte Wunden

*) 1. Kor. 7.

verbindet, und die letzten Stoßseufzer der Sterbenden erwiedert, — glaubt ihr denn wirklich, daß sie damit nur eine nothwendige Pflicht erfülle? Aber warum bewundert man denn eine solche heroische Nächstenliebe, wenn sie nichts ist, als Pflicht und wenn mithin alle diejenigen, die sie nicht in dieser Art und in diesem Grade üben, pflichtwidrig handeln? Auch in diesem Augenblicke eilen, von patriotischer und christlicher Liebe beflügelt, ganze Schaaren solcher barmherzigen Schwestern und Brüder auf den Kriegsschauplatz nach Schleswig-Holstein hin, um verwundete Soldaten zu verbinden und den Sterbenden beizustehen. Würden wir sie vielleicht pflichtvergessen nennen, wenn sie, statt die Beschwerden eines solchen Dienstes zu übernehmen, ruhig zu Hause hinter dem Ofen sitzen blieben, und durch das Lesen der Zeitungs-Nachrichten vom Kriegsschauplatze, vielleicht auch durch etwas Charpie-Zupfen ihre patriotische oder christliche Theilnahme bekundeten? Wirklich etwas Unnatürlicheres und Abgeschmackteres kann es nicht geben, als eine Lehre, die alles menschenmögliche Gute auf den strengen Begriff Pflicht reducirt und mithin die Möglichkeit guter, über die Pflicht hinausgehender Handlungen läugnet. Dadurch hebt man den Gradunterschied der Tugend und mithin auch den Gradunterschied der Sünde und des Lasters auf und kommt zu der abgeschmackten heidnisch-philosophischen Lehre, es sei einerlei, ob man eine Mücke tödte oder einen Menschen morde. Gott Lob, daß sich unsere Fürsten, wenn sie zur Belohnung der patriotischen Tugenden ihre Auszeichnungen vertheilen, und unsere Gerichte, wenn sie ihre Straferkenntnisse erlassen, sich um die Weisheit der protestantischen Theologen blutwenig kümmern.

Also — es gibt allerdings noch viel mehr Räthe, als die oben genannten drei evangelischen; aber sie lassen sich alle mehr oder weniger auf die drei genannten zurückführen, und für unsern Zweck genügt es, auf diese drei allein hinzuweisen. Denn sie eben sind der Gegenstand oder der Inhalt der Ordensgelübde. Jeder religiöse Orden ist es eben durch die übernommenen drei Gelübde: der freiwilligen Armuth, der jungfräulichen Keuschheit und des freiwilligen Gehorsams gegen den Ordens-Obern, als Stellvertreter Christi. Da nun die drei genannten evangelischen Räthe nichts Unsittliches, sondern vielmehr die Blüthe der evangelischen Sittlichkeit sind, so müßte, wenn die Ordensgelübde, wie Ihre Prediger sagen, etwas Unsittliches sein sollten, das Unsittliche darin liegen, daß man diese drei vorzugsweise guten Dinge gelobt oder, was dasselbe ist, sie verspricht, und sich also dazu freiwillig verpflichtet. Nun habe ich aber wohl schon oft gehört, daß es unsittlich sei, etwas Schlechtes und Unsittliches zu versprechen, daß es aber unsittlich sei, etwas Gutes und sogar etwas sehr Gutes den Menschen oder Gott zu versprechen, dieß habe ich wenigstens von einem christlichen Lehrer noch niemals gehört. Die hl. Schrift tadelt bekanntlich die Gelübde nicht, sondern nennt sie mit Beifall und ermahnt uns nur, daß wir das Gelobte auch erfüllen sollen. „Gelobet und haltet's dem Herrn, eurem Gott", sagt der Psalmist (Ps. 75, 12.). Die christlichen Lehrer aber zeigen aus der Natur der Sache, daß es besser und verdienstlicher sei, das Gute als ein gelobtes, denn es als ein nicht gelobtes zu vollbringen. Denn erstlich sagt hierüber der englische Lehrer, der hl. Thomas, ist das Gelübde ein Akt der unmittelbaren Gottesverehrung, und erhalten die

gerathenen guten Handlungen dadurch, daß man sie auf Gott unmittelbar hinbezieht, eine höhere Würde, sie werden gewissermaßen Opfer, die man Gott darbringt.

Zweitens, sagt er, unterwirft man sich dadurch, daß man das gerathene Gute als ein gelobtes vollbringt, Gott in einem höheren Grade; indem man sich ihm dann nicht bloß in Absicht auf den einzelnen Willens-Akt, sondern auch in Absicht auf seine Willenskraft selbst unterwirft, man gibt ihm, nach dem Ausdrucke des hl. Bernardus, nicht nur die Früchte, die einzelnen Willensakte, sondern auch den Baum, der die Früchte hervorbringt, den Willen selbst.

Endlich verleiht das Gelübde dem Willen eine feste unbewegliche Richtung auf das Gute, und eben der für das Gute entschiedene, im Guten befestigte Wille, macht die Vollkommenheit der Tugend aus.*)

Ich wüßte nicht, was gegen diese Sätze zu erinnern wäre. Man kann aber eine Sache entweder bloß für eine Zeitlang oder auch für sein ganzes Leben geloben, also entweder bloß zeitweilige oder lebenslängliche Gelübde ablegen; und die Ordens-Gelübde sind lebenslängliche. Statt aber, daß sie dadurch an ihrer sittlichen Würde etwas verlieren, steigert sich diese dadurch noch; weil es offenbar etwas Erhabeneres ist, sich mit allem, was man ist und hat, für die ganze Zeit seines Lebens an Gott hingeben und sich seinem Dienste unwiderruflich widmen.

Und der Ordensstand ist durch die genannten drei ewigen Ordens-Gelübde nichts Anderes, als dieses sich unbedingte Hingeben an den göttlichen Dienst. Er ist,

*) Thom. Summ. Theol. 2. 2. qu. 88. art. 6.

wie der hl. englische Lehrer zeigt (ich muß an diesen Lehrer der christlichen Weisheit hier nochmals erinnern) unter einem dreifachen Gesichtspunkte der Stand der Vollkommenheit; nämlich erstens stellt er sich dar als eine Uebung, die Vollkommenheit der hl. Liebe anzustreben. Denn diese Uebung fordert, daß man alles von sich entferne, wodurch man gehindert werden kann, mit allen Affekten seiner Seele zu Gott hinzustreben. Diese Hindernisse aber sind dreifacher Art: die Begierde nach äußeren Glücksgütern, der entgegengewirkt wird durch das Gelübde der freiwilligen Armuth; die Begierde nach sinnlichen, insbesondere fleischlichen Ergötzungen, der durch das Gelübde der Keuschheit und endlich die Unordnung des menschlichen Willens, der durch das Gelübde des Gehorsams entgegengewirkt wird.

Dann stellt sich zweitens der Ordensstand dadurch als Stand der Vollkommenheit dar, daß er das Gemüth von allen äußeren Sorgen und Unruhen befreit. Diese Sorgen und Unruhen nämlich macht sich der Mensch vorzüglich um diese drei Dinge, um die Verwaltung der ihm zugehörigen äußeren Güter, um die Leitung seines Hauswesens und um die Regelung seines eigenen Willens; von der ersten Sorge wird er befreit durch das Gelübde der freiwilligen Armuth, von der zweiten durch das Gelübde der Keuschheit, von der dritten durch das Gelübde des Gehorsams.

Endlich stellt sich der Ordensstand drittens als Stand der Vollkommenheit dar, indem er eine Art fortgesetzten Brandopfers ist, wodurch man sich selbst Gott gänzlich darbringt. Ein Brandopfer bringt nämlich der Mensch Gott dar, wenn er Alles, was er hat, Gott opfert. Es hat aber der Mensch ein dreifaches Gut, die äußeren Güter,

die er Gott durch das Gelübde freiwilliger Armuth darbringt; das Gut seines Leibes, das er Gott durch das Gelübde der Keuschheit darbringt und das Gut seiner Seele, das er Gott durch das Gelübde des Gehorsams darbringt.*)

Vergleichen Sie nun, lieber Herr Baron, fuhr ich fort, das hier Gesagte mit dem, was oben von einem Ihrer Prediger oder Theologen gegen unsere Gelübde gesagt ist. Auf welcher Seite redet man denn die eigentliche und wahre christliche Sprache und aus dem Herzen des Christenthums heraus, dort, wo man dem Christen nichts Besseres zu rathen weiß, als erwirb dir genug zeitliche Habe, damit du Niemanden zur Last fallest; heirathe, damit du dich durch die Ehe ergänzest (ein Unverehelichter ist nämlich nicht ein ganzer, sondern nur ein halber Mensch) und du in deinem Geschlechte fortlebest, und sei endlich Niemanden als Gott in deinem Gewissen (nämlich wie du dir selbst dein Gewissen machst) und dem Staatsgesetze unterthan; — also, redet man dort die wahre christliche Sprache, oder hier, wo man mit Christus sagt: „willst du vollkommen werden, so verkaufe alles, was du hast, gib es den Armen und folge mir nach"; und „es gibt Verschnittene um des Himmelreichs willen; — aber wer es fassen kann, der fasse es"; und wo man eben dieser nach Vollkommenheit strebenden Seele mit Rücksicht auf das Gelübde sagt: „die Hand an den Pflug gelegt und nicht mehr zurückgeschaut nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Die Last und das Joch Christi, das du auf dich nimmst, ist zwar eine Last und ein Joch, aber doch eine

*) Thom. Summ. Theol. 2. 2. qu. 186. art. 7.

leichte Last und ein süßes Joch, weil die Liebe dir alles leicht und süß macht; bleibe nur in dieser Liebe, dann wirst du immer bis an dein Lebens-Ende das Joch Christi mit Freuden tragen; und nicht sie, die dich gebunden und gefangen wähnen, sind die wahrhaft Freien, weil sie selbst durch, wenn auch noch so goldene, Fesseln gebunden sind, sondern wahrhaft frei wirst du sein, die du den ganzen Weltplunder hinter dich wirfst, um leichter bergan auf der Himmelsstraße zu marschiren"? Ich widerhole also, lieber Herr Baron, urtheilen Sie selbst, welcher von diesen beiden Standpunkten der wahrhaft christliche, also auch der wahrhaft sittliche sei und ob daher der Vorwurf der Unsittlichkeit, womit man unsere Ordens-Gelübde brandmarken will, nicht wirklich recht impertinent sei?

Freilich soll man nicht ohne sorgfältige Prüfung seiner selbst, und ohne daß man seinen Beruf erkannt, in den Ordensstand eintreten; und wenn man sich ohne diese Prüfung und ohne Berufsgefühl blindlings hineinbegibt, versündigt man sich nicht nur schwer gegen sich selbst, sondern auch gegen Gott und die hl. Kirche. Aber macht uns denn die Kirche eine solche sorgfältige Prüfung nicht selbst zur Pflicht, läßt sie Jemanden zur Ablegung der Ordensgelübde zu, ehe er das Noviziat durchgemacht? Und ist es nicht im Grunde auch mit allen übrigen Ständen und insbesondere mit dem Ehestande so, daß man ihn ebenfalls für seine ganze Lebens-Zeit ergreift, sich also auch unwiderruflich an die Pflichten desselben im voraus bindet und zwar ohne Noviziat? Und wenn man in der Standes-Wahl fehlgreift und dadurch sein Lebens-Glück

zerstört, fällt dann der Fluch davon auf den Stand oder auf die verkehrte Wahl desselben?

Ich gebe zu, daß der Fehlgriff bei der Wahl des Ordensstandes sich schwerer rächt, als bei irgend einem andern Stande. Aber warum? Doch wohl nur, weil der Ordensstand heiliger ist und erhabenere Forderungen stellt. Denn corruptio optimi pessima, d. h. je höher, vorzüglicher und heiliger etwas ist, desto schändlicher und unheiliger der Mißbrauch. Ein schlechter Christ ist schlechter, als ein schlechter Heide; ein schlechter Priester schlechter, als ein schlechter Laie und ein schlechter Ordensmann ist wieder um so viel schlechter, als sein Beruf höher ist. Das Heiligste kann mißbraucht werden, aber hört es deßhalb auf, heilig zu sein? Auch gebe ich zu, daß der Mißbrauch des Heiligen in Absicht auf das Ordensleben manchmal recht grell sich gezeigt hat. Die Menschen, die in den Klöstern lebten, fielen auch nicht vom Himmel und blieben vom Einfluß der Zeit nicht unberührt. Statt daß z. B. in jener Zeit gesunkenen und vielfach versunkenen religiösen Lebens, wie sie der auch auf eine Reform der Klöster so eifrig hinarbeitende Kirchenrath von Trient vorfand, die Klöster Pflanzstätten und Sammelpunke eines heiligen christlichen Wirkens und Strebens hätten sein sollen, war vielfach auch in sie der Geist der Verweltlichung und der Genußsucht eingedrungen. Gerade aus den Klöstern heraus rekrutirte sich der Protestantismus sehr stark, und diese Mönche und Nonnen, welche des himmlischen Bräutigams, dem sie sich angelobt, müde, durch die Lockungen des Fleisches besiegt wort- und meineidig aus der geöffneten Klosterzelle heraus kopfunter kopfüber in den Ehestand sprangen, waren gewiß keine Muster christlicher Tugend. Daß

Gott auch diesen Verfall der Klöster zuließ, das hat er natürlich auch nicht ohne gute und weise Absichten gethan. Kein Stand und wäre er auch noch so hoch und heilig, ist die Vollkommenheit und Heiligkeit selbst; niemals und auch nicht innerhalb der Kloster-Mauern darf ich mich der Pflicht zu kämpfen überhoben dünken oder mich in eine falsche Sicherheit einwiegen. Je höher die Stelle, auf die ich hingestellt bin, desto tiefer der Fall; und wenn das Salz fade wird, wozu anders dient es, als daß man es mit Füßen trete: diese und ähnliche Lehren sind es, die durch jenen Verfall der Klöster uns tief genug eingeprägt werden. Wenn übrigens auch in Klöstern große Sünder gelebt haben und darin gewiß hie und da auch jetzt noch leben, so lebten und leben darin auch große Heilige; die Namen jener dringen häufiger in die Oeffentlichkeit, und machen in der Regel mehr von sich reden, denn wie gern redet nicht die skandalsüchtige Welt von Skandalen, und besonders wenn sich solche in der Kirche Gottes ereignen, da man ja, wenn es hier keine gibt, sich deren auf eigene Hand hin macht! Die Namen dieser letzteren aber sind Gott allein bekannt und ihre Tugenden sind von der Welt entweder nicht gekannt oder werden von ihr ignorirt. Und wenn ferner Klöster sinken können, so können sie sich auch wieder erheben; an Erneuerungs- und Verjüngungs-Kräften fehlt es der Kirche nicht und sie haben sich auch gerade in Beziehung auf die Klöster und des Ordens-Wesens wirksam genug erwiesen; und sie erweisen sich daran noch tagtäglich. Man sieht also, nichts ist wohlfeiler, als gegen Mißbräuche an sich heiliger und ehrwürdiger Anstalten zu deklamiren; wenn man aber gegen eine Sache keine anderen Gründe hat, als daß man ihre Mißbräuche ab-

kanzelt, so muß es mit derselben so übel nicht bestellt sein. Nebel und Wolken können zwar den Glanz des schönen Sonnen-Lichts eine Zeitlang dämpfen oder verhüllen, aber auslöschen können sie ihn nicht, und ehe man sich's versieht, hat die Sonne Nebel und Wolken durchbrochen und strahlt wieder in ihrer vollen Schönheit. Und etwas derartiges könnte man auch an unsern heutigen religiösen Orden sehen, wenn man es nur sehen will. Die weitaus zahlreichsten, sei es daß die ehemaligen sich wieder verjüngt, oder daß an die Stelle der alten neue getreten, sind wieder wahre Zierden der Kirche, wie sie es ehemals in ihren ersten Zeiten waren, und wie sie es ihrer Bestimmung nach sein sollen; und wenn mich etwas bei so viel Wirrniß und Drangsal der Zeit tröstet und mich in der Ueberzeugung stärkt, daß trotz aller dieser Wirrniß dennoch durch die Kirche Gottes ein neuer Lebenshauch wehe, so ist es eben diese Erscheinung. Und hier, lieber Herr Baron, bin ich auch auf den Punkt gelangt, wo ich, nach Zurückweisung der verläumderischen und feindseligen Ansichten unsere grundsätzlichen und unversöhnlichen Gegner, mich noch mit Ihnen auseinanderzusetzen habe wegen Ihrer Aeußerung, daß religiöse Orden jetzt nicht mehr zeitgemäß seien. Denn wenn, wie ich oben gezeigt habe, die heiliggehaltenen evangelischen Räthe und noch mehr die heiliggehaltenen Gelübde, wodurch man sich zu ihnen verpflichtet, gerade die Blüthen des christlichen religiösen Lebens sind: warum sollten sie wohl nicht auch heute noch zeitgemäß sein! Das Evangelium ändert sich doch nicht nach dem Zeitgeschmacke, sondern es bleibt, wie sein göttlicher Verkünder, Christus selbst, gestern und heute und in Ewigkeit dasselbe. Wenn zufällige Zeitansichten nicht

mit ihm übereinstimmen, so ist es doch wohl in der Ordnung, daß diese Ansichten sich nach dem Evangelium, nicht aber umgekehrt die Lehren des Evangeliums sich nach ihnen richten. Aber überhaupt ist es mit solchem Zeitgeschmack oder solchen Zeitansichten eine eigene Sache. Was Einigen schlecht schmeckt, schmeckt Andern desto besser. Und daß letzteres in Bezug auf das Ordensleben wirklich der Fall, zeigt der erneuerte Aufschwung desselben, zeigt der unaufhaltbare Zudrang zu Männer= wie zu Frauen=Klöstern, sowie auch die große Achtung, deren sich dieselben bei unserm katholischen Volke zu erfreuen haben. Und daß diese Geschmacksrichtung auch den Protestanten nicht ganz fremd sei, zeigen die neuesten Bestrebungen derselben in England, die auf nichts Geringeres, als auf die Wiederherstellung religiöser Orden sich hinrichten. Sieht man darauf hin, so fühlt man sich fast in jene Zeiten zurückversetzt, wo sich mit Einsiedlern und Mönchen die Wüsten bevölkerten und die Städte deßhalb verödeten. Und wie damals, so sind es auch jetzt nicht etwa nur die unteren oder niederen Stände, aus denen man sich zu dem Ordensleben hindrängt, als ob man sich die Klöster etwa als Versorgungs=Anstalten dächte und auswählte, nein, die Mitglieder der höheren und höchsten vermischen sich hier mit denen der niedrigen und verbinden sich mit ihnen durch die Bande der christlichen Brüder= und Schwesternliebe, welche an Dauer und Innigkeit denen der Blutsverwandtschaft nicht nachstehen; Fürsten und Fürstinnen, Grafen und Gräfinnen, Edelmänner und Edelfrauen, vornehme und begüterte aller Art, verlassen Familie, Vaterhaus und Heimath, sie entsagen allen Ansprüchen, wozu ihre Geburt und ihre gesellschaftliche Stellung, ihre Jugend, Schönheit oder geistige

Anlagen sie berechtigen, und befolgen ebenso wohl buchstäblich, als geistig das Wort des Heilandes an den reichen Jüngling, indem sie Alles, was sie haben, von sich werfen, um desto vollkommener dem armen Jesus nachzuahmen und nachzufolgen. Auch er, denken sie, verließ sein noch schöneres Vaterhaus und seine noch herrlichere Heimath, und kam herab in dieses Thränen- und Jammerthal; im Himmel von Schaaren heiliger Engel bedient kam er, nicht um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen, und obgleich die ganze Welt sein Eigenthum war, war er so arm, daß er nicht wußte, wohin er sein Haupt legen sollte; er kam, nicht um zu genießen, sondern um zu entbehren, um das Kreuz zu tragen und am Kreuze zu sterben. Diesem ihrem armen, entbehrenden, kreuztragenden Jesus, diesem Manne der Schmerzen nachzuahmen, ihm hinauf bis auf Golgotha nachzufolgen, bis unter das Kreuz, woran er stirbt und an diesem Kreuze mit ihm zu sterben und der Welt gänzlich abzusterben, danach allein verlangen sie; sie wissen, daß man alles dieses auch in der Welt kann, daß man mitten in der Welt doch mit dem Geiste außer ihr leben kann, aber sie wissen, daß man es leichter und vollkommener kann, wenn man die Welt verläßt, sie wissen, daß es schwerer ist, die Güter, Ehren und Freuden der Welt recht zu gebrauchen, so, als gebrauchte man sie nicht, als ein- für allemal auf sie zu verzichten; schwerer, halb und stückweise, als ganz zu resigniren, denn resigniren in der einen oder andern Weise muß der Christ immer; man kann die Freuden nicht hier und dort (im Himmel) zugleich genießen und wenn man nicht mit Jesus leidet, kann man auch einstens nicht mit ihm verherrlicht werden.

Auch darin haben unsere Zeiten mit den obengenann-

ten Aehnlichkeit, daß es jetzt so wenig wie damals die welt- und lebensmüden, zerknickten und gebrochenen Seelen sind, die in die Klöster als in Orte der Genesung eilen. Daß es auch für solche Seelen Zufluchtsstätten, Orte der Genesung gebe, wäre an sich doch wohl kein Unglück; das Christenthum, welches aus dem Leiden des Gottessohnes geboren ist, hat für alle Leidenden, welcher Art sie auch seien, Mitleid und Hülfe; und wenn Klöster solchen leidenden und zerknickten Seelen Hülfe und Heilung brächten, so wären sie deßwegen noch nicht zu verachten. Aber ihre ursprüngliche und erste Bestimmung ist es nicht; darin hat Montalembert Recht; „sie waren ursprünglich nicht dazu bestimmt, die Invaliden der Welt aufzunehmen; nicht kranke oder krankhafte Seelen, sondern gerade die gesundesten und kräftigsten sind es von jeher gewesen, die die Klöster mit Bewohnern angefüllt haben. Weit entfernt, eine Zuflucht für die Schwachen zu sein, waren die Klöster im Gegentheile die wahre Kampfesschule für die Starken“*). So war es also ursprünglich, und so ist es auch noch heute.

Noch einen dritten Vergleichungspunkt gibt es. Es war weniger die Furcht vor den Verfolgungen der Welt, als die Furcht vor den schmeichlerischen Freuden der Welt, was die Christen ursprünglich in die Wüsten hineintrieb und sie erst zu Asceten und dann zu Cönobiten, zu Mönchen machte: die übergroße bis auf's Aeußerste getriebene Lust zu besitzen und zu genießen bei den Einen erzeugte in den Andern gleichsam als Gegengewicht und als Sühne ein edles unwiderstehliches Verlangen nach Entbehrung und

*) Die Mönche des Abendlandes vom hl. Benedikt bis zum hl. Bernhard. Deutsche Ausg. von P. K. Brandes. Regensb. 1860. Bd. 1. S. 35.

Abtödtung, die Liebe zum Kreuze; und heute sind die Verhältnisse so ziemlich wieder dieselben. Derselbe grenzenlose Durst nach Besitz und Genuß bei den Einen treibt die Andern schaarenweise in die Klöster hin, als in Orte, wo sie vor den Fallstricken der Welt geschützt sind und für die Sünden der Welt büßen können. Das Entbehren kommt ihnen nicht so schwer vor, als es die Weltkinder meinen. Diese kennen keinen Genuß als den sinnlichen, aber abgesehen davon, daß dieser sinnliche Genuß in der Regel einen so bitteren Nachgeschmack hat, und daß er die Oede und Leere des Herzens doch nicht wegschafft, sondern sie wohl erst recht fühlbar macht, kommt jedenfalls ein letzter Tag, wo diese Art zu genießen aufhören wird. Diesem Tage können die Weltkinder einmal nicht entfliehen, sie mögen sich anstellen, wie sie wollen. Und dieß sollte man doch auch in Anschlag bringen, wenn man sich die Entbehrungen, die unsere strengen religiösen Orden auferlegen, für zu streng, für unerträglich, nur für eine unnütze Selbstquälerei oder für phantastische Uebertreibungen einer mißverstandenen Frömmigkeit ansieht. Diejenigen, die so urtheilen, sollten sich einmal ein wohldisciplinirtes Kloster und deren Bewohner selbst in der Nähe ansehen und näher mit ihnen verkehren. Sie würden unter ihnen gewiß mehr heitere Gesichter und mehr munter aus den Augen blickende Fröhlichkeit sehen, als bei den Geld- und Genuß-Menschen in der Welt. Ich wenigstens habe diese Wahrnehmung zum Oefteren gemacht; und ich fand sie auch sehr erklärlich. Jener Kirchenvater, der unter den Freuden auch die nennt, auf die (sinnlichen) Freuden zu verzichten, hat das menschliche Herz gut gekannt. An die Stelle der sinnlichen Freuden geistige setzen, ist gewiß kein

schlechter Tausch. Die letzteren schmecken im Gegensatze zu den ersteren immer besser, je länger man sie genießt; sie lassen keine Unruhe zurück, erzeugen nie Eckel und Ueberdruß, und weder das Alter noch der Tod macht ihnen ein Ende, da man jenseits sie, nur in höherer Art, fortgenießen wird. Und schätzen wir nach christlichem Maaß und Gewichte, so wird ja ein einziger Augenblick überfließender himmlischer Glückseligkeit durch ein ganzes Leben strenger Entbehrung nicht zu theuer erkauft. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man einen strengen Ordensmann, etwa einen Trappisten sterben sieht und sich von seinem Sterbebette an das Sterbebett eines Weltkindes versetzt. Diesem nimmt der Tod Alles, und zwar Alles für immer und ewig, jenem nimmt er nichts und gibt ihm Alles. Die treuen und frommen Kloster-Brüder drängen sich an sein Sterbebett heran und helfen ihm durch ihre inbrünstige Fürbitte den letzten Kampf bestehen, und kaum hat die Seele ausgekämpft und ihre körperliche Hülle verlassen, so stimmen sie in frohen Jubeltönen den Lobgesang des Psalmisten an: laudate pueri Dominum, laudate nomen Domini (lobet ihr Jünglinge den Herrn, lobet den Namen des Herrn). Es spricht sich hierin aber nur die christliche Ansicht vom Leben aus. Das diesseitige Leben ist für den wahren Christen die Arbeit und der Kampf, und erst im jenseitigen erndtet er den Lohn und Siegespreis. Ernste Heiden sprachen: „Selig, die nie Geborenen"; der wahre Christ spricht: „Selig, die im Herrn entschlafen, denn ihre Werke folgen ihnen nach." Kurz, was Napoleon sagt: „Klöster müssen sein für große Tugenden, für große Laster und für großes Unglück" gilt nicht etwa nur für gewisse Zeiten, sondern für alle Zeiten.

Doch ich muß mit meinen weiteren Betrachtungen hier einhalten. Ich wollte Ihnen, geehrter Herr Baron, nur zeigen, daß es mit dem Zeitgeschmacke im Punkte des religiösen Ordenlebens eine eigene Sache sei, daß man ihn ebenso gut dafür, als dagegen anrufen könne; und daß Sie daher um deßwillen nicht Ursache hatten, unsere religiösen Orden in Bausch und Bogen für unzeitgemäß zu erklären. Sie waren immer zeitgemäß, und sie werden es immer sein, so gut wie das Christenthum, dem sie nicht etwa nur äußerlich angeklebt, sondern aus dem sie im eigentlichen Sinne herausgewachsen sind. In irgend einer Gestalt waren sie auch immer vorhanden, noch ehe sie in ihrer bestimmten spätern Gestalt vorhanden waren. Oder wer wohl erinnerte sich nicht gern an jene schönen ersten christlichen Zeiten, wo ganze christliche Familien, ohne ihre Häuser und ihre Arbeiten zu verlassen, wie in der geregeltsten Genossenschaft lebten! Man schwieg, man arbeitete ohne Unterlaß, man verbarg sich (die Christen hießen daher ein Geschlecht von Menschen, die das Licht scheuen), man war gehorsam dem Hirten der Gemeinde, und dem Vater der Familie. Keine andere Erwartung, als die Erwartung der Ankunft des Herrn der Herrlichkeit, keine andere Versammlung, als diejenige, wo man Gott lobte und die Worte des Glaubens hörte, kein anderes Fest, als dasjenige, wo man das Mahl der Liebe feierte, keine andere Freude, als die uns mit den Engeln des Himmels gemeinsame, keine anderen Nachtwachen, als solche, wo man nicht aufhört zu beten, und sich auf das morgende Fest vorbereitet. Nach dem Muster dieser christlichen Familien bildeten sich die religiösen Genossenschaften. Die Formen waren verschieden, aber der Geist war derselbe. Und wie

in irgend einer Gestalt die religiösen Orden immer in der Kirche waren, so werden sie auch in der Kirche immer sein. Sie sind deren Schmuck und Zierde; und wenn daher die Kirche auch an sich ohne religiöse Orden bestehen könnte, so würde sie einem doch ohne solche nur vorkommen, wie ein Gotteshaus mit kahlen Wänden oder etwa wie der St. Peters-Dom zu Rom ohne seine Kuppel. Der Geist Gottes, der über der Kirche wacht, Schaden von ihr abwehrt oder ihre Verluste immer wieder ersetzt, wird schon dafür sorgen, daß ihr diese ihre Zierde niemals fehle, oder daß sie, wenn sie derselben durch äußere Gewalt beraubt worden, derselben nicht lange beraubt bleibe. Durch die Revolutions-Stürme waren die religiösen Orden in Frankreich wie in verschiedenen andern Ländern gewaltsam weggefegt oder durch eine antichristliche Gesetzgebung wegdekretirt worden: aber wie lange dauerte es? Als das todtgeglaubte Christenthum wieder auferstand, erhoben sich auch gleich wieder Klöster, und sie stehen gerade in Frankreich jetzt wieder in rechtem Flor, staatlich nicht anerkannt, aber auch nicht angefochten. Ihre ehemaligen Güter und Besitzungen sind zwar hier wie anderwärts von Staats wegen eingezogen worden; sie haben aber denjenigen, die sie geraubt, keinen Segen gebracht; und die Beraubten können auch fertig werden ohne sie. Auch diese Beraubung, ein wie himmelschreiendes Unrecht auch dadurch begangen wurde, hat ihr Gutes gehabt. Manche Werke christlicher Wohlthätigkeit können die Klöster zwar nicht in der früheren Weise mehr üben, christliche gemeinnützige und wichtige Unternehmungen nicht mehr so unterstützen und fördern, aber sie selbst haben keinen Schaden gelitten. Unberufenen können sie nicht mehr als Versorgungs-Anstalten erscheinen,

die Gefahren eigener Verweltlichung sind vermindert und die Habgierde der Mächtigen kann durch Güter, die nicht mehr vorhanden sind, auch nicht mehr angereizt werden. Also auch die Armuth unserer heutigen Klöster halten wir für kein Unglück. Sie hindert dieselben nicht, zeitgemäß zu sein und ihrer ursprünglichen wahren Bestimmung nach zeitgemäß zu wirken.

Sie sagen, Herr Baron, unsere barmherzigen Schwestern ließen Sie Sich wohl noch gefallen; Sie hätten Sich aber im Sinne vieler Ihrer Confessionsverwandten vielleicht richtiger ausgedrückt, wenn Sie Ihr Lob und Ihre Anerkennung weniger bedingt und etwa gesagt hätten: wir beneiden Sie um dieses wohlthätig wirkende, christlich menschenfreundliche Institut. Denn hat man es auch, in Anerkennung seiner vortrefflichen Wirksamkeit, auf unsern protestantischen Boden zu verpflanzen gesucht: so nimmt es sich doch bei uns zu sehr wie ein exotisches Gewächs aus. Es fehlt ihm an Triebkraft und Leben. Unser Diakonissen-Institut, das seit 1836 besteht, besitzt zwar schon recht viele Schwestern und hat viele Häuser, nicht allein in Deutschland und in Europa, sondern auch in Jerusalem, in Smyrna, in Constantinopel und an mehreren andern wichtigen außereuropäischen Orten; aber es nimmt sich gegen euer katholisches Institut doch nur als ein armseliges verkrüppeltes und verkümmertes Stümperwerk aus, sowohl wenn man hinsieht auf die Zahl der Anmeldungen, als auf das, was es leistet; und die protestantischen Millionen reichen nicht hin, um eines jener Werke hervorzubringen, die in eurer katholischen Kirche gar nichts kosten. Schrieb doch sogar gelegentlich über unser Diakonissen-Institut vor ein paar Jahren einer unserer protestantischen

Prediger aus Paris an einen Mitbruder wörtlich Folgendes:

„Es besteht hier ein Frauenorden, der vom h. Lazarus, und die Nonnen dieser Congregation üben die Barmherzigkeit in den Gefängnissen. Diese Damen (von denen viele den höheren Ständen angehören) widmen sich mit aller Hingebung ihrem undankbaren Geschäfte. Ich weiß aus sicheren Quellen, daß keine von ihnen über fünfzig Jahr wird; es kommt das von der schlechten Gefängnißluft, welche sie einathmen .... Sie stellen sich vielleicht vor, daß die Aufnahme in diesen Orden leicht zu erlangen sei. Allein dem ist nicht so. Ehe man die Postulantinnen zuläßt, werden sie der strengsten Prüfung unterworfen, man verlangt überdieß von ihnen ein Einbringen von 5000 Francs. Was sagen Sie dazu? Wenn man von unseren Mädchen als Bedingniß ihres Eintritts in das Diakonissen-Haus zu Berlin oder Sonnenburg 1000 Thlr. verlangte, was würde daraus werden? . . . . Es ist eine mir unerklärliche Erscheinung, daß während es uns alle Mühe von der Welt kostet, eine Schwester zu erwerben, die Katholiken sie im Ueberfluß finden" (Hallisches Volksblatt v. 5. August 1854).

Sie könnten, Herr Baron, dann noch hinzufügen: diese hier von einem Theile unserer protestantischen Prediger für unerklärlich ausgegebene Erscheinung wird von einem andern Theile derselben sogar für sehr erklärlich gefunden. Auf der vor mehreren Jahren in Fürth abgehaltenen Konferenz protestantischer Prediger, wo man bei Besprechung des in Kaiserswerth errichteten Diakonissen-Instituts ebenfalls sehr über den Mangel an Erfolg klagte und man sich diese Erscheinung zu erklären suchte, sagte

man geradezu: „Die Schuld liegt daran, daß wir das Gelübde der Jungfräulichkeit nicht mehr besitzen: die größte Mehrzahl unserer Schwestern tritt in den Ehestand und geht für uns verloren“ (Nürnb. evang. K.=Z. vom 27. April 1854).

In einem ähnlichen Sinne ließ sich bald darauf ein anderes protestantisches Organ vernehmen. „Es ist befremdlich, daß der religiöse Aufschwung uns noch nicht dahin gebracht hat, unsere Augen auf so viele junge Personen, die ohne Beschäftigung und Anstellung sind, zu wenden und daß die Herolde unserer Kirche nicht die Klugheit haben, eine Kraft nützlich zu verwenden, die uns eine ungemeine Macht verschaffen würde. Die barmherzigen Schwestern werden auf Vorposten in protestantische Länder geschickt; schon haben sich manche unserer Töchter in den Schooß einer Kirche geflüchtet, die ihnen einen Beruf bietet, und noch andere werden ihnen folgen . . . . Wie viele arme Mädchen haben ihren Lebenslauf verfehlt, wenn man den Grundsatz gelten läßt, daß die Ehe der einzige Beruf des Weibes sei! . . . Wollte Gott, wir besäßen noch ein Fünklein jenes Geistes, der einstens die Klöster zu bauen verstanden hat“ (Hallisches Volksblatt v. 1. November 1854).

So also, lieber Herr Baron, sprechen es die eigenen protestantischen Stimmführer selbst aus, daß das Institut Ihrer Diakonissen, wie sehr auch durch äußere Mittel unterstützt, doch nicht recht gedeihen will und mit unserm barmherzigen Schwester=Orden nicht verglichen werden kann, und sie suchen auch redlich genug über die Ursachen dieser Erscheinung klar zu werden. Mich freut hierbei nur, daß doch endlich auch bei Ihnen der so verschrieene

Cölibat wieder zu Ehren kommt und daß man nach und nach von der Theorie der allgemeinen Pflicht zu heirathen wieder zurückkommt. In der That, sich um Christi willen mit ganzer Seele und in edler Selbstaufopferung dem Dienste der Kranken und der Armen weihen, und noch mit Heirathsgedanken umgehen, sind zwei Dinge, die nicht so recht zusammen passen; und auf mich selbst machte es einen curiosen Eindruck, als vor ungefähr zehn Jahren, wo ich noch in der Rheinischen Musenstadt verweilte, in dem dort neu errichteten protestantischen Krankenhause die erste Diakonissin, die hier wirkte, mit dem ersten Kranken, den sie verpflegt, nach dessen Genesung sich sofort verheirathete. Vor Kurzem erlebten wir in einer andern Stadt etwas Aehnliches, nur daß die erste Diakonissin, die dahin geschickt war, nach ihrer Ankunft dorthin nicht zwar mit einem von ihr bedienten Kranken, aber mit dem daselbst wirkenden und sie im Krankendienste unterstützenden protestantischen Prediger sich verheirathete. Wenn den Diakonissen ein Ehemann lieber ist, als ihre Kranken, die sie bedienen sollen, dann meine ich könne doch der Krankendienst nicht recht gedeihlich, weil nicht recht freudig und opferwillig sein. Das Herz ist dann oft ganz wo anders, als die Hände, welche die Wunden der Kranken verbinden. Uebrigens würde man sehr irren, wenn man die bei den protestantischen Diakonissen noch nicht unterdrückte Heirathslust für das einzige Hinderniß ihres Instituts ansehen wollte. Es fehlen zum rechten fröhlichen Gedeihen desselben auch noch andere Bedingungen. Es fehlt bei den symbolgläubigen protestantischen Seelen der lebendige Glaube an die Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit der guten Werke, es fehlt die Anerkennung der evan=

gelischen Räthe und der Gelübde, mithin auch einer opferwilligen heroischen Tugend, einer Liebe, die sich ungetheilt Christo und seinen Brüdern, den Armen und Verlassenen, widmet, es fehlen außer den Lehren auch die leuchtenden Vorbilder, und endlich fehlt das eucharistische Opfer, an dem sich der christliche Opfergeist immer wieder neu entzündet und die Communion mit dem im hl. Sakramente wirklich gegenwärtigen Christus, welche die Heldenthaten der Liebe nicht allein möglich, sondern auch leicht macht, kurz es fehlt Boden, Licht, Luft und Nahrung; und wenn in allen diesen Punkten der Protestantismus sich nicht ändert, so werden alle Versuche, solche katholische Anstalten auf protestantischen Boden zu verpflanzen, stets doch Pfuscherei bleiben.

Daß Sie übrigens, Herr Baron, mit solcher Einseitigkeit unter unseren religiösen Orden nur die barmherzigen Schwestern hervorheben und daß Sie Sich nur diese noch gefallen lassen zu wollen erklären, zeigt mir, daß Sie bei Beurtheilung der religiösen Orden einen Maßstab anlegen, der, so sehr er auch nach dem Geschmacke einer, zumal bei Ihren Confessions-Verwandten, weit verbreiteten Zeitrichtung ist, doch von vornherein nicht der richtige ist. Unwillkührlich wird man dabei an des Dichters Wort erinnert:

„Daran erkenn' ich die gelehrten Herrn,
„Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
„Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
„Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
„Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
„Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht" *).

*) Göthe's Faust. II. Th.

Wer darf denn bei religiösen Dingen oder Erscheinungen gleich immer nur nach ihrem Nutzen fragen? Wenn eine Sache wirklich gut, wenn sie wahrhaft christlich und aus dem Herzen des Christenthums herausgewachsen ist, so meine ich verstände sich ihr Nutzen von selbst, wenn ich ihn auch nicht mit Händen greifen oder mit engherziger kaufmännischer Berechnung ihn mit Zahlen nachweisen kann. Nicht alles was nützlich ist, d. h. was uns nützlich erscheint, ist auch gut; aber alles, was gut ist, ist auch nützlich, zunächst für denjenigen, der es selbst besitzt oder übt, dann aber auch mehr oder weniger für die ganze menschliche Gesellschaft. So verhält es sich auch mit den religiösen Orden. Sind sie wirklich kostbare Blüthen des Christenthums, also in sich selbst wahrhaft gut und sehr gut, so nutzen sie auch. Sie nutzen vor allem den vom rechten Geiste beseelten Mitgliedern derselben selbst, weil sie als solche der christlichen Vollkommenheit entgegenstreben und sich den wahren und ganz unermeßlichen Nutzen, einen Schatz im Himmel, erwerben. Sie nutzen aber indirekt auch der übrigen menschlichen Gesellschaft, auch wenn sie nicht thätige Orden sind, wie die meisten unserer heutigen religiösen Orden wirklich sind (denn nicht allein die barmherzigen Schwestern und Brüder, welche die Kranken bedienen, sondern auch die Ursulinerinnen, Schulschwestern und Schulbrüder, welche arme Waisen-Kinder erziehen, oder die Jugend unterrichten, die Franziskanessen, die Töchter und Schwestern der christlichen Barmherzigkeit, und wie sie sonst heißen mögen, die die Armen in ihren Häusern besuchen, für ihre Erquickung und die Reinlichkeit ihrer Wohnungen sorgen, die Redemptoristen, Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner und so viele,

viele andere, die als Missionäre unter die Heidenvölker gehen, oder zu Hause das Predigtamt und den Beichtstuhl wahrnehmen, sie alle sind für das Wohl der Menschheit thätig und besorgen sehr wichtige und theure Interessen der menschlichen Gesellschaft); also — auch wenn die Orden gerade nicht thätige, sondern vielmehr beschauliche sind, und nicht das Amt der Martha, sondern das der Maria besorgen, nutzen sie der ganzen Gesellschaft dennoch. Sie nutzen der ganzen Gesellschaft durch ihr Gebet; denn sie bilden vorzugsweise in der Kirche den betenden Stand, und wenn man auch die Wirkungen dieser ihrer Thätigkeit nicht mit Händen greifen kann, so zweifelt an dem Segen derselben doch kein Christ. Was wir thun, und wenn wir uns auch noch so sehr abquälen, ist immer nur sehr wenig, das Meiste und Beste muß Gott selber thun und sein Segen, womit er unser Wirken befruchtet, muß erfleht werden. Nicht diejenigen, die äußerlich die rührigsten sind und vor lauter Geschäftigkeit nicht zu sich selbst kommen, nicht diese nutzen am meisten, selbst nicht immer diejenigen, die in den vordersten Reihen stehen und vielleicht durch den Ruhm ihrer Thaten den halben Weltkreis erfüllen: einstens, wenn wir das ganze Gewirre der Fäden der Weltgeschichte werden offen gelegt sehen, werden wir vielleicht diejenigen, die durch ihre Thätigkeit jetzt das meiste Geräusch machen, ganz im Hintergrunde verschwinden sehen, während die Hauptsiege, die wir feiern, und die wahrhaft rettenden Thaten von Gott herabgefleht wurden, durch das inbrünstige Gebet irgend einer Seele, die sich hier vor der Welt verbarg und von ihr nicht gekannt war. Das Gebet ist uns jederzeit nothwendig, aber vielleicht jetzt bei dem allgemeinen Wirrsal nothwendiger, als jemals, und

wenn unserer Zeit noch geholfen werden soll, so kann ihr nur durch die Hülfe Gottes und mithin durch das Gebet der Menschen geholfen werden. Dieß ist auch der Grund, warum die Kirche die beschaulichen Orden sogar noch höher stellt, als die thätigen, abgesehen davon, daß das beschauliche Leben mehr Selbst-Aufopferung und Selbst-Verleugnung kostet, und die wahre Nachahmung des Lebens der Engel des Himmels ist. „Martha, Martha, du bist sorgfältig und bekümmerst dich um viele Dinge; Maria hat den besten Theil erwählt." Daß auch das Beispiel dieser in der Verborgenheit lebenden, die Welt vergessenden und von ihr vergessenen Seelen für eine nur von Schein und Flitter lebende gefall- und genußsüchtige Welt eine große lebendige Predigt ist, liegt auf der Hand. Und daß dieses Beispiel nicht verloren ist, sondern gar manchen Jüngling oder Jungfrau, die Gefahr liefen, im Weltstrudel umzukommen, und Gott und Ewigkeit zu vergessen, heilsam erschüttert und in ihr besseres Innere zurückgeführt, weiß ich aus eigener Erfahrung.

Ein gewisser protestantischer Prediger Schultze will einen Hauptvortheil klösterlicher Anstalten darin finden, daß sie die Zahl der nutzlosen alten Jungfrauen vermindern und er wünscht deßhalb nicht bloß thätige Orden, sondern auch solche Genossenschaften, die lediglich Freistätten für die von der Welt sitzengelassenen Mädchen sein sollen; und der berühmte Thiers empfiehlt unter einem ähnlichen Gesichtspunkte der Betrachtung die Klöster als ein Sicherheitsmittel gegen den überhand nehmenden Selbstmord. Sie sehen aber, Herr Baron, solcher Nutzanpreisungen und Empfehlungen unserer religiösen Orden bedarf es bei uns nicht.

Schließlich machten Sie aber noch einen Seitenhieb auf den Jesuiten-Orden. Ich fühle mich aber nicht berufen denselben abzupariren. Ich brauche der Lobredner dieses Ordens nicht zu sein. Er lobt sich selbst, nicht mit seinen Worten, aber desto mehr mit seinen Thaten. Wissenschaft, Tugend, Hingebung an die Sache der Religion, Eifer des Wirkens, Eifer für die Errettung der Seelen, die christliche Erziehung der Jugend, die Ausbreitung des Reiches Jesu Christi und die Beförderung der größeren Ehre Gottes zeichnen ihn gleichmäßig aus. Durch die Missionen, welche die Väter dieser Gesellschaft in dem unglücklichen Revolutions-Jahre 1848 und in den folgenden fast überall in Deutschland mit so viel Erfolg abgehalten, haben sie zur Beruhigung der menschlichen Gesellschaft und zur Herstellung der gesellschaftlichen Ordnung mehr gewirkt, als alle Diplomaten, Büreaukraten und Politiker zusammen. Von allen Orten, wo sie gewirkt, folgten ihnen die herzlichsten Segenswünsche nach; und selbst Protestanten, die, man weiß nicht warum, einen Jesuiten kaum ohne Pferdefuß denken können und einen wahren Horror vor ihnen haben, besuchten fast überall in großer Zahl ihre Predigten, gewannen sie lieb und erbauten sich daran, ohne auch nur durch ein intolerantes Wörtchen verletzt worden zu sein. Wenn man gleichwohl fortfährt sie zu verlästern, zu verläumden, und ihnen allerlei Böses nachzusagen, so ist das nicht ihre Schuld. „Sie werden euch hassen und verfolgen um meines Namens willen“, diese Vorhersagung unseres göttlichen Meisters gilt auch ihnen. Es ist nichts als der Haß Christi selbst, der sich auf sie ablagert und wir sehen daher, daß alle Feinde der christlichen Religion auch die geborenen Feinde

der Jesuiten sind. Der hl. Ignatius, ihr glorreicher Stifter, soll vor seinem Scheiden gesagt haben, er werde dort oben bei Christus bitten, daß seine Gesellschaft immer die Zielscheibe des Hasses und der Verfolgung der unchristlichen Welt sein möge, damit um so weniger der Weltgeist jemals in sie eindringen könne. Bis jetzt ist dieß Gebet erhört worden. Die Gesellschaft war immer die ganze Zeit ihres Bestehens hindurch für die Feinde der christlichen Religion die Zielscheibe ihres Hasses. Dieser selbe unversöhnliche Haß brachte sogar im vorigen Jahrhundert ihre Aufhebung durch Clemens XIV. zu Wege. Dieser Papst gab dem ungestümen fortwährenden Drängen der mächtigen Feinde dieser Gesellschaft nach, und wählte, wie er glaubte, das kleinere Uebel, um ein größeres Uebel zu verhüten. Der katholische Weltkreis wußte aber, was er an der Gesellschaft verloren hatte, und auf das einmüthige Flehen der Christenheit stellte Papst Pius VII. im Jahre 1814 die Gesellschaft wieder her. Denn eben von unsern Feinden lernen wir am besten, was wir lieben und schätzen sollen. Was sie hassen, ist gewiß gut. Von den abgeschmackten Verläumdungen, die man ihrer Moral und ihren Moralgrundsätzen nachredet (meistens sind sie entlehnt den lettres provinciales Paskal's, der, als ihr erklärter Feind, erwiesener Maaßen ihre Lehren entstellt, ihnen einen falschen Sinn unterschoben, ihnen auch geradezu falsche Lehren und Grundsätze angedichtet hat), — von diesen will ich hier gar nicht reden. Hat man ja vor ein paar Jahren in öffentlichen Blättern für denjenigen, der die Wahrheit der ihnen zur Last gelegten laxen Lehren und Moral-Grundsätze nachweisen werde, einen ansehnlichen Preis ausgesetzt. Warum bewirbt man sich denn nicht um diesen

Preis? Aber den Jesuiten wirft man z. B. den Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, vor, und das, dessen man sie fälschlicher Weise anklagt, übt man selbst. Das ist freilich leichter, als jener geforderte Nachweis. Wie sich aber eine solche fortgesetzte Schmäh- und Verläumdungssucht mit deutscher Ehrlichkeit zusammenreime, das erkläre uns, wer es kann. Von dem elenden Machwerke der monita secreta kann ich aus demselben Grunde hier nicht reden; die Akten sind darüber geschlossen und wer sich heute doch noch darauf berufen kann, verdient keine Antwort mehr.

Eine Ursache, gegen die Jesuiten mißtrauisch zu sein, haben Sie also, Herr Baron, nicht; es müßte denn sein, daß uns die Tugend und die Wahrheit unbequem sei und daß die wahre Jüngerschaft Christi uns als ein Verbrechen gelte.

Hier brachen wir unser Gespräch ab; es hatte dasselbe von Anfang bis zu Ende seinen friedlichen und freundschaftlichen Charakter behalten, und in eben diesem freundschaftlichen Sinne schieden wir auch von einander. Ich konnte es mir aber, geliebte protestantische Freunde, nicht versagen, Euch den Inhalt unserer Unterredung mitzutheilen. Ich weiß, daß ähnliche Vorurtheile gegen unsere religiösen Orden, wie bei jenem Baron, auch bei Tausenden unter Euch bestehen. Möchtet Ihr denn das hier Gesagte auch mit ebenso viel Billigkeit und Wohlwollen aufnehmen. Und hiermit Gott befohlen! —



